

HEYNE  
BÜCHER

Frankreichs  
Bestseller-Autor Nr.1

*Sulitzer*

**CASH**

*Roman*

**PAUL-LOUP SULITZER**

# **CASH**

*Roman*

Deutsche Erstausgabe

**WILHELM HEYNE VERLAG MÜNCHEN**

HEYNE ALLGEMEINE REIHE

Nr. 01/6937

Titel der französischen Originalausgabe:

Cash!

Deutsche Übersetzung von Rudolf Kimmig

Copyright © Editions Denoel, Paris 1981



Copyright © der deutschen Übersetzung 1987 by  
Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München

Printed in Germany 1987

Umschlaggestaltung: Atelier Ingrid Schütz, München

Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin

Druck und Bindung: Presse-Druck, Augsburg

ISBN 3-453-00371-3

*Der Kampf der Reichen und Superreichen um Geld und Macht geht weiter – ein skrupelloser Kampf, der vor nichts und niemandem haltmacht.*

Nach dem internationalen Erfolg von „Money“ schrieb Frankreichs Bestsellerautor Sulitzer „Cash“, seinen zweiten Thriller aus der Welt der internationalen Hochfinanz.

„Cash“ ist der Roman zweier Giganten, die einen erbitterten Privatkrieg führen. Ihre Waffen sind gewagte Börsenspekulationen und dubiose Devisengeschäfte. Es geht um Millionen und Abermillionen. Aber diesmal haben sich die Fronten verkehrt: Franz Cimbali muß bezahlen – und zwar Cash! Der Jäger wird zum Gejagten.

*Für meinen Vater, meine Mutter,  
meine Tochter Olivia,*

*für Claude, für meine Freunde Jean-Raphael,  
Albert und Catherine, Jean-François*

»Schau, das hier ist mein Königreich, und ich glaube, du wirst daraus dein Imperium bauen... Du mußt natürlich begabt sein, aber vor allem brauchst du Mut, Mut und nochmals Mut!«  
Eine sanfte, ernste Stimme. Die Stimme meines Glücks, die Stimme meines Vaters.

P. L. S.

Die starken Währungsschwankungen können bei den Umrechnungen der Dollar-Angaben in Deutsche Mark in diesem Buch nicht berücksichtigt werden. Allen Umrechnungen liegt ein Kurs von eins zu zwei zugrunde; ein Dollar entspricht folglich zwei Mark.

# **ERSTER TEIL**

## **Der Botschafter**



7. Mai.

An diesem Tag, an dem Morgen dieses Tages hielt ich mich in Amsterdam auf. Ich war von London gekommen und mußte schon sehr bald nach Frankfurt am Main weiterfliegen, wo ich nachmittags eine weitere Verabredung hatte. Am Abend wollte ich dann in Paris eintreffen, drei, vier Tage dortbleiben und dann von Paris aus über New York nach Kalifornien fliegen, zu Catherine. Keine aus dem Rahmen fallende Reise. Innerhalb der letzten Monate hatte ich fünfzehn, zwanzig ähnliche gemacht. Und auch dieser siebte Mai unterschied sich in nichts von anderen Tagen.

Ich hatte nicht die geringste Idee von dem, was mich erwartete. Keine Ahnungen.

Das Treffen in Holland war höchst banal. Meine beiden Gesprächspartner aus der Batavischen Republik schauten mich zwar, als wir uns begrüßten, erstaunt an; sie fragten mich aber nicht, wo ich meinen Vater gelassen hätte, wenn auch nicht viel daran fehlte. Und natürlich konnte der eine der beiden die übliche Bemerkung, ich sei doch erstaunlich jung, sich nicht verkneifen. Worauf ich mit meiner Standardantwort parierte:

»Keine Angst, das ist nicht ansteckend.«

Nach dem Austausch der üblichen Höflichkeiten kamen wir endlich auf das Geschäft zu sprechen. Sie wollten mir etwas vorschlagen, fingen sie an, was ich natürlich wußte, denn sonst wäre ich gar nicht gekommen. Und bevor sie mir dieses geheimnisvolle Etwas enthüllten, gingen sie wie Katzen zehnmal um den heißen Brei herum. Dabei war ihr Geschäft

ganz einfach: Die beiden hatten Geld (nicht gerade wenig), wollten noch mehr (natürlich), und hatten die Absicht, ihr Kapital in einer privaten Anlagegesellschaft zu investieren, die wunderbarerweise anonym sein würde, denn sie sollte in Curaçao auf den früher holländischen Antillen, in Panama, auf den Kaiman-Inseln, den Bahamas oder auch in Liechtenstein beheimatet sein, oder auch sonst irgendwo, Hauptsache, niemand konnte die wahren Besitzer der Gesellschaft herausfinden und die Gesellschaft zahlte keine Steuern. Aber das ist noch nicht alles: die Gesellschaft sollte natürlich große Gewinne abwerfen, dank der durchtriebenen Geschäftsführung eines gewissen Franz Cimbali.

Und Franz Cimbali, das war ich.

Kurz und gut, nichts Außergewöhnliches. Anschließend dann die genauso traditionellen Klagen über die Steuern, die ich mir anhörte, während ich an etwas ganz anderes dachte, bevor es Zeit wurde aufzubrechen.

»Wie gut ich Sie verstehe! Sie werden sehen, wenn wir nach dem Plan vorgehen, den ich Ihnen vorgeschlagen habe, wird sich alles zum Besten wenden.«

Ich ging. Die Unterredung hatte eine Stunde in Anspruch genommen; es war inzwischen elf Uhr fünfzehn geworden.

Ich sehe mich heute noch am Kai Singel entlanggehen; mit Blumenkästen geschmückte Lastkähne schoben sich langsam an den Auslagen des am Kai aufgebauten offenen Marktes vorbei. Bis heute schwebt mir der Geruch dieses Marktes vor der Nase, bis heute habe ich seine Farben nicht vergessen. Ich überquerte den Rembrandt-Platz. Es war ausgesprochen schönes Wetter, und die Cafeterrassen um die Statue des Malers herum waren überfüllt. Daß ich an diesem Tag zu Fuß ging, war vielleicht ein Omen: normalerweise gehe ich nur dann auf und ab, wenn ich jemanden zu überzeugen versuche. Davon abgesehen, hielt ich es nie lange an einem Ort aus.

Doch durch Straßen in einer fremden Stadt zu bummeln, das war schon lange nicht mehr vorgekommen, und es mußte dafür einen Anlaß gegeben haben, an den ich mich allerdings nicht mehr erinnern kann.

Gegen zwölf Uhr befand ich mich im Hotel Amstel. Der amerikanische Journalist wartete auf mich in der Hotelhalle. Ich hatte ihn völlig vergessen. Er sagte:

»Sie haben mich wohl völlig vergessen, wie?«

»Wie kommen Sie denn auf diese Idee? Es ist noch keine Sekunde her, da habe ich an Sie gedacht.«

Ich erinnerte mich nicht einmal mehr an seinen Namen. Mac Irgendwie. Er war extra aus New York angeflogen gekommen, um mich zu sprechen, welche Freude!, und um mich für seine Zeitschrift zu interviewen, die mir eine oder zwei Seiten widmen wollte.

»Warum ausgerechnet mich?«

»Es gibt nicht gerade sehr viele Fünfundzwanzigjährige, die hundert Millionen Dollar gemacht haben.«

»Ich habe keine hundert Millionen Dollar gemacht.«

»Die Hälfte vielleicht? Die Hälfte ist auch beeindruckend, Mister Cimbali. Fünfzig Millionen Dollar. Ich darf Sie doch sicher Franz nennen, oder? Übrigens, Sie sind ja noch nicht einmal wirkliche fünfundzwanzig Jahre alt. Und machen den Eindruck, als seien Sie erst achtzehn oder zwanzig.«

Plötzlich erinnerte ich mich. Er hieß MacQueen. Michael MacQueen.

»Kommen Sie, Mike.«

»Kränkt es Sie eigentlich, wenn man Ihnen sagt, Sie sähen aus, als wären Sie erst achtzehn Jahre alt?«

»Weniger als wenn jemand behaupten würde, ich sähe aus wie ein Fünfzigjähriger.«

Adriano Letta kam aus dem Aufzug. Er ging vor einem Angestellten her, der unser Gepäck trug, seines und meines,

das nur aus Geschäftsunterlagen bestand, denn übernachtet hatten wir ja in London und im Amstel nur eine kurze Besprechung abgehalten.

»Das Flugzeug ist startklar«, bestätigte Adriano mit seiner schon gewohnten Leichenbittermiene. Adriano hat neapolitanisches, libanesisches, griechisches und sizilianisches Blut in sich, gewürzt mit einem Spritzer tunesischem (genauer: jüdisch-tunesischem) und spanischem. Er spricht sieben oder acht Sprachen, ist mager und schwarzhaarig, lächelt einmal im Jahr, an Weihnachten, braucht fünfundzwanzig Minuten, um einen Seeigel auszulöffeln, aus Angst, er könne irgend etwas Eßbares übersehen, und ist jederzeit bereit, seine Dienste zu berechnen, auch wenn es sich nur um die Einholung des Wetterberichtes handeln sollte. Adriano arbeitete jetzt schon vier Jahre mit mir zusammen.

Ich schleifte Michael MacQueen hinter mir her. Der Journalist erkundigte sich:

»Wohin geht die Reise?«

»Nach Frankfurt.«

»Am Main oder an der Oder?«

»Ins richtige.«

Er gehörte zu den Phlegmatikern, die sich nicht so schnell aus der Ruhe bringen lassen. Bedächtig schaute er sich nach seinem Koffer um und schloß sich uns dann an. Auf dem Gehsteig vor dem Hotel fiel mir das Gesicht einer jungen Frau auf, das mich eindeutig an das von Sarah Kyle erinnerte, die ich in Kenia kennengelernt und mit der ich in Hongkong zusammengelebt hatte. Die junge Frau gab sich nicht damit zufrieden, meinen Blick zu erwidern; sie fotografierte mich, nur mich, ohne meine Begleitung. Ich fragte MacQueen:

»Gehört die Fotografin zu Ihnen?«

»Ich habe sie nie gesehen. Ein hübsches Mädchen.«

Sie fotografierte weiter, methodisch, ohne sich zu hetzen. Ich ging auf sie zu, und erst als die Distanz zwischen uns weniger als einen Meter betrug, senkte sie ihren Apparat. Ausdruckslos schaute sie mich an. Ich lächelte ihr zu:

»Hat der Blitz bei Ihnen eingeschlagen? Liebe auf den ersten Blick?«

Ihre Augen unterschieden sich von denen Sarah Kyles: sie waren schwarz und nicht grün. Langsam, ohne auf meine Frage einzugehen, drehte sie sich um, ging weg und verschwand in der Menschenmenge.

Das war auch schon alles.

Viertel nach zwölf; siebter Mai. Wir fuhren in einem Taxi zum Flughafen Amsterdam-Schiphol.

»Rekapitulieren wir«, fing MacQueen mit seinem ›Interview‹ an. »Vielleicht ist es das Einfachste, wir beginnen mit dem Beginn. Sie heißen Franz Cimbali. Vor vier Jahren, sie waren gerade einundzwanzig Jahre alt geworden, besaßen Sie nichts, keinen Pfennig. Man hatte Sie in ein Flugzeug gesetzt, dessen Bestimmung im Grunde nebensächlich war, wenn es Sie nur so weit wie möglich von dem Alten Kontinent wegschaffte. Ein Wunder, auch für Sie: Innerhalb von wenigen Wochen waren Sie reich!«

»Nein, ich wurde nicht reich!«

Wir trafen in Amsterdam-Schiphol ein. Flints rothaariger Kopf tauchte auf, wie üblich eine eklige, stinkende Zigarre zwischen den Lippen, dem Geschützrohr eines Panzers nicht unähnlich. Flint bediente sich seines Geschützrohres, um einen Angriff auf meinen Bauch zu fahren; ich wich unwillkürlich einen Schritt zurück, als er mir sein qualmendes Ungetüm drohend entgegenreckte:

»Frankfurt, Franz?«

»Frankfurt.«

»Alles o.k. mein Bester. In drei Minuten und siebenundvierzig Sekunden heben wir ab.«

»Gut, wenn Sie meinen, dann wurden Sie damals in Kenia nicht reich. Sie haben aber doch eine ganze Menge Geld verdient«, nahm MacQueen den Faden wieder auf. »Geldwechselgeschäfte, hat man mir erzählt, deutsche Mark gegen kenianische Schillinge, die wieder gegen Dollar... Später ließen Sie sich dann in Hongkong nieder...«

»Wer ist denn dieser Verrückte?« fragte Flint und deutete auf MacQueen.

Ich machte die beiden miteinander bekannt. Wir stiegen in das Flugzeug und schnallten uns an.

»Anschließend ließen Sie sich dann in Hongkong nieder. Sie gründeten ein irrwitziges Scherzartikelunternehmen, von Fantomas Bank angefangen über den Lachsack, den elektrischen Rückenkratzer, den mit Pedalen ausgestatteten Korkenzieher...«

Wie gewöhnlich kam es zu einem heftigen Wortwechsel zwischen Flint und dem Kontrollturm. Er gewann, so daß wir wenige Minuten vor dreizehn Uhr abfliegen konnten.

»Irrwitzig vielleicht; aber mit diesen irrwitzigen Objekten haben Sie Ihre erste Million Dollar gemacht«, fuhr MacQueen fort. »Gehört das Flugzeug Ihnen?«

»Weder das Flugzeug noch der Pilot.«

Adriano Letto drückte mir einen Stapel Papiere in die Hand; Vertragsentwürfe. Ich schaute auf Amsterdam und das Isselmeer, die langsam aus dem Blickfeld des Bullauges verschwanden, und erklärte MacQueen, wer Flint wirklich war. Alles andere als ein durchschnittlicher Linienpilot. Ich hatte ihn im Hotel Breaker's in Florida kennengelernt. Beim ersten Hinsehen hatte ich ihn, wie ich zähneknirschend eingestehen muß, für einen Versager gehalten: ein großer, hagerer Typ,

fuchsrote Haare, so nachlässig gekleidet, daß man unwillkürlich den Eindruck gewann, er habe sich seine Kleidungsstücke bei der Heilsarmee zusammengeschnorrt, ein hervorstechender Adamsapfel, der irgendwie vor ihm hermarschierte und seiner Zigarre Konkurrenz machte (oder deren notwendiges Gleichgewicht herstellte, das ist, Ansichtssache). Doch als ich bemerkte, daß das Personal des Breaker's Flint mit auffallender Höflichkeit behandelte, holte ich neugierig Erkundigungen ein. Und wurde überrascht: Dieser Sonderling war nicht mehr und nicht weniger als der Erbe eines der größten amerikanischen Industrieimperien (auf chemischem Gebiet). Allerdings gab es da einen Haken: Flint konnte über das (märchenhafte) Vermögen, das ihm gehörte, nicht frei verfügen (testamentarisch verankert); er bekam nur einen zwar durchaus ansehnlichen Monatswechsel, mehr aber auch nicht. Anscheinend hatte sein Vater kein Vertrauen in seine Fähigkeiten als Finanzmanager besessen. Und das mit Recht: Ein einziges Mal war es Flint gelungen, in den Besitz eines etwas größeren Kapitals zu gelangen, und er hatte sich, ohne zu zögern, ein Flugzeug gekauft, und nicht gerade ein kleines Sportmodell, sondern eine Gulfstream 2 Grumman, die fast fünfundzwanzig Meter lang, knapp tausend Kilometer pro Stunde schnell war und über einen Radius von mehr als sechstausend Kilometer verfügte. Diese Ausgabe hatte ein enormes Loch in sein Budget gerissen; er hatte den Kaufpreis nicht einmal bar bezahlen können, sondern war gezwungen gewesen, Wechsel auszustellen, die er mit seiner Monatspension abdeckte. So daß er sich nicht einmal mehr einen Hamburger leisten konnte. Als er mir seine Geschichte zum erstenmal am Rand eines der Schwimmbecken des Hotels erzählte, mußte ich schallend lachen. Durch meine Reaktion ermutigt, machte er mir einen Vorschlag: Er und sein Flugzeug

stunden zu meiner Verfügung, unter der Bedingung, daß ich die Hälfte seiner Wechsel übernehme:

»Franz, du bist viel unterwegs, und für mich ist nur wichtig, daß ich fliegen kann, nicht, wohin...«

Es war inzwischen kurz vor halb zwei Uhr geworden. Wir flogen über das Ruhrgebiet. Das Wetter war weiterhin prächtig.

»Wie auch immer«, nahm MacQueen den Faden wieder auf, »zu der ersten Million gesellten sich schon bald die anderen...«

Ich lächelte ihn an:

»... ich habe versucht, Ihr Leben in den letzten Jahren aufzuzeichnen. Kein einfaches Unternehmen. Sie rannten von einem Ende der Welt zum anderen...«

Der Steward hatte unser Mittagessen serviert.

»Ich rannte nicht, ich tanzte!«

MacQueen nickte lachend mit dem Kopf.

»Cimballis Tanz. Man nennt Sie in der Geschäftswelt auch Franz den Tänzer.«

In diesem Augenblick trat das erste Ereignis ein. Das erste von zwei Ereignissen, die diesen siebten Mai kennzeichnen sollten. Adriano Letta war auf Flints Aufforderung hin in die Pilotenkanzel gegangen. Er kam in dem Augenblick zurück, in dem MacQueen mich gefragt hatte:

»Aus was besteht eigentlich dieser Tanz, mit dem sie innerhalb von vier Jahren vierzig oder fünfzig Millionen verdient haben?«

Adriano reichte mir ein Blatt Papier. Ich las die Botschaft, sprang auf und lief in dem Gang zwischen den Sitzen auf und ab. Beinahe hätte ich geschrien, um dieses heftige Gefühl loszuwerden, das mich überfallen hatte und das ich kaum aushalten konnte. Adriano schaute mich gleichgültig an,



während MacQueen eher verblüfft und bestürzt war. Er fragte fast verschüchtert:

»Schlechte Nachrichten?«

Ich küßte ihn. Auf die Wangen. Eine schlechte Nachricht? EINE SCHLECHTE NACHRICHT? Dieses Telex war die schönste, die ich je erhalten hatte und je erhalten würde!

Ich hatte einen Sohn. Catherine hatte zwölf Tage vor dem Termin in Los Angeles einen Sohn auf die Welt gebracht!

Drei Minuten später hatte Flint, wie er sich ausdrückte, das Steuer hart Backbord gelegt. Unser Flugzeug flog direkt nach Westen. Hätte ich Flint aufgefordert, nach China zu fliegen, hätte er sicher nicht mit der Wimper gezuckt. Und da es sich nur um Kalifornien handelte...

»Los Angeles, Franz?«

»Los Angeles.«

»Ich werde kaum auf dem Dach des Krankenhauses landen können, das sage ich dir jetzt schon.«

»Du kannst es immerhin versuchen.«

Die Geschäftsbesprechungen in Frankfurt hatte ich, ohne viel Federlesens zu machen, abgesagt. Die hatten Zeit. Ich rief Catherine an, um ihr zu sagen, daß ich so schnell wie möglich nach Los Angeles käme. Ich telefonierte viel herum, mit Gott und der Welt, lud alle ein und wollte, daß sich die ganze Welt genauso freute wie ich.

Zwischenlandungen in London und New York waren vorgesehen. Und natürlich in Paris.

Marc Lavater in Paris. Vor vier Jahren hatte ich ihn zum erstenmal mitten in der Nacht angerufen und um seine Hilfe gebeten. Keine Sekunde habe ich das inzwischen bereut. Marc Lavater könnte mein Vater sein; er ist mehr als fünfundzwanzig Jahre älter als ich. Man hat keine Freunde, hat

einmal ein kluger Kopf gesagt, man erlebt nur in bestimmten Augenblicken Freundschaft. Nun, ich möchte behaupten, daß zwischen Marc und mir seit vier Jahren diese ›bestimmten Augenblicke‹ andauerten. Er fragte mich mit seiner bei ihm schon fast sprichwörtlichen Gelassenheit:

»Ich war gerade beim Mittagessen; ich habe mit der Vorspeise begonnen, da kam dein Anruf, und ich bin sofort zum Flughafen gefahren. Was hast du denn jetzt schon wieder ausgeheckt? Übrigens, ich habe Hunger wie ein Bär!«

»Kaviar, Champagner, du kannst haben, was du willst. Willkommen an Bord. Wo ist Françoise?«

»In Chagny. Ich habe sie angerufen. Sie wird das erste Flugzeug nach Los Angeles nehmen, das sie erreichen kann, und dort zu uns stoßen.«

Marc's Augenbrauen wölbten sich:

»Und was haben wir in Los Angeles eigentlich zu suchen, du verrückter Hund?«

»Feiern. Du kannst mich Papa nennen.«

Der Türke in London. Der Türke und Ute Jenssen. Schwierig, Ute zu übersehen: sie ist einen Meter sechsundachtzig oder siebenundachtzig groß, ohne Schuhe, und trägt in der Regel zwölf Zentimeter hohe Stöckelabsätze. Sie küßte mich auf den Mund, küßte Flint, MacQueen, aber nicht Adriano, der sich rechtzeitig auf die Toilette geflüchtet hatte. Der Türke schaute mich mit seinen großen, weichen, weiblichen Augen an:

»Ein Fest, Franzy?«

»DAS FEST! Und nenn mich bitte nicht Franzy!«

Breites Lächeln:

»Nun, wenn du dich um die Rechnung kümmerst.«

Wie gewöhnlich war der Türke nicht alleine gekommen, sondern hatte vier bildhübsche Mädchen mitgebracht, ohne die er nie verreiste, sein Harem, der für seine Bequemlichkeit verantwortlich war. Sobald sie im Flugzeug waren, machten

sie es sich bequem; das heißt, sie zogen sich schlicht und einfach splitternackt aus. MacQueen riß die Augen auf; damit hatte er anscheinend nicht gerechnet. Er flüsterte mir ins Ohr:

»Ist das nicht der Typ, den man den Türken nennt, eine Art internationaler Geldverleiher, dem der Ruf vorausgeht, er habe sich bisher kein einziges Mal damit abgefunden, daß einer seiner Schuldner seine Schuld nicht restlos begleicht?«

»Genau der.«

»Er soll ein ziemlicher Schurke sein, wie?«

Ich lachte schallend:

»Türke, MacQueen meint, du seist ein ziemlicher Schurke!«

Liebevoll ließ der Türke seinen schmachtenden Blick über MacQueen gleiten, an dessen Stelle ich äußerst mißtrauisch geworden wäre: der Türke hatte die schlimme Angewohnheit, auch Männer auf den Mund zu küssen! Ich persönlich bin immer bereit, einen schnellen Satz nach rückwärts zu machen, sobald mir sein Mund zu nahe kommt.

»Ein ziemlicher Schurke?« rief der Türke. »Was soll denn hier ziemlich bedeuten? Warum immer diese halben Aussagen!«

In bester Stimmung flogen wir über den Atlantik. In New York trafen wir Li und Liu.

Chinesen, wie ihr Name bereits verrät. Ich habe es nie gelernt, Li und Liu auseinanderzuhalten. Unsere Freundschaft ging auf die Zeit zurück, die ich in Hongkong verbracht hatte, und war beträchtlich gewachsen, seitdem sie sich in den Vereinigten Staaten, genauer in San Francisco, zusammen mit sechzig Millionen Dollar niedergelassen hatten. Ihr Humor hat oft einen beinahe wahnsinnigen Anstrich, und viele ihrer Bekannten hielten Li und Liu denn auch für übergeschnappt. Dabei verfügen diese beiden unverbesserlichen Clowns über ein unwahrscheinliches Gespür, sobald es sich darum handelt,

gute Anlagemöglichkeiten ausfindig zu machen; auf diesem Gebiet zumindest sind sie alles andere als wahnsinnig.

Nur ein Beispiel: sie hatten viel Geld in einen Super-Science-fiction-Film gesteckt, bei dem es sich um eine Art Krieg zwischen den Sternen handelte; eine völlig verrückte Idee, die aber inzwischen dabei war, alle Kassenrekorde zu brechen, die je aufgestellt worden waren.

Auf dem Flughafen La Guardia warteten sie auf mich, als Wikinger verkleidet, mit langen blonden Zöpfen und Helmen mit echten Hörnern von Auerochsen. Ein Bild für Götter. Sie hatten nicht nur Zeit gefunden, sich zu verkleiden, sondern auch noch Geschenke für meinen Sohn aufgetrieben: einen zwei Meter großen Teddy-Bären, sieben elektrische Eisenbahnen und ein lebendes Pony.

»Das Pony haben wir direkt in das Krankenhaus liefern lassen.«

Ich befürchtete, daß die beiden Ungeheuer ihren aberwitzigen Plan in die Tat umgesetzt hatten. Fähig dazu waren sie.

Li und Liu waren nicht die einzigen, die in New York zusteigen sollten. Zwei meiner amerikanischen Rechtsanwälte, Jimmy Rosen und Jo Lupino, hatten ebenfalls zugesagt, mit nach Kalifornien zu fliegen. Meinen dritten Anwalt, Philip Vandenbergh, hatte ich nicht eingeladen. Den Juristen Vandenbergh schätzte ich über alle Maßen, den Menschen dagegen konnte ich nicht ausstehen. Er hätte im übrigen meine Einladung ausgeschlagen, da war ich mir sicher.

Aus irgendwelchen technischen Gründen, die mir ein Rätsel blieben, hatte Flint in New York um einen eineinhalbstündigen Aufenthalt gebeten. In New York war es inzwischen fünf Uhr nachmittags; in Paris folglich Mitternacht und in Los Angeles vierzehn Uhr. Ich ließ in einem Salon des Flughafens meine fröhliche Bande im Stich und ging zum nächsten Telefon, um noch einmal mit Catherine zu sprechen.

»Müde?«

»Etwas.«

»Ich habe vor zwei Stunden schon einmal angerufen, aber da hattest du anscheinend geschlafen, wie mir eine Krankenschwester gesagt hat. Hast du gut geschlafen?«

»Es geht.«

»Wie geht es ihm?«

Ich sagte ›ihm‹. Mein Sohn hatte noch nicht einmal einen Namen bekommen. Ganz allein in der Kabine überfiel mich plötzlich ein Lachanfall. Unvorstellbar, diese Freude, dieses überwältigende Glücksgefühl, das mich gepackt hatte. Ich würde am liebsten auf der Stelle tanzen. Und trotzdem, in Catherines Stimme, die aus der Ferne zu mir drang, war etwas, was mich störte und beschäftigte.

»Catherine, ist irgend etwas nicht in Ordnung? Ist etwas schiefgelaufen?«

Nein, nein, alles sei in bester Ordnung, antwortete sie, sie sei nur etwas müde. Und ich fehle ihr. Nicht einmal ihre Mutter hätte ihr beigestanden. Und außerdem hätte sie unseren Sohn lieber in Frankreich auf die Welt gebracht.

»Ich bin so schnell gekommen, wie ich nur konnte. In einer halben, einer dreiviertel Stunde fliegen wir weiter. Ich konnte nicht vorhersehen, daß du so schnell sein würdest.«

Schweigen.

»Catherine?«

»Ja?«

»Ich könnte vor Glück schreien. Danke. Ich liebe dich.«

Sie legte als erste auf. Ich verließ die Kabine. Jetzt fing erst alles richtig an.

Ich hatte ihn zwar nicht eingeladen, trotzdem war Philip Vandenberg gekommen; er überragte mich um eine gute Kopflänge. Wie immer machte er einen äußerst selbstsicheren und intelligenten Eindruck, so daß man in seiner Gegenwart automatisch an seiner eigenen Intelligenz zweifelte. Er sagte kühl:

»Ich war gerade bei Rosen, als Sie angerufen haben. Vielen Dank, daß Sie darauf verzichtet haben, mich einzuladen.«

Wirklich ein Mensch zum Liebhaben! Dann fügte er hinzu:

»Es trifft sich gut, daß Sie gerade in New York sind. Wir haben das Geschäft, das Bürogebäude in der 7. Avenue betreffend, vorzeitig abschließen können. Alle Ihre Bedingungen werden anerkannt. Es fehlt nur noch Ihre Unterschrift.«

Nun, ich war so guter Laune, daß ich es einfach nicht übers Herz brachte, ihn zum Teufel zu jagen. So schüttelte ich nur abwehrend den Kopf:

»Das kann warten.«

Vandenberg rührte sich nicht von der Stelle. Selbstsicher, wie nur er es sein konnte, sagte er:

»Ich habe mit Ihrem Piloten gesprochen. Er wird erst in einer Stunde startbereit sein. Wenn wir mit dem Hubschrauber einen Sprung nach Manhattan machen, wird dies Ihren Weiterflug nicht verzögern. Die Unterschrift wird nur wenige Minuten in Anspruch nehmen.«

Marc Lavater, dessen vom guten Burgunder gerötete Wangen durch den auf dem Herflug reichlich genossenen Champagner

noch röter als gewöhnlich geworden waren, kam zu uns. Er lächelte mir zu:

»Warum eigentlich nicht? Die Zeit reicht doch spielend.«

Ich zuckte resignierend mit den Schultern und sagte Vandenberg, ich sei einverstanden.

Das fragliche Bürohochhaus in der 7. Avenue in Manhattan lag dicht bei der Carnegie Hall. Vor einigen Monaten hatte ich bereits mein Kaufinteresse geäußert. Die Verkäufer, ein Konsortium aus verschiedenen Gruppen, zögerten, bevor sie endlich bereit waren, auf meine Bedingungen ein zugehen.

Ich kann Philip Vandenberg nicht ausstehen und könnte mühelos fünfzig Jahre unbeschwert verbringen, ohne ihn während dieser Zeit auch nur einmal zu vermissen, doch ich muß einräumen, daß er als Geschäftsanwalt ausgezeichnete Arbeit leistete.

Lavater, der New Yorker Rechtsanwalt und ich stiegen in den Hubschrauber. Es war kurz vor sechs Uhr abends, New Yorker Zeit. Ich hatte einige Schwierigkeiten, mich auf den bevorstehenden Vertragsabschluß zu konzentrieren, und hoffte nur, daß alles schnell über die Bühne gehen würde. Ich dachte an Catherine, an meinen Sohn und lächelte Marc zu, der in seinem singenden Französisch sagte:

»Bist du dir eigentlich klar darüber, daß wir noch nicht einmal seinen Namen ausgesucht haben?«

»Warum eigentlich nicht Marc? Marc Aurel? Oder Marc Antoine?«

»Oder Marc Donald!«

Nur Vandenberg lachte nicht. Unsere einfachen Späße konnten dieses Gehirn nicht amüsieren. Seine Hände lagen fest auf seinem Aktenkoffer, von dem er sich nie trennte, während er unbeweglich auf die Hochhäuser und die Schluchten zwischen ihnen starrten, über die wir flogen. Ein ernsthafter Knabe.

Wir landeten auf dem Pan-Am-Gebäude, nahmen den Aufzug, überquerten die Straße und gingen in das Biltmore Hotel. Vandenbergh hatte einen Salon im fünften Stock reserviert, vom dem aus sich ein prächtiger Blick auf die Central Station bot. Drei Männer warteten bereits auf uns. Zwei davon kannte ich, Hanley und Ericson, die mit den Vorverhandlungen beauftragt gewesen waren. Den Dritten hatte ich nie gesehen, doch als sich unsere Blicke zum erstenmal kreuzten, wurde in mir ein Alarmsignal ausgelöst:

»Vorsicht!«

Er war ungefähr vierzig Jahre alt, hatte blonde Haare, helle, fast durchsichtige Augen und so rote Lippen, daß man meinen konnte, er verwendete einen Lippenstift.

»Ich heiße Horst. Ich habe schon viel von Ihnen gehört, Mister Cimbali.«

Ein leichter deutscher Akzent, ähnlich dem Henry Kissingers, verriet seine Herkunft. Horst schaute mich unverwandt an. Ich suchte beinahe mechanisch Marc Lavaters Augen; mein Freund hatte seine Augenbrauen leicht gerunzelt, ein alarmierendes Zeichen.

Philip Vandenbergh hatte das Wort ergriffen und beschrieb kurz die Entwicklung der Verhandlungen. Mit seiner ruhigen und klaren Stimme, der man anmerkte, daß Vandenbergh in Harvard geschult worden war, erwähnte er die einzelnen Punkte des Vertrages und unterbrach nur, um die Zustimmung der Verkäufer einzuholen, die bei jedem Punkt mit einem schweigenden Kopfnicken ihr Einverständnis erklärten.

»...eine erste Rate in Höhe von einer Million Dollar bei Abschluß dieses Vertrages«, schloß Vandenbergh seine kurze Rede ab.

Schweigen. Marc reichte mir ein Scheckheft der Bank of America. Ich füllte den Scheck aus, während die Anwesenden weiter schwiegen und eine merkwürdige Nervosität den Raum



erfüllte. Ich unterschrieb den Scheck, und da keiner der drei Verhandlungspartner Anstalten machte, nach dem Scheck zu greifen, legte ich ihn auf den Tisch.

»Alles in Ordnung?«

In diesem Augenblick ereignete sich etwas völlig Außergewöhnliches. Das Wort ist viel zu schwach, um die Situation zu beschreiben: Der Mann, der sich mir als Horst vorgestellt hatte, war bis zu diesem Augenblick eher im Hintergrund geblieben, so, als ob er die Szene im Grunde nur beobachte. Jetzt beugte er sich vor und nahm mit der linken Hand den Scheck, während seine rechte aus seiner Jackentasche ein seltsames Feuerzeug aus Blaustahl holte, in das ein schwarzer Adler eingraviert war.

Er knipste es an... und setzte den Scheck in Brand.

Bis zum letzten Augenblick behielt er den brennenden Scheck in seiner Hand, bevor er den Rest in einen gläsernen Aschenbecher legte. Von den sechs anwesenden Männern schauten nur zwei nicht auf das brennende Stück Papier: er und ich. Wir musterten uns durchdringend. Er sagte ruhig:

»Ich möchte gerne mit Ihnen reden, Mister Cimbali.«

Natürlich waren Hanley und Ericson von den Ereignissen nicht überrascht worden, im Gegenteil, sie hatten sie erwartet. Ohne ein Wort zu sagen, standen sie auf und verließen den Salon. Ich spürte, daß Philip Vandenberg und Marc Lavater zögerten, ihrem Beispiel zu folgen. Ohne meinen Blick von Horst zu wenden, sagte ich zu ihnen:

»Alles in Ordnung. Laßt mich mit ihm allein.«

Vandenberg ging hinaus. Marc blieb.

»Auch du, Marc. Bitte.«

Die Tür schloß sich hinter ihm.

»Rauchen Sie?« fragte mich Horst.

»Nein.«

»Gestatten Sie, daß ich rauche?«

»Bitte.«

Er nahm sich viel Zeit, um sich eine Zigarre anzuzünden. Dann stand er auf und tat so, als ob er lange die Great Central Station betrachten würde.

»Sie heißen Franz Cimbali und werden in wenigen Monaten fünfundzwanzig Jahre alt. Ihr Vermögen betrug am 1. Mai dieses Jahres knapp zweiundvierzig Millionen Dollar. Ich habe nicht vor, alle Details einzeln aufzuzählen, sondern beschränke mich auf folgende Hinweise: Ich erwähne die Wohnungen in Frankreich, Paris und Cannes, und hier in Amerika, in Palm Beach, in Jupiter in Florida sowie in Kalifornien, die Ihnen gehören, sowie das Geschäftshaus in der 5. Avenue in New York, eine Ranch mit vierundzwanzigtausend Hektar in Arizona, eine Villa in Beverly Hills sowie das Anwesen in Saint-Tropez in Frankreich. Von den Grundstücken in Florida, Nevada, Texas, Neu-Mexico und Kalifornien einmal abgesehen.«

Er schaute noch immer auf den Bahnhof.

»Darüber hinaus verfügen sie über ein bedeutendes Portefeuille erstklassiger Aktien, ohne von ihrem in Festgeld angelegtem Barvermögen zu sprechen, in verschiedenen Währungen, Euro-Dollars, deutsche Mark und holländische Gulden, natürlich auch Schweizer Franken. Gold, Staatsobligationen... Habe ich etwas vergessen? Ach ja, die zwanzigtausend Dollar, die Sie von den Verwaltern der UNICHEM monatlich als Entschädigung für Ihre Tätigkeit als Berater erhalten.«

Pause. Ich schaute mir das Feuerzeug an, das er auf dem Tisch hatte liegen lassen. Und war, beinahe über alle Maßen, zufrieden mit mir, denn meine Hände zitterten nicht.

»Mister Cimbali, vor einiger Zeit ist eine Fotografie, auf der Sie und Ihre Frau abgebildet waren, in mehr als fünfzig der wichtigsten Tageszeitungen am gleichen Tag erschienen. Ein

Mann namens Alfred Morf war höchstwahrscheinlich von Ihnen, vielleicht aber auch von jemand anderem, das ist nebensächlich, beauftragt worden, einem Schweizer Bankier namens Martin Yahl ein Exemplar von jeder Zeitung, die Seite mit Ihrer Fotografie aufgeschlagen, zu liefern.«

Pause. Horst drehte sich um und setzte sich mir gegenüber in einen der tiefen Sessel.

»Diese Fotografie, auf der, ich wiederhole, Ihre Frau und Sie abgebildet waren, die in allen wichtigen Tageszeitungen erschienen und folglich von Millionen und Abermillionen von Lesern gesehen worden war, war mit einem Titel versehen: I AM HAPPY – ICH BIN GLÜCKLICH!«

Neue Pause.

»Damals waren Sie glücklich. Sie sind es immer noch. Ich habe soeben die Nachricht von der Geburt Ihres Sohnes erfahren. Meinen herzlichen Glückwunsch.«

Er lächelte mich an:

»Spüren Sie, worauf ich hinausmöchte?«

»Das ist wohl nicht sehr schwer zu erraten.«

»Überrascht?«

»Eigentlich nicht.«

Und das stimmte sogar.

Er nickte mit dem Kopf:

»Ich habe vorher den Scheck aus einem einzigen Grund verbrannt; sie sollten verstehen, daß für uns selbst eine Million Dollar nur eine Kleinigkeit darstellt angesichts des Kampfes, der ab sofort zwischen Ihnen und uns herrschen wird.«

Er schaute sich lange das glühende Ende seiner Zigarre an, bevor er sie, bewußt langsam und gründlich, nicht im Aschenbecher, sondern direkt auf der Tischplatte aus Eichenholz ausdrückte.

»Heute haben wir den 7. Mai. Cimballi, über eines müssen Sie sich im klaren sein: Wir werden nicht ruhen, bevor Sie

nicht ruiniert sind. Vollständig. Und nicht nur ruiniert, sondern erniedrigt, in den Staub getreten, völlig fertig...«

Langsam wurde es mir zu bunt. Und da er bei seiner Aufzählung der fürchterlichen Dinge, die alle mit mir geschehen würden, kurz zögerte, half ich ihm aus seiner Verlegenheit:

»Verschnupft vielleicht?«

Er lächelte, wenig, sehr wenig, eiskalt.

»Wir haben uns lange vorbereitet; seit Monaten arbeiten wir an Ihrem Fall. Wir sind bereit. Wir wollten, daß Sie es wissen: Wir haben mit dem Kampf gegen Sie begonnen. So werden Sie zweimal leiden – einmal unter der ewigen Befürchtung, in eine von uns gestellte Falle zu gehen, und dann, wenn Sie uns wirklich in die Falle gegangen sind. Cimballi, von diesem Tag, von dieser Minute an werden wir überall sein, wo Sie sich aufhalten. Was immer Sie tun, wir werden es wissen und präsent sein. Auch kleine Geschäfte können von uns gestellte Fallen sein. Vielleicht. Wir werden in jedem Augenblick Ihres Lebens präsent sein, hinter jeder Tür lauern, die Sie öffnen werden. Bis zu dem Augenblick, an dem Sie nicht mehr können, an dem Sie am Ende sind, und dieser Augenblick wird unvermeidlich auf Sie zukommen. Dann werden Sie für das bezahlen, was Sie Martin Yahl angetan haben. Sie werden Cash bezahlen!«

Er stand auf und steckte sein Feuerzeug ein.

»Cash, Cimballi. CASH!«

Nach Horsts Abgang kam Lavater besorgt auf mich zu; ich schilderte ihm die Szene. Er schüttelte nur mit dem Kopf:

»Was für ein Wahnsinn!«

Er schaute sich die auf dem Tisch ausgedrückte Zigarre und die Asche an, die einmal ein Scheck gewesen war.

»Franz, ich nehme an, daß auch du dir schon überlegt hast, ob es sich bei dieser Inszenierung nicht nur um einen groß angelegten Bluff handelt?«

»Meinst du?«

»Nein, eigentlich...«

Lavater verstummte; er traute seinen Gefühlen wohl nicht ganz. Vor allem eines machte ihm zu schaffen: der melodramatische, theatralische, völlig exzessive Anstrich, den man dieser Herausforderung verliehen hatte.

»Franz, das alles ist gewollt. Ich weiß zwar nicht, aus welchem Grund, aber ich bin mir sicher, daß das Melodramatische bewußt eingesetzt wurde. Man verbrennt immerhin keinen Scheck, der über eine Million Dollar lautet, nur einfach so, zum Vergnügen.«

Ich hatte mich nicht gerührt, seit Horst den Salon verlassen hatte, und saß immer noch im gleichen Sessel. Einige Augenblicke zuvor hatte Horst mich gefragt, ob mich die Tatsache, daß er den Namen Yahl ohne Umschweife ausgesprochen hatte, erstaunt habe. Ob ich, anders ausgedrückt, mich wundere, daß Martin Yahl sich anschickte, sich an mir zu rächen, auch wenn ihn dies ein Vermögen kosten sollte. Ich hatte diese Frage verneint. Vor jetzt fast zwei Jahren war ich nach einem teuflischen Tanz endlich an meinem Ziel angelangt: ich hatte alles darangesetzt, den Schweizer Bankier Martin Yahl so vollständig wie möglich zu ruinieren. Denn er hatte meinen Vater verraten. Denn er hatte, wenn auch nur indirekt, meinen Vater ermodert. Er hatte sein Vermögen, also auch meines, widerrechtlich an sich gerissen. Ich hatte Yahl weitgehend am Boden. Natürlich waren ihm noch ein paar Millionen Dollar geblieben und ich hatte auch nicht die Verbindungen zerstören können, die er im Laufe seiner vierzigjährigen Tätigkeit geknüpft hatte, als Schweizer Bankier. Doch er hatte immerhin den größten Teil seines

Vermögens verloren, das beträchtlich gewesen war. Vor allem aber seine Bank, die sein Leben gewesen war. Schlimmer noch: ich hatte erniedrigen wollen, und auch das war mir geglückt. Und in dem berauschten Siegestaumel hatte ich mich zu etwas hinreißen lassen, was man im Grunde nur als große Kinderei bezeichnen konnte: dieses Siegeskommunique, das in allen wichtigen Tageszeitungen der Welt veröffentlicht worden war.

Und ich sollte überrascht sein, daß Yahl – der mich genauso haßte, wie ich ihn haßte, und vielleicht sogar noch etwas mehr, wenn dies überhaupt möglich sein sollte – ich sollte überrascht sein, daß dieser Yahl sich anschickte, sich für meine Rache zu rächen?

Bevor Horst den Salon verlassen hatte, hatte ich nach einer schlagkräftigen, ihn entwaffnenden Antwort gesucht. Ich hatte nichts gefunden.

»Ich glaube nicht, daß er blufft, Marc. Und du glaubst das ja auch nicht.«

Ich hatte gedacht, mein Haß wäre gestillt gewesen, und stellte jetzt fest, daß er glühender als je zuvor unter der Asche glomm. Ich sagte zu Marc:

»Mein Sohn. Kannst du alles Notwendige veranlassen, damit er Tag und Nacht überwacht wird? Du kennst doch eine Detektivagentur in Kalifornien.«

Er wollte sich sofort darum kümmern; ein Telefonanruf, und die Sache käme sofort ins Laufen, meinte er.

Er rief einen bestimmten Callaway in Los Angeles an, dessen Dienste wir bereits einmal, als ich mich in San Francisco aufgehalten hatte, in Anspruch genommen hatten (ich erinnerte mich jetzt, daß er mir sehr nützlich gewesen war). Während er noch am Telefon sprach, schauten wir uns an; wir trugen wahrscheinlich die Mienen von Menschen zur Schau, die gerade erfahren haben, daß ein Krieg ausgebrochen war. Alles

wies darauf hin, daß es sich wirklich um einen Krieg zwischen Yahl und mir handeln würde. Wäre ich allein gewesen, hätte ich mich sicher gefragt, ob ich dies nicht alles nur träume, doch Marc Lavater, der ruhig und gemessen handelte, war mein Garant, daß es sehr wohl um einen realen Krieg ging. Offensichtlich sorgte er sich im gleichen Maße wie ich um die Sicherheit meines soeben geborenen Sohnes. Marc legte den Hörer auf und wiederholte nach einer kurzen Pause: »Was für ein Wahnsinn!«

Philip Vandenberg stieß wieder zu uns und erklärte, er habe keine Ahnung von dem gehabt, was sich zu unserer Überraschung ereignet hatte. Er habe diesen Horst nie zuvor kennengelernt und nicht einmal gewußt, daß es diesen Typen gäbe.

Zum erstenmal, seitdem ich Vandenberg kennengelernt hatte, spürte ich, daß er sich irgendwie unbehaglich fühlte; vielleicht hatte diese Geschichte sein Ehrgefühl, die so sehr hohe Meinung, die er von sich hatte, verletzt.

»Ich bin untröstlich«, sagte er.

Der Schock, den Horst in mir ausgelöst hatte, ließ nach. Langsam stieg unbezähmbare Wut in mir auf. Ich dachte nicht mehr an Horst, sondern an Yahl, an ihn allein, wie er sich wohl in seinem luxuriösen Besitz am Ufer des Genfer Sees, der ihm geblieben war, verkrochen hatte, um seinen Racheplan auszuhecken. Von diesem alten Mann zum Duell herausgefordert zu werden! In Wirklichkeit...

»Philip«, unterbrach Marc meine Gedanken, »versuchen Sie doch bitte, möglichst schnell herauszubekommen, wer dieser Horst eigentlich ist und wie es dazu kam, daß er sich in dieses Immobiliengeschäft hatte einschleichen können. Franz, gehen wir? Der Hubschrauber und das Flugzeug warten.«

In Wirklichkeit empfand ich genau jene Mischung aus Wut, Haß und Angst, der man ausgesetzt ist, wenn man immer wieder auf eine Schlange oder einen riesigen Skorpion eingeschlagen hat und meint, das Tier sei tot, bevor man entdeckt, daß das entsetzliche Vieh sich wieder bewegt, sich aufrichtet und zu einem neuen Angriff rüstet, obwohl es dem gesunden Menschenverstand zufolge schon lange kriecht sein müßte...

Genau aus diesem Grund hatte ich, als ich Horst gegenüber saß, zum erstenmal meinen Sinn für Humor und Schlagfertigkeit nicht als Waffe einsetzen können und war der melodramatischen Herausforderung relativ schutzlos ausgeliefert gewesen.

Manhattan lag unter uns. Der Central Park verschwand zur Linken. Wir flogen über den East River.

»Ich bin eigentlich überzeugt«, begann Marc das Geschehen zu kommentieren, »daß Vandenberg mit der ganzen Geschichte nichts zu tun hat. Ich weiß natürlich, daß du ihn nicht ausstehen kannst, aber das steht schließlich auf einem anderen Blatt... Bisher war er immer loyal gewesen. Ich werde das auf alle Fälle überprüfen.«

Ich stimmte mechanisch zu und spürte, wie in mir alles zur Tat drängte, zu frenetischem Handeln, ein Gefühl, das mich seit langem nicht mehr überwältigt hatte. Marc fuhr fort:

»Es ist offensichtlich, daß sie auf diese günstige Gelegenheit gewartet haben, um die Herausforderung auszusprechen. Der Tag, an dem dein erster Sohn geboren wurde... Das kann kein Zufall sein, das wäre denn doch zu unwahrscheinlich. Damit ist aber gleichzeitig eines bewiesen: Sie müssen dich seit langer Zeit genau überwachen. Ich glaube, seit Monaten...«

In diesem Augenblick entdeckte ich, ohne überrascht zu sein, daß sich zu der Wut, dem Haß, dem ununterdrückbaren Zorn ein weiteres Gefühl gesellte und wie aufsteigende Flut allem



ihren Stempel aufdrückte und alles unter sich begrub: eine Art wilde, leidenschaftliche Freude.

Ich hatte etwas mehr als vierzig Millionen Dollar, das heißt, achtzig Millionen Mark zur Verfügung, war fünfundzwanzig Jahre jung und hatte noch mein ganzes Leben vor mir. Und einen Sohn. Da sollte ich mich nicht wehren, mich nicht zu verteidigen wissen? Da sollte ich diese Herausforderung, diesen Fehdehandschuh, der vor meine Füße geworfen wurde, nicht annehmen?

Plötzlich erschienen mir die zwei Jahre, die seit meinem Sieg über Martin Yahl verstrichen waren, wie eine tote Zeit, eine unfreiwillige Pause in meinem Leben, während der ich einzuschlafen drohte.

Cimballi. Ich habe es bereits einmal festgehalten: Meinen Namen stellte ich mir immer in Zusammenhang mit schillernder, beinahe barbarischer, aber immer fröhlicher Musik vor. Die Musik war verstummt gewesen; im besten Falle hatte man mit Dämpfern gespielt. Doch in diesem Augenblick hatten die schmetternden Fanfaren wieder eingesetzt, und mit ihnen der Tanz...

Cimballis Tanz...

Dieser siebte Mai war der erste Tag eines unbittlichen, gnadenlosen Krieges, bei dem keiner Seite etwas geschenkt wurde. Der brutale Kampf sollte zwei Jahre dauern, genauer, achtundzwanzig Monate, und mich in ein atemloses Rennen um die Welt führen.

MacQueen, der Journalist, hatte mich während des Interviews mehrmals gefragt:

»Warum diese Jagd? Warum diese Hetze um die Welt?«

Eine im Grunde müßige Frage! Bei meinen Geschäften ist es unabdingbar notwendig, sich häufig so schnell wie möglich zu einer bestimmten Verabredung zu begeben. Natürlich kann man vieles per Telefon und Telex erledigen, doch unweigerlich kommt der Augenblick, an dem man, wie es in unserer Sprache heißt, ›vor Ort‹ gehen, seine Geschäftspartner besuchen muß.

So reiste ich während der achtundzwanzig Monate fieberhaft durch fast alle Länder Europas, aber auch durch ganz Amerika, Kanada, Mexico, Kolumbien, an die Elfenbeinküste, auf die Antillen, nach Hongkong, Uganda, Brasilien, natürlich auch nach Japan... Mein Tanz hatte wieder begonnen.

Notwendigkeit, natürlich, aber sicher auch meine Leidenschaft für diese fieberhafte Tätigkeit.

Und eines stand von vorneherein fest: Bei diesem Kampf ging es um mein Überleben und um mein Vermögen.

Der Mann namens Horst hatte mich vor einer Falle gewarnt. Er hatte mir dabei bestimmt keinen Vorteil einräumen wollen. Lange, sehr lange Zeit würde ich unfähig sein, diese Falle zu erkennen. Genau wie meine Mitarbeiter oder Berater.

Nur eines stand fest: Diese Falle würde etwas mit meinen Geschäften zu tun haben, mit denen, die ich schon angeknüpft hatte oder mit denen, die ich erst anknüpfen wollte während meiner Jagd um die Welt.

Ich mußte so schnell wie möglich eine Liste aller in Sehwebe befindlichen Geschäfte aufstellen und Bilanz ziehen.

Noch im Flugzeug nach Los Angeles machte ich mich mit Marc Lavater an die Arbeit. Doch auch die darauffolgenden Tage und Wochen waren mit dieser Beschäftigung ausgefüllt.

Die Vorgänge, die ich in den folgenden Kapiteln schildern werde, erläutern mehr oder weniger ausführlich die verschiedenen, alle absolut legalen Operationen, die es erlauben, eine Idee oder bereits existierende Mechanismen so auszubeuten, daß man eine, zehn oder auch hundert Millionen Dollar dabei verdient.

Oder auch nicht verdient.

Oder auch verliert, je nachdem, ob man richtig vermutet oder sich getäuscht hat, je nachdem, ob man Glück gehabt hat oder nicht.

Hier in alphabetischer, nicht zeitlicher Reihenfolge die wichtigsten Bereiche, in denen ich Finanzmanöver durchführte:

- Kaffee
- Kakao
- Kupfer
- Lebensmittelbereich allgemein
- Französisches Parfüm
- Platin
- Silber
- Soja

Bei jeder dieser Operationen standen verschiedene, in der Regel beträchtliche Kapitaleinsätze auf dem Spiel. Die die

schwindelerregende Summe von eineinhalb Milliarden Dollar erreichen konnten. Drei Milliarden Mark!

Und dann natürlich alle anderen Operationen, bei denen es sich nicht um Geschäfte mit Waren handelte, sondern um Umsetzungen von im Grunde immer sehr einfachen Ideen, meiner bevorzugten Arbeitsmethode. Auch diese Umsetzungen verlangten zum Teil enormen Kapitaleinsatz.

Und hinter jedem dieser Geschäfte konnte sich die von Horst angekündigte Falle verstecken.

Flint landete in Los Angeles; es war immer noch der siebte Mai.

Aufgrund der Zeitverschiebung wird es in Kalifornien gerade dunkel, wenn in Europa der neue Tag anbricht. Ich war, wie sich meine Leser sicher vorstellen können, froh, endlich angekommen zu sein.

Ich hatte meine Freunde gebeten, das Ereignis der Geburt meines Sohnes mit mir zusammen zu feiern: das Ergebnis war überwältigend.

Der Türke hatte während des Fluges ein Meer von Champagner getrunken, in dem ein Flugzeugträger der 6. Flotte leicht Platz gefunden hätte, und war sogar so weit gegangen, seinen berühmten Kosakentanz, von dem er behauptete, nur er könne ihn richtig tanzen, im Gang zwischen den Sitzreihen aufzuführen. Ute Jenssen und die vier anderen Mädchen seiner Begleitung hüpfen aufgeregt durch die Gegend und umarmten jeden, der in ihre Nähe kam, mit ungewöhnlicher Leidenschaft, so daß ihre Opfer unweigerlich das Gefühl bekamen, in einem Meer aus parfümiertem rosa Fleisch unterzutauchen; MacQueen, der Journalist, sang irische Lieder, zumindest hielt er seinen Gesang für einen Gesang, und sogar Jo Lupino und Jimmy Rosen, meine beiden normalerweise so ausgeglichenen Rechtsanwälte, befanden sich in einem unbeschreiblichen Zustand – vor allem Rosen, der einen Weg gefunden hat, den falschen Pelz des zwei Meter hohen Teddybären aufzuschneiden und sich in ihm zu verstecken. Den beiden Mitgliedern von Flints Crew war es seit langem nicht mehr möglich, mit Sicherheit zu

unterscheiden, ob sie sich in einem Flugzeug oder in einem Unterseeboot befanden. Li und Liu herrschten uneingeschränkt über diesen dantesken Karneval, obwohl sie nichts getrunken hatten, doch die beiden Chinesen brauchten keinen Alkohol, um ihre Fantasie auf Hochtouren zu bringen. Sie waren von Haus aus verrückt. Immer noch als Wikinger verkleidet, beobachteten sie aufmerksam das Kapernaum, das sich vor ihren Augen abspielte. Sie beschäftigten sich bereits mit der Landung und hatten vor, die ganze Gesellschaft in Mandarinkleider zu stecken, die sie vorsorglich mitgebracht hatten, und auf kalifornischem Boden ein Riesenfeuerwerk abzubrennen, ohne daß in ihren Augen ein richtiges Fest einfach unvorstellbar war. Genießerischleckten sie sich ihre Lippen.

Unter anderen Umständen hätte ich bei diesem Wahnsinn sicher begeistert mitgemacht. Doch nicht an diesem siebten Mai. Nicht nach dem, was sich in New York im Hotel Biltmore abgespielt hatte.

Kalifornische Freunde holten uns am Flughafen ab, in der Hauptsache Filmleute, Schauspieler und Drehbuchautoren, die alle bereit waren, bei dieser Riesenfete sofort mitzumachen, die in meiner Villa in Beverly Hills fortgesetzt werden sollte. Ich ließ mir von einem meiner Freunde einen Wagen und verdrückte mich.

Ich wollte als erstes Catherine und meinen Sohn besuchen.

Plötzlich tauchten sie auf; ich wollte mich gerade hinter das Steuerrad des geliehenen Porsche setzen. Drei. Im ersten Augenblick glaubte ich, sie wollten mich überfallen. Doch die drei Männer gaben sich damit zufrieden, ihre Fotoapparate auf mich zu richten. Das Blitzlichtgewitter war so stark, daß ich beinahe nichts mehr gesehen hätte.

»Wer sind Sie? Welche Zeitung vertreten Sie?«

Keine Antwort. Sie fuhren fort, mich zu fotografieren, ohne Anteil zu zeigen, fast mechanisch, gleichgültig, Professionelle, die einen Auftrag erledigten und mich so häufig wie möglich auf ihrem Film festhielten, um sicher zu gehen, daß ihr Auftraggeber eine ihn befriedigende Aufnahme erhalten würde.

Ich schlug die Tür des Porsche zu und fuhr los. Sie blieben an der Stelle stehen, an der sie ihr Blitzlichtgewitter entfacht hatten, und schauten mir nicht einmal nach. Sie hatten ihre Arbeit erledigt, und ich war für sie uninteressant geworden. Erst nachdem ich eine ganze Strecke gefahren war, stellte sich das gleiche Gefühl ein, das ich bereits empfunden hatte, als ich dem Mann, der sich Horst nennen ließ, zum erstenmal gegenüberstand: *Irgend etwas war nicht in Ordnung.*

Es verstrich nur wenig Zeit, da konnte ich mich selbst von der Richtigkeit meines Gefühls überzeugen. Ich fuhr den Santa Monica Boulevard in seiner ganzen Länge hinunter, und es war kurz nach halb elf Uhr abends, Lokalzeit an der Westküste natürlich, als ich den Porsche vor dem Krankenhaus in Beverly abstellte. Fünf, sechs Schritte nur, und da hingen sie schon an mir wie Kletten, zwei Fotografen, nicht drei, wie am Flughafen. Andere. Ein anderes Team, doch die Technik blieb die gleiche: Blitzlichtgewitter ganz aus der Nähe, so daß ich die Fotografen, die erst im letzten Augenblick beiseite wichen, beinahe hätte berühren können. Auf dem ganzen Weg bis zum Klinikeingang blitzten und blendeten sie mich unaufhörlich, bis ich endlich hinter der Tür Schutz fand. Und wie schon am Flughafen, schienen die Fotografen völlig unbeteiligt einen Auftrag zu erledigen.

Als ich mich in der Halle noch einmal umdrehte, hatten sie bereits auf ihrem Absatz kehrtemacht: ihr Auftrag war

erledigt und das Objekt bedeutungslos geworden. Höhnisch baumelten die Kameras von ihren Schultern.

Man hatte mich schon häufig fotografiert; ich war das durchaus gewohnt und habe viele Journalisten-Freunde in den verschiedensten Ländern, doch nie hat mich jemand so teilnahmslos aufgenommen; ein Lächeln, ein aufmunternder Blick, das war das Mindeste, was Fotografen für ihre Opfer übrighaben, auch wenn ihnen diese ansonsten völlig gleichgültig sind.

Noch etwas: Ich war schließlich nicht berühmt. Bekannt vielleicht, denn sonst würde sich ein MacQueen nicht um mich kümmern. In Zeitungen und Zeitschriften war mein Name öfters erwähnt worden, vor allem zur Zeit des öffentlichen Kaufangebotes, das es mir ermöglicht hatte, Yahl um einen beträchtlichen Teil seines Reichtums und vor allem um seine Bank zu bringen. Schließlich verdient man nicht über vierzig Millionen Dollar, ich meine als Fünfundzwanzigjähriger, ohne die Aufmerksamkeit zumindest der Fachpresse auf sich zu ziehen. Und meine Anzeigenkampagne I AM HAPPY, in sechsfünfzig Tageszeitungen erschienen, konnte ebenfalls nicht unbemerkt bleiben.

Doch das alles erklärte noch nicht, warum man mich so hartnäckig mit Blitzlichtgewitter verfolgte...

**VERFOLGTE!**

Als ich in meinen Gedanken, völlig unbewußt, bei diesem Wort angelangt war, fiel es mir wie Schuppen von den Augen.

»Ich bin so schnell gekommen, wie es nur ging.«

»Trotzdem hast du dich in New York länger aufgehalten!«

»Flints Flugzeug ist schließlich keine Boing 747. Er konnte nicht sofort weiterfliegen. Wir kamen immerhin von



Amsterdam, wie du ja weißt. Catherine, ich bin überglücklich.«

Eine Glasscheibe trennte mich von meinem Sohn, und ich drückte meine Nase platt, fasziniert von diesem kleinen rosa Etwas, das tief schlief, als ob es überhaupt nicht lebte.

»Er ist zwei Wochen zu früh auf die Welt gekommen. Werden Babys da nicht normalerweise in einen Brutkasten gelegt?«

Ich hatte geglaubt, diese Frage nur mir gestellt zu haben, schweigend, dabei hatte ich sie laut ausgesprochen, wie ich aufgrund von Catherines indignierter Stimme feststellen mußte:

»Was bildest du dir denn jetzt wieder ein? Er ist vollkommen gesund!«

»Und wie soll er denn heißen? Marc Lavater hat Marc vorgeschlagen, der Türke und Ute plädieren leidenschaftlich für Mustapha-Napoleon, während Li und Liu auf Konfuzius bestehen. Warum nicht alle Namen gleichzeitig?«

Ich versuchte alles, um so komisch wie möglich zu sein, aufmunternd, unbeschwert. Mit dem unangenehmen Gefühl, mein Ziel völlig zu verfehlen.

»Franz, was ist wirklich während dieser Zwischenlandung in New York passiert?«

»Ich habe dir das doch bereits gesagt: Flint mußte eine technische Überprüfung vornehmen.«

»Natürlich; aber da war noch etwas anderes.« Ich hatte Catherine bisher noch nie angelogen: »Das stimmt schon, ich habe die erzwungene Pause benutzt, ein Geschäft abzuschließen.«

»Und dieses Geschäft war so ungeheuer wichtig?« Mühsam trennte ich mich von dem Anblick meines Sohnes und setzte mich auf den Bettrand. Als ich Catherine küssen wollte, drehte sie ihren Kopf beiseite, nur ein wenig, aber doch so, daß ich

ihren Mund nicht mehr erreichen konnte und mit ihrer Wange vorlieb nehmen mußte.

»Eine Krankenschwester hat mir gesagt, daß Privatdetektive mein Zimmer überwachen.«

»Das ist nicht weiter wichtig; nur eine Vorsichtsmaßnahme. Für alle Fälle...«

Schweigen.

»Catherine.«

Endlich war sie bereit, mich anzuschauen. Für einen kurzen Augenblick sah ich die goldenen Augen, die mir in Nassau auf den Bahamas am Rand eines Hotelschwimmbeckens zum erstenmal aufgefallen waren. Ich hatte meine Catherine aus dem oberen Loire-Tal wieder vor mir, die Catherine, mit der ich lange Spaziergänge durch Paris unternommen hatte, die aus Marrakesch und Saint-Tropez, als wir zusammen zu dem Haus gegangen waren, in dem ich meine Kindheit verbracht hatte.

»Geht es dir gut?«

»Es geht so.«

Dabei schloß sie die Augen, als ob der Schlaf sie übermannte. Ich war mir sicher, daß sie mir eine Komödie vorspielte.

»Was habe ich nur getan, Catherine? Was ist eigentlich los?«

»Nichts«, antwortete sie nach einer längeren Pause.

Doch auch ihr Lächeln schien mir gezwungen zu sein. Ich begann, ihr von der verrückten Reisegesellschaft zu erzählen, die in Los Angeles eingetroffen war, und von denen, die noch kommen würden.

»Später machen wir dann eine Reise, wir drei, das Baby, du und ich. Allein.«

Es war ihr anscheinend völlig gleichgültig, denn sie stimmte nicht einmal zu. Sie sagte nur, sie wolle jetzt schlafen. Ich preßte meine Nase wieder an die Glasscheibe, hinter der sich mein Sohn befand. Bis mich die Krankenschwester aus dem Zimmer vertrieb.

Meine Schwiegereltern trafen am 8. Mai um halb zwei Uhr in der Früh in Los Angeles ein. Ich fuhr zum Flughafen, um sie abzuholen, und entdeckte zu meiner großen Freude, daß auch Françoise Lavater es geschafft hatte, dieses Flugzeug zu erreichen; sie mußte in Chagny alles stehen- und liegengelassen und bei der Fahrt nach Paris die Geschwindigkeitsbeschränkungen souverän außer acht gelassen haben.

Ich hatte nur einen kurzen Sprung in unsere Villa in Beverly Hills gemacht. Die Stimmung war ausgezeichnet, und man brauchte mich wirklich nicht; ja, viele meiner Gäste hatten nicht einmal bemerkt, daß der glückliche Vater auf eine Stippvisite gekommen war. Von Marc Lavater natürlich abgesehen, der auf mich zugekommen war und vorgeschlagen hatte, mich zum Flughafen zu begleiten. Ich hatte abgelehnt, ihm aber von den Fotografen erzählt. Marc hatte an diesem Abend getrunken, allerdings sehr viel weniger als die hundert oder hundertfünfzig Verrückte, die zu mir gekommen waren, so daß er mühelos die Tragweite dessen beurteilen konnte, was ich ihm soeben erzählt hatte:

»Und als du das Krankenhaus verlassen hast, haben die Typen da auf dich aufgepaßt?«

»Die gleichen, die bereits bei meiner Ankunft auf mich gewartet haben. Und ich wette mit dir, daß das Flughafenteam seinen Posten noch nicht verlassen hat.«

Zustimmend nickte Marc mit dem Kopf:

»Franz, das GROSSE SPIEL hat begonnen; sie versuchen, dich nervös zu machen, das ist wohl eindeutig. Meinst du nicht auch?«

»Vielen Dank für diesen Hinweis; allein wäre ich ganz bestimmt nicht auf diese großartige Idee gekommen!« antwortete ich, bereits leicht nervös.

Marc ließ sich nicht aus der Ruhe bringen:

»Ich kümmere mich morgen darum. Wenn es sich nicht um Berufsfotografen handelt, dann kann man etwas gegen sie unternehmen; ich meine, auf legalem Wege.«

»Und wenn nicht?«

Er zuckte resignierend mit den Schultern:

»Die amerikanische Gesetzgebung, die Pressefreiheit einerseits und das Privatleben andererseits betreffend, ist mir natürlich nicht in allen Einzelheiten vertraut; ich weiß nur, daß die Presse über sehr viele Rechte verfügt. Wer hat übrigens darauf bestanden, daß sein Foto in den wichtigsten Zeitungen der Welt erscheint? Man muß für seinen Ruhm bezahlen!«

Catherines Mutter hat die gleichen goldenen Augen wie ihre Tochter, auch wenn ihr Blick insgesamt weniger verträumt ist. Ich mag sie sehr gern. Und bin mir erstaunlicherweise fast sicher, daß auch sie mich sehr gerne mag, was für mich persönlich sehr wichtig war, denn ich hatte in meiner Kindheit nur wenig Zärtlichkeit genossen. Sie verstand auf Anhieb, als ich ihr Catherines mich merkwürdig berührende Haltung schilderte:

»Das läßt sich sicher damit erklären«, fügte ich beinahe entschuldigend hinzu, »daß sie während der Geburt allein in Kalifornien war, weit von zu Hause entfernt. Ich hätte bei ihr sein müssen.«

Sie tätschelte beruhigend meine Hand:

»Ich hätte auch da sein müssen. Jetzt legen Sie sich erst einmal hin. Sie sehen richtig erschöpft aus.«

Ich war so glücklich, daß sie gekommen war, daß sie sich jetzt um Catherine kümmern konnte, daß ich fast freudig die Anwesenheit des Schwiegerpapas ertrug, der sie natürlich begleitet hatte; dieser Schwiegerpapa ist nicht Catherines richtiger Vater, sondern der zweite Mann ihrer Mutter, ein

Engländer namens Jeffries, Alex Jeffries. Er war ein heimlicher Alkoholiker und sehr distinguiert. Er hatte viel Geld, viel Geld, und hätte beinahe einmal in seinem Leben gearbeitet: das englische Außenministerium hatte ihm aufgrund seiner Qualitäten als Bridge- und Golfspieler einen Posten angeboten. Die englische Krone sollte Gott auf den Füßen danken, daß er sich im letzten Augenblick entschlossen hatte, Privatier zu bleiben. Von der Jagd auf Moorschneehühner einmal abgesehen, in Irland, wo er über bedeutenden Grundbesitz verfügte, tat er in seinem Leben nichts, absolut nichts. Ich verstand mich so gut mit ihm wie mit einer Mauer.

»Wir sind da, alles ist arrangiert, mein Junge«, sagte er. »Wir werden uns ab sofort um unsere Tochter kümmern.«

Ich knirschte mit den Zähnen. Ich haßte es, wenn man mich als ›mein Junge‹ anredete. Und auch dieses ›unsere Tochter‹ blieb mir im Hals stecken. Glücklicherweise war Françoise Lavater inzwischen zu uns gekommen, deren Augen vor Freude strahlten. Sie packte mich am Arm und zog mich fort:

»Sag jetzt nichts, was deine prachtvolle Freundschaft zu deinem Schwiegervater endgültig begraben könnte. Was hast du nur mit meinem Mann angestellt?«

Ich brachte Catherines Mutter und ihren Göttergatten in das Krankenhaus und fuhr später mit Françoise weiter direkt in meine Villa. Die Fete hatte inzwischen ihren Höhepunkt erreicht. Li und Liu hatten ihr Riesenfeuerwerk abgebrannt (auf dem Flughafengelände hatte man es ihnen böserweise untersagt) und die Polizei damit überrascht. Die zur Bestrafung der Übeltäter ausgeschickten Beamten feierten inzwischen kräftig mit, lachten und amüsierten sich, so daß nur noch Starsky und Hutch abgingen. Von meinen Gästen kannte ich übrigens höchstens ein Drittel. Endlich entdeckten wir Marc,

der sich vor Lachen nicht mehr halten konnte und klatschnaß war: Er war in den Swimming-pool gefallen!

»Verdrücken wir uns!«

Ich hatte beschlossen, den Rest der Nacht in einem Zimmer des Hilton zu verbringen, und nahm die beiden mit.

»Was sollen eigentlich diese Fotografen, die dich überall verfolgen, als ob du ein Weltstar wärst? Und diese Privatdetektive vor Catherines Zimmer?«

Wir antworteten nicht; doch so leicht ließ sich Françoise nicht abspeisen.

»Franz, ich bin nicht verrückt. Drei Fotografen am Flughafen, zwei vor dem Krankenhaus und ein drittes Team vor deiner Villa.«

Fragend schaute sie uns an:

»Stimmt etwas nicht?«

»In einem gewissen Sinn hast du recht«, antwortete Marc, der seine Hose ausgezogen hatte, um sie auszuwringen.

In dieser Nacht schlief ich nur wenige Stunden, und auch die nicht richtig. Auch Lavater hatte dem Schlaf nicht mehr Zeit geopfert, im Gegenteil; er war schon vor mir aufgestanden und hatte sich bereits umgehört.

»Callaway. Ich hatte ihn bereits von New York aus angerufen; er hat damals in San Francisco...«

»Ich weiß, wer Callaway ist.«

»Er hat deine berühmten Pressefotografen angesprochen, die keinerlei Schwierigkeiten machten, sondern anstandslos ihre Presseausweise vorzeigten. Die Typen sind vollkommen in Ordnung.«

»Für welche Zeitung arbeiten sie?«

»Ruhig Blut! Sie arbeiten für keine bestimmte Zeitung, sondern für eine erst kürzlich gegründete Agentur, die einem gewissen Yates gehört.«

»Den Namen habe ich noch nie gehört.«

»Callaway ebenfalls nicht. Er kümmert sich um den Mann. Jetzt iß endlich etwas. Ich bin mir sicher, daß du gestern abend nichts gegessen hast!«

Nachdem ich aufgewacht war, hatte ich natürlich als erstes die Klinik angerufen: Catherine schlief noch, doch ich konnte mit ihrer Mutter sprechen:

»Sie brauchen nicht herzustürzen«, beruhigte mich Schwiegermama. »Im Augenblick schläft sie, und den beiden geht es so gut, wie es ihnen nur gehen kann. Mein Gott, Franz, warum neigen Sie immer zu dermaßen heftigen Vulkanausbrüchen! Können Sie denn niemals ruhig und ausgeglichen sein?«

»Franz!«

Marc versuchte, mich aus meinen Gedanken zu reißen.

»Ja?«

»Hast du eigentlich schon einmal daran gedacht, daß es eine ganz einfache Lösung für deine Probleme gäbe? Du brauchst nur alles fallenzulassen.«

Ich verstand nicht, was er meinte, und sagte es ihm. Er erklärte mir seinen Gedankengang:

»Dieser sogenannte Horst- übrigens, in Kürze werden wir mehr über diese merkwürdige Persönlichkeit wissen – dieser Horst also hat dir eine regelrechte Kriegserklärung überbracht. Wahrscheinlich im Namen Yahls.«

»In wessen Namen denn sonst? Glaubst du etwa, die Mongolei habe mir den Krieg erklärt?«

»Man weiß nie. Doch beschränken wir uns auf das Wesentliche: deine Gegner wollen dich ruinieren, dich in irgendeine Falle locken, die der Teufel kennt, aber nicht wir. Ich habe mir das alles durch den Kopf gehen lassen. Dein Vermögen ist im Moment doch eigentlich recht ansehnlich; es

ist so gut angelegt, daß auch ein Yahl nicht an dein Geld herankommt. Niemand kann dich, zumindest im Augenblick, vernichten. Außer wenn du in der Vergangenheit etwas gemacht hättest, das man gegen dich verwenden könnte; ich weiß nicht, was. Vielleicht hast du ein Mädchengymnasium vergewaltigt, einen Präsidenten der Republik während dessen Amtszeit ermordet...«

»Du bist heute morgen ja großartig in Form. Es macht richtig Spaß, dir zuzuhören.«

Ich hatte verstanden, auf was Marc Lavater hinauswollte. Das hatte einige Zeit gebraucht, aber inzwischen war es mir klar geworden.

»Anders ausgedrückt, du empfiehlst mir, in Rente zu gehen.«

»Ja, ungefähr darauf läuft mein Vorschlag hinaus«, bestätigte er meinen Verdacht. Und nahm die Mühe auf sich, mir lange zu erklären, das beste Mittel, einer Falle aus dem Weg zu gehen, die jemand errichtet hatte, sei einfach einen anderen Weg einzuschlagen als ursprünglich vorgesehen. Notfalls einfach stehenzubleiben und abzuwarten, bis die Luft wieder rein sei.

»Setz dich an das Ufer des Flusses, und du wirst den Körper deines Feindes beobachten, der vorbeigetrieben wird. So ungefähr lautet ein arabisches Sprichwort.«

Marc redete lange auf mich ein. In wenigen Sätzen zusammengefaßt, schlug er mir vor, nichts mehr zu tun, nichts mehr zu versuchen und mir nicht die geringste Blöße zu geben, so daß eine Falle gar nicht erst aufgebaut werden konnte. Ich hatte es ganz richtig ausgedrückt: er meinte, ich solle in Rente gehen.

Nicht einmal fünfundzwanzig Jahre alt.

Nur: ich hatte noch nie daran Geschmack gefunden, an Flüssen zu sitzen und ins Wasser zu starren. Wahrscheinlich käme ich nur auf den Gedanken, Gold zu suchen.



Nur: ich haßte Martin Yahl.

Nur: vielleicht ist die Falle, in die ich gehen soll, genau das, was Marc mir vorschlug. Mich soweit zu bringen, daß ich mich selbst lähmte und vor lauter Angst, man könne mir etwas antun, nichts mehr unternahm.

Und vieles andere...

»Franz, überlege. Das ist eine ganz reale Möglichkeit. Du mußt dich nicht sofort entscheiden. Du hast mir gesagt, du wolltest mit Catherine Urlaub machen, mit deiner Frau und deinem Sohn, sobald sie aus dem Krankenhaus entlassen werden. Mach Ferien und überlege.«

Wir wollten unsere Ferien in Arizona verbringen.

Die Ranch lag ungefähr eineinhalb Autostunden von Phoenix entfernt; ganz einfach zu finden: wenn die Straße in die Rocky Mountains aufhört, biegt man nach rechts ab. Der Ort heißt Mesa Verde. Eine Art spanisch-mexikanische Hazienda, die völlig abgeschlossen und autark ist, mit einem großartigen Garten im Patio. Vom Flugzeug ausgesehen erinnert die Ranch an mexikanische Bohnen, die an Bauchschmerzen leiden und sich krümmen. Doch Scherz beiseite: dort war es wirklich sehr schön.

Wir hatten die Ranch erst vor acht Monaten gekauft, Catherine und ich, ein gemeinsamer Entschluß. Seither hatten wir höchstens eine Woche dort verbracht, Operettencowboys gespielt und waren uns immer darüber einig gewesen, sobald wie möglich dort längere Zeit gemeinsam zu verbringen. Nun, eine bessere Gelegenheit konnten wir kaum erhoffen. Acht Tage nach der Geburt unseres Sohnes Marc-Andrea Cimbali trafen wir auf unserer Ranch ein.

Marc Lavater hatte sich bereiterklärt, die Patenschaft zu übernehmen.

Li und Liu hielten sich seit einer Ewigkeit bereits wieder in San Francisco auf; Rosen und Lupino waren nach New York und der Türke, Ute und die vier Haremsdamen nach London zurückgeflogen.

Marc und Françoise waren mit nach Arizona gekommen.

Sie hatten vor, uns ungefähr zehn Tage Gesellschaft zu leisten und mit dem Auto und Sportflugzeug den Great Canyon von Colorado (der sich nicht in dem Staat gleichen Namens befindet), das berühmte Monument Valley, in dem so viele Western gedreht wurden, die versteinerten Wälder, die Indianerreservate und was weiß ich noch alles zu besichtigen. Gründlich.

Sie verließen uns am 25. Mai und flogen nach Frankreich zurück. Marc hatte in den ersten Junitagen wieder in New York zu tun. Während unserer Ferien waren wir kein einziges Mal auf unsere Geschäfte, unsere Arbeit, auf Horst und folglich auf Yahl zu sprechen gekommen.

Nach Lavaters Abreise hielten sich auf der Ranch nur noch Catherine, das Baby und ich auf, die Angestellten natürlich und Catherines Mutter sowie deren Mann; der Idiot ritt durch Arizona, als ob er einen Ausflug durch den Schloßpark von Windsor mache!

Marc-Andrea Cimbali erfüllte mich weiterhin mit unvorstellbarer Freude. Im eigentlichen Sinn des Wortes hatte ich nie eine Familie gehabt. Als mein Vater starb, war ich gerade acht Jahre gewesen, und meine Mutter hatte ihn nicht lange überlebt. Ich habe weder Bruder noch Schwester und auch keine engeren Vettern oder Kusinen, also keine engeren Verwandten überhaupt. Meine Jugend hatte ich in einem Pariser Gymnasium verbracht; ich wechselte von dort auf eine Schweizer Privatschule, nach einem kurzen Aufenthalt in einer englischen Public School, die anders als ihr Name besagt höchst privat und vornehm gewesen war. Martin Yahl hatte

dabei über meine Ausbildung gewacht, eiskalt, und natürlich mein völlig verblödeter Onkel. Bis ich eines schönen Tages entdeckte, daß die beiden in friedlicher Zusammenarbeit mich um mein väterliches Erbe gebracht hatten. Mein Leben als Erwachsener hatte an dem Tag begonnen, an dem ich in Kenia eingetroffen war; man hatte mich in dieses Land verfrachtet in der Hoffnung, ich möge dort verrecken oder zumindest nie mehr europäischen Boden betreten. Anschließend stand ich dann ganz unter dem Zeichen der Rache, die ich sorgfältig geplant und auch durchgeführt hatte. Ich wurde reich, sehr reich. Und jetzt zitterte ich vor Freude und Rührung angesichts dieses kleinen rosa Menschleins, das gähnte und wimmerte...

Eigentlich hatte ich Ende Mai den Urlaub abbrechen wollen, doch mein Sohn war stärker: Ich verlängerte um zwei Wochen. Ich mietete eine Jacht und kreuzte die ganze Zeit über im Golf von Kalifornien, der, von Steinbeck, glaube ich, auch das Meer des Cortez genannt worden war, eine Bezeichnung, die ich sehr viel schöner fand. In diesem zwölfhundert Kilometer langen und mindestens hundert Kilometer breiten Graben erreicht der Meeresboden eine Tiefe von bis zu zweieinhalb Kilometern. Das Wasser ist glasklar, wie ein riesiges Aquarium, in dem stille Fischschwärme ziehen. Aufgrund der Küstennähe gibt es viele Wasservögel, Seeschwalben und Möwen, die dem Auge viel Abwechslung bieten, genau wie die fliegenden Fische, die die schönsten Kapriolen vollführten, die Rochen mit den breiten Schwingen, die Seelöwen und die fantastischen blauen Finnwale, die bis zu fünfzig Stundenkilometer schnell werden können. Diese ganze Welt lebte geschützt wie in einem riesigen Heiligtum; keine größere Stadt am mexikanischen Ufer bedrohte die Unverletztheit der Natur, und natürlich auch kein Überseehafen: eines der letzten Paradiese auf dieser Welt.

Doch alles geht einmal zu Ende.

Ich hatte Catherine angeboten, mit mir nach New York zu ziehen. Sie hatte ganz einfach abgelehnt. Wir stritten uns, ungewohnt heftig, sie warf mir meinen sogenannten Egoismus vor, der mich dazu gebracht hatte, sie und das Kind zuerst auf die gottverlassene Ranch in Arizona und anschließend auf dieses Boot zu verschleppen. Sie hatte die Schnauze endgültig voll von den unaufhörlichen Ortsveränderungen, den Reisen, und hatte keine Lust mehr, mich auf meinen wilden Jagden rund um den Globus zu begleiten. Was ich denn suchte? Erfolg? Reichtum? In ihren Augen ein unnützes Unterfangen, Spielerei für kindische Männer. Sie wollte ein Haus, ein Haus, das ihr gehörte, in dem es ruhig und friedlich zuing, ein ganz normales Haus in Frankreich, in der Nähe ihrer Familie. Und einen Mann, der jeden Abend gegen halb acht Uhr nach Hause kam und im Kreise seiner Familie entspannt zu Abend aß. Sonst noch etwas? Ja, warum eigentlich nicht?

Wir stritten uns nicht zum erstenmal über dieses Thema; unsere Diskussionen waren allerdings noch nie so heftig verlaufen wie diesmal. Doch zumindest im Augenblick achtete ich eigentlich gar nicht so sehr auf diesen Umstand. In Wirklichkeit scharrte ich wie ein nervöses Pferd ungeduldig mit meinen Hufen im Sand und wollte unbedingt losrennen. Den Kampf aufnehmen. Am 7. Mai hatten sich die Ereignisse überschlagen. Friedlichere Tage hatten sich angeschlossen, die es mir erlaubt hatten, mich meinem Sohn zu widmen. Doch jetzt nagte das Bedürfnis an mir, unbedingt zu handeln, etwas zu tun, herauszufordern.

»In diesem Fall«, sagte Catherine entschieden, »fliege ich nach Frankreich zurück.«

Sie wollte zuerst nach Paris und den Sommer dann in Fournac im oberen Loire-Tal verbringen.

»Und was soll aus mir werden? Habe ich in deinen Plänen überhaupt noch einen Platz? Wir sind miteinander verheiratet, falls du das vergessen haben solltest.«

Sie hatte das nicht vergessen. Nur, wenn ich mich zufällig an diese Tatsache erinnern sollte, dann hatte ich nichts anderes zu tun, als zu ihr nach Frankreich zu kommen und sie und das Kind zu besuchen, falls meine so wichtigen Geschäfte mir dazu die Zeit ließen. Ich wandte ein, daß ich ganze Wochen in den Flugzeugen verlieren würde.

»Du reist doch so gerne«, schnitt Catherine mir das Wort ab.

Ich habe bereits gesagt: Ich war begierig, den Kampf aufzunehmen. Marc Lavater hatte mir geraten, Urlaub zu nehmen und über die Herausforderung nachzudenken, die Horst mir überbracht hatte. Ich hatte nicht lange nachzudenken brauchen: Schon bei den ersten Worten von Yahls Botschafter war meine Entscheidung gefallen.

Der Tag war gekommen. Am 11. Juni flogen Catherine und mein Sohn in Begleitung meiner Schwiegereltern nach Europa zurück. Am gleichen Tag verließ ich Arizona und flog nach New York.

## **ZWEITER TEIL**

### **Die Falle**

Marc Lavater fragte mich in New York, neben mir zuerst über die blumengeschmückte Terrasse des Rockefeller Centers und dann durch die winzig kleinen Channel Gardens gehend:

»Und die Fotografen?«

»Sie erwarteten mich in Phoenix, als ich dort das Flugzeug bestieg, und dann bei meiner Ankunft in New York, ein anderes Team. Sie verfolgten mich auf Schritt und Tritt. Merkwürdig, daß sie sich im Augenblick nicht blicken lassen.«

Die wenigen und winzigen Büsche, die rechts und links von dem Weg standen, auf dem Marc und ich gingen, hießen pompös ›Channel Gardens‹, denn auf der rechten Seite lag das französische Kulturzentrum und auf der linken das British Empire Building.

Marc redete in seiner bedächtigen Art weiter:

»Sie haben das Gesetz auf ihrer Seite, Franz, ich habe das überprüft. Wenn die Fotografen nichts anderes tun als dich in der Öffentlichkeit zu fotografieren, kann man sie an ihrer Arbeit nicht hindern. Natürlich könnten wir versuchen, wegen Belästigung eine Klage einzureichen und einen Prozeß zu führen. Doch die Aussichten, diesen Prozeß zu gewinnen, sind gering. Ein Prozeß dauert im übrigen monatelang, wie mir alle Spezialisten versicherten, die ich in dieser Frage konsultiert habe. Erschwerend kommen die Fotos von Catherine und dir hinzu, die du auf deine eigenen Kosten veröffentlicht hast. Du kannst jetzt schlecht vor einem Gericht behaupten, du wärest öffentlichkeitsscheu.«

Die Pille war bitter.

»Ich werde also auf dem Gebiet bestraft, auf dem ich gesündigt habe, das ist es doch, oder?«

»Genau.«

»Wer bezahlt die Fotografen?«

»Ich habe dir bereits den Inhaber der Agentur genannt, ein gewisser Yates. Ich habe inzwischen einiges über ihn erfahren können. Seine Agentur wurde vor fünf Monaten gegründet. Frank Herbert Yates ist ein ehemaliger Journalist, der viele Jahre in Südamerika gearbeitet hat. Vor allem in Brasilien. Sein Ruf ist nicht der beste; er hatte in verschiedenen Ländern wegen Devisenvergehens Schwierigkeiten. Aber nichts wirklich Ernstes.«

»Woher stammt das Geld?«

»Laß mich weiterreden. Ich wollte gerade auf diesen Punkt kommen. Vor sechs Monaten arbeitete Yates noch als Journalist für eine bekannte Agentur. Da starb im letzten Herbst ein argentinischer Industrieller, der ihm testamentarisch dreihunderttausend Dollar vermachte, Steuern und Kosten bereits abgezogen. Wir sind der Sache nachgegangen: die Sache ist unangreifbar. Der verstorbene Industrielle war ein Freund von Yates und hat in seinem Testament die Hinterlassenschaft mit den Diensten begründet, die Yates ihm geleistet hatte. Das ist etwas vage, aber keineswegs illegal. Das Geld wurde ganz offiziell über Staatsbanken nach Amerika transferiert, die darauf anfallenden Steuern sind bezahlt, so daß die Agentur von Yates in jeder Hinsicht legal ist. Wie gesagt, unangreifbar. Einer unserer Rechtsanwälte hat Yates sogar besucht und ihn ganz offen gefragt, aus welchem Grund er sich so leidenschaftlich für dich interessiert. Antwort: Yates glaubt, du seist ein neuer Howard Hughes. Und für den Fall, daß du wie der wirkliche Howard Hughes eines Tages überschnappst und dich in einen Schrank einschließt, jedes Auftreten in der Öffentlichkeit ablehnend, wird das Fotoalbum, das er gerade



zusammenstellt, ein Vermögen wert sein. Du bist in seinen Augen eine recht günstige Geldanlage. Übrigens hat dieser Yates unseren Rechtsanwalt in aller Freundlichkeit darauf hingewiesen, daß keine Agentur, und folglich auch nicht seine, verpflichtet ist, Gewinne abzuwerfen.«

Ein ›neuer‹ Howard Hughes! Beinahe hätte ich mich geschmeichelt gefühlt. Ich bemerkte:

»Weißt du eigentlich, daß mich das allmählich richtig amüsiert?«

Eine Art, die Dinge zu sehen. Yates beschäftigte zwölf Fotografen, die natürlich nicht nur Franz Cimbali fotografierten, aber doch neunzig Prozent ihrer Arbeitszeit darauf verwendeten, diese interessante Persönlichkeit für die Nachwelt festzuhalten.

Trotzdem mußte ich natürlich, als Marc nachhakte, einräumen, daß die Aussicht, wochen- oder monatelang oder vielleicht sogar noch länger diese Fotografen aushalten zu müssen, mich eher irritierte denn amüsierte. Ich konnte mir durchaus vorstellen, daß es Gelegenheiten geben würde, bei denen mich diese Fotografen in heillosen Zorn bringen könnten, aber auch andere, bei denen sie wohl eher anregend und anspornend wirken würden. Sie gehörten zu Yahls Herausforderung, zum Fehdehandschuh.

Wir hatten den kleinen Garten inzwischen verlassen und befanden uns auf der fünften Avenue. Vor der französischen Buchhandlung blieben wir kurz stehen und schauten uns die Auslage an.

Meine Entscheidung war seit langem gefallen. Ich sagte zu Marc:

»Gut, imitieren wir sie doch einfach.«

»Du willst Yahl Tag und Nacht überwachen lassen?«

»Ich überwache dich, du überwachst mich...«

»Ein saublöder Gedanke!« kommentierte Marc im Brustton der Überzeugung.

»Ich bestehe auf dem besten Team! Natürlich nur, wenn es nicht bereits für Yahl arbeitet.«

Marc überlegte. Endlich sagte er:

»Callaway ist ausgezeichnet. Aber nur auf amerikanischem Boden. Seine Arbeitsweise ist kaum exportierbar. Erinnerst du dich an die Affäre Paul Getty? Man hatte in Italien seinen Enkel entführt, diesem ein Ohr abgeschnitten und dem Alten per Post zugeschickt, um ihn zum Zahlen aufzumuntern. Ich kann dir das Team von Privatdetektiven besorgen, das damals für Getty arbeitete. Das beste auf dem alten Kontinent.«

»Einverstanden.«

»Das wird dich ein Vermögen kosten, aber die Leute arbeiten wirklich ausgezeichnet.«

In mir stieg ein Bild auf: Martin Yahl, der sich in seinen riesigen Besitz am Ufer des Genfer Sees verkrochen hat, in dieses große, einsam gelegene Haus mit dem großen, wunderbaren, von hohen Mauern umsäumten Park. Das unvermeidbare Klischee: die Spinne, die im Herzen ihres Netzes auf die Fliege lauert. Ich bin natürlich die Fliege, Cimbali bzzz bzzz! »Marc, ich will wissen, was er jeden Tag macht, was er jede Stunde macht, wohin er geht, mit wem er telefoniert, mit wem er sich trifft, wen er empfängt und warum.«

Und da ich einfach den Clown spielen muß, setzte ich noch eines drauf:

»Ich will natürlich auch seine Harnanalysen kennenlernen.«

Marc blieb ernst. Er schaute mich aufmerksam an: »Deine Kriegserklärung, mit anderen Worten.«

»Ja. Ich habe die Herausforderung angenommen.«

»An einen Punkt hast du anscheinend nicht gedacht«, nahm Marc den Faden wieder auf, nachdem er einen Moment

betroffen geschwiegen hatte. »Yahl hat vielleicht etwas ganz anderes mit dir vor. Vielleicht will er dich ganz einfach um die Ecke bringen lassen. Immerhin gibt es so etwas wie Berufskiller.«

Er konnte mich nicht überzeugen. Keine Sekunde dachte ich an eine körperliche Gefahr und hatte sogar die Privatdetektive wieder abgezogen, die über Catherine und Marc-Andrea wachten. Aus einem einfachen Grund: Ich war überzeugt, daß ein Martin Yahl weder selbst tötet noch töten läßt. Ich kannte ihn soweit, um dies sicher beurteilen zu können. Er wäre natürlich sehr zufrieden gewesen, wenn ich Selbstmord beginge, unter der Voraussetzung, daß er mich in den Freitod getrieben hatte. Doch weiter würde er nicht gehen. Aus Vorsicht, er war immerhin der geborene Bankier, aus Stolz, der es ihm verboten würde, zu anderen Mitteln als den in der Hochfinanz gebräuchlichen zu greifen, und vor allem aus einem Grund, der meine Leser vielleicht überraschen wird: seine religiösen Überzeugungen! Ja, Ihre Majestät der Bankier, der unter anderem während des Zweiten Weltkrieges jahrelang den Nazis bei ihren düsteren Geschäften behilflich gewesen war, war überzeugter Christ; er glaubte an Gott und die ewige Verdammnis.

Ich sagte zu Marc: »Darauf gehe ich jede Wette ein, auch wenn du dich totlachst!«

Nein, wenn Yahl mir wirklich eine Falle stellen sollte, dann nur in Verbindung mit bereits laufenden oder zukünftigen Geschäften, davon war ich überzeugt.

Und die Entwicklung sollte mir recht geben, daß ich mich zumindest in diesem Punkt nicht getäuscht hatte.

Während seines Interviews auf dem Flug von Amsterdam nach Los Angeles über Paris, London und New York hatte

MacQueen, bevor er in seiner wachsenden Betrunkenheit seinen wehmutsvollen Erinnerungen an die grüne Insel anheimgefallen war, mich gefragt:

»Was für eine Art Finanzier sind Sie eigentlich? Das heißt, auf welche Weise verdienen Sie Ihr Geld?«

Ich hatte trocken geantwortet:

»Mit überraschenden Aktionen.«

Ich war mir nicht sicher gewesen, ob er verstanden hatte, was ich damit meinte. (Mir war aufgefallen, daß er nach der sechsten Flasche Dom Perignon Schwierigkeiten hatte, auch die einfachsten Dinge zu begreifen). Und hätte er nicht begonnen, entsetzlich laut und falsch seine weinerlichen irischen Weisen von sich zu geben, zu allem Überfluß in Gälisch, dann hätte ich mir sicher die Mühe gemacht, ihm zu erklären, was ich unter ›überraschenden Aktionen‹ verstand:

Eine überraschende Aktion basierte auf einer Grundvoraussetzung: man muß voraussehen, oder zumindest versuchen, vorauszusehen, was sich in einer bestimmten Gegend der Welt ereignen wird. Anders ausgedrückt: man sollte fähig sein, entstehende Trends frühzeitig zu erkennen oder neue Ideen auszuhecken, die realisierbar sind, das heißt, einerseits neu, andererseits aber nicht so umwälzend neu, als daß sie die Menschen erschrecken könnten. Als zweites muß man, falls man über eine solche Idee verfügt, diese so schnell wie möglich umsetzen, die betreffende Region aufsuchen, die notwendigen Spezialisten konsultieren und die entsprechenden Verträge abschließen. Um dann später den richtigen Augenblick zu ahnen, an dem man sich aus dem Geschäft zurückziehen sollte, weil die Idee nicht mehr neu ist, von anderen imitiert wird, weil die Konjunktur nachgelassen hat, weil der Trend umschlägt oder aus irgendeinem anderen Grund. Rechtzeitig verkaufen ist genauso wichtig wie rechtzeitig kaufen.

Genau dies war mir in den vergangenen vier Jahren überraschend gut gelungen (so ganz konnte ich es selbst noch nicht fassen).

Natürlich war ich kein ›normaler Geschäftsmann‹, zumindest nicht in der gebräuchlichen Bedeutung des Wortes, und werde es wohl auch nie werden. Mit einem Laden. Einer Firma. Ich verfüge nicht einmal über einen festangestellten Sekretär oder ein ständiges Büro.

Im Laufe des Juni, ziemlich genau vierzig Tage nachdem Horst zum erstenmal in meinem Leben aufgetaucht war, hatte ich wohl um die fünfzigmal Bilanz gezogen und meine vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Geschäfte überprüft. Ich erinnerte mich in allen Einzelheiten an verschiedene Immobilienaffären, die damals kurz vor der Entscheidung standen; außerdem hatte ich eine riskante Spekulation im Metallbereich eingefädelt, mit *Silber*, und war kurz davor, mich auf eine ähnliche auf dem Kaffeemarkt einzulassen. Und außerdem wälzte ich seit einiger Zeit eine amüsante Idee, über die ich mit niemandem gesprochen hatte, nicht einmal mit Marc Lavester, in meinem Kopf hin und her.

Das alles hätte am Ende meiner Ferien ausgereicht, mich wieder zur Arbeit zu motivieren, doch der Zufall entschied für mich und stürzte mich in eine völlig neue und großartige Angelegenheit.

Eine dieser überraschenden Aktionen, von denen ich Mac-Queen erzählt hatte, zeichnete sich am Horizont ab.

Nennen wir sie Safari.

Flint war der auslösende Faktor.

Flint fragte mich:

»Franz, kannst du mehr als die Hälfte meiner Wechsel übernehmen?«

Ich schüttelte energisch mit dem Kopf, während ich weiter die Akten las, die von Rosen und Lupino vorbereitet worden waren und die ich mitgenommen hatte: »NEIN!«

»Ich brauche Geld, Franz.«

»Dann verkauf dein Flugzeug.«

Das hätte ich nicht sagen sollen; das ging ihm sichtlich auf die Nerven, denn er begann, Loopings zu drehen oder Rollen, ich konnte das nicht so genau unterscheiden. An diesem Tag flogen wir nach Montreal, wo ich zwei Verabredungen hatte und bei den verschiedenen Investitionen in der St. James Bay – die Quebecer Finanzwelt hatte sich die Nutzbarmachung dieses Gebietes bereits eine schöne Stange Geld kosten lassen – mitmachen wollte.

Wäre ich nicht angeschnallt gewesen, dann hätte ich mich vielleicht plötzlich im kanadischen Himmel befunden, in einem modern geschnittenen Stadtanzug und ca. 5000 Meter über dem Erdboden. Flint beruhigte sich endlich wieder und setzte mir einmal mehr seine finanzielle Lage auseinander, die, wie ich schon geschrieben habe, recht kompliziert war. Er war der rechtmäßige Erbe eines Vermögens, das die Schallmauer von einer Milliarde Dollar mit Sicherheit überstieg, und hatte Schwierigkeiten, seine Stromrechnungen zu bezahlen. Seine monatliche Pension reichte ihm nicht mehr aus. Der Monatswechsel war dabei so anständig, daß er jeden anderen Menschen in Entzücken versetzt hätte, unter der

Voraussetzung natürlich, daß dieser andere Mensch darauf verzichtete, sich ein Flugzeug mit Düsenantrieb als Hobby zuzulegen.

»Franz, ich weiß nicht mehr weiter. Ich bin immerhin verheiratet und habe sechs Kinder.«

Die alte Leier begann. Er erzählte mir zum x-ten Mal von den Beratern seiner Mutter, seiner armen Frau, seinen armen, hungernden Kindern, seinem Haus in Atlanta im Staat Georgia mit dem dazugehörenden privaten Golfplatz und der monströsen Rasenmähaschine – die Platz für zwei Passagiere bot und mit einem Farbfernseher sowie einer eingebauten Bar ausgestattet war. Und er sprach natürlich über sein Flugzeug, ein wunderbares Gerät, bei dem allerdings einige Teile ausgewechselt werden sollten.

Und von seinem Grundstück.

Natürlich nicht zum erstenmal. Ich kannte die Geschichte in- und auswendig. Er hatte das Grundstück direkt von seinem Großvater geerbt, so daß es nicht unter die strenge Verwaltung der Treuhänder gefallen war, die sich um die Vollstreckung des mütterlichen Testaments kümmerten. Soviel ich wußte – meist hörte ich gar nicht richtig hin, wenn er mit seinen Jeremiaden begann – lag das Grundstück in Florida, aber leider in diesem Teil Floridas, der von keinem Menschen besucht wird, denn es wimmelt dort nur so von Sümpfen mit Stechfliegen und böartigen Alligatoren. Das Grundstück war völlig wertlos und auch beim besten Willen einzig für die Moskitos interessant. Ich hatte das Flint nun wirklich schon häufig gesagt.

»Du könntest wenigstens einmal hinfahren und einen Blick darauf werfen. Mir zuliebe.«

Er flehte so inständig, daß ich mich schließlich breitschlagen ließ.

Und da dieser Unmensch als mein Privatpilot über meinen Terminkalender beinahe besser Bescheid wußte als ich selbst, schlug er mir, ohne daß ich mich hätte wehren können, vor, nach meinem Besuch in Montreal einen kurzen Abstecher in den Süden nach Florida zu machen, bevor wir nach New York zurückkehrten.

»Und, Franz, zum Ausgleich zahle ich diesmal das Flugbenzin... Ich könnte in Gifford landen«, träumte er vor sich hin. »Das liegt auf halbem Weg zwischen Cap Kennedy, dem früheren Cap Canaveral, und West Palm Beach. Von dort aus dann mit einem Wagen zu Ocoee.«

»Um Himmels willen, wer oder was ist denn Ocoee?«

»Ein Seminole.«

Das hatte mir gerade noch gefehlt! Ein Ureinwohner, ein Angehöriger eines fast ausgestorbenen Indianerstammes!

Florida sieht auf der Landkarte aus wie ein genau nach Süden ausgestreckter Zeigefinger. Wenn man den Zeigefinger hinunterfährt, befindet sich auf der linken Seite auf der Höhe des Fingernagels Miami und davor die berühmten Badeorte. Auf der Höhe des ersten Gliedes liegen, um im Bild zu bleiben, in der Mitte die Städte Orlando und Lakeland, auf der linken Seite, der Seite des Atlantik von Daytona und Cap Kennedy flankiert, rechts von Tampa und Petersburg. Zwischen dem Nagel und dem ersten Glied liegt nichts. Nur die Everglades, flach, stinkend, mit Mangrovenbäumen bewachsen und voller Alligatoren. Nicht gerade erheiternd. Kein Wunder, daß die Menschen der Everglades schnell überdrüssig werden.

Flints ›Grundstück‹ lag ungefähr achtzig Kilometer südöstlich von Cap Kennedy im Herzen eines *No-man's-land*, das auf der einen Seite von der Autobahn, die Orlando mit Miami verbindet, und auf der anderen Seite von der atlantischen Küste begrenzt wurde. An der Küste lief der nicht



enden wollende Kanal, der Intracoastal Waterway, mehr als tausend Kilometer lang, vorbei, der von kleineren Vergnügungsbooten benützt wurde, die vom Norden kommend nach Miami und den Buchten um Miami wollten, ohne das Risiko einzugehen, auf hohe See hinauszufahren.

Das ›Grundstück‹ war fünfundfünfzigtausend Morgen groß, was ungefähr zweiundzwanzig Quadratkilometern entspricht.

Fast eine Dreiviertelstunde lang flog Flint über das Gelände, bis mir übel wurde, denn er flog so tief, daß ich unwillkürlich die Beine anzog, aus Angst, er würde die Wipfel der Zypressen streifen. Selbst vor dem großartigen Hintergrund der untergehenden Sonne war das Grundstück leider nichts anderes als ein feuchter, menschenfeindlicher Sumpf, und man brauchte nicht sehr viel Fantasie, um sich die Viecher, von denen es dort unten nur so wimmeln mußte, vorzustellen.

Landung in Gifford. Flint mietete einen Wagen, und wir fuhren auf einer Landstraße, die sich schon bald in einen besseren Feldweg verwandelte – rechts Sumpf, links Sumpf, vor uns und hinter uns ebenfalls Sumpf – zu einer Art See mit Pelikanen und vermodernden Booten.

Ein Schild war der einzige Hinweis darauf, daß sich hier einmal Menschen aufgehalten hatten:

**VORSICHT ALLIGATOREN! DIE ÜBERLEBENDEN WERDEN STRAFRECHTLICH VERFOLGT!**

»Schön, nicht?« fragte Flint und meinte dies auch noch ernst.

Gott sei Dank deckte die Nacht mit ihrem gnädigen Schleier schon bald diese Sumpflandschaft zu, das Vernünftigste noch, was man mit Flints ›Grundstück‹ anfangen konnte.

Ocoee, der Seminole, war so klein, daß er aufrecht unter einem Tisch hätte durchgehen können, und so hager wie eine Bohnenstange. Er fragte mich:

»Wissen Sie eigentlich, wie man Alligatoren fängt?«

Ich antwortete, natürlich wisse ich das, dies sei schließlich meine liebste Freizeitbeschäftigung, und er solle keine so blöden Fragen stellen. Und fragte mich gleichzeitig, was ich eigentlich in diesem stinkenden Sumpf zu suchen hatte, in Begleitung eines völlig übergeschnappten Piloten und eines dreiundvierzig Kilogramm leichten Indianers. Der mich, ohne lange zu fackeln, am Arm packte und aus seiner Hütte, die aus halb vermoderten Brettern zusammenge nagelt war, hinausführte, mitten in den Sumpf. Flint, dieser abgestumpfte Idiot, krümmte sich vor Lachen:

»Franz, du wirst schon sehen...«

Ocoee hatte eine Taschenlampe an seiner Stirn befestigt, deren scharfer Lichtstrahl Löcher in die Nacht bohrte und über das unbewegliche Wasser und die glitschige Sumpfoberfläche glitt. Vor meinem geistigen Auge liefen *Die Abenteuer des Kapitän Wyatt* ab; ich sagte zu Ocoee:

»Sie dürfen mich ab sofort Gary Cooper nennen.«

Er antwortete:

»Sie täten gut daran, mir mit der anderen Lampe zu leuchten; wenn nicht, können Sie sich schon bald Sohlen um die Knie binden, denn dieses hübsche Tier wird Ihre Füße mit großem Appetit verschlingen.«

Kaum hatte ich den Strahl meiner Taschenlampe nach unten gerichtet, da machte Ocoee auch schon einen großen Satz und warf sich auf etwas zwischen meinen Füßen. Als er sich wieder aufrichtete, hatte er einen Alligator umklammert, der größer war als er selbst. Er drückte den Rücken des Tieres gegen seine Brust und hielt seine Vorderpranken fest umklammert, während der Schwanz des Alligators die Luft zwischen seinen Beinen peitschte.

»Haben Sie genau zugeschaut? So macht man das, ganz einfach!«

Der Alligator wand sich natürlich in Ocoees Händen, bis die beiden auf den Boden fielen und sich herumwälzten, denn Ocoee ließ nicht locker. Bald verschwanden sie im Schatten, bald tauchten sie im Strahl meiner Taschenlampe wieder auf. Ein gespenstischer Anblick. Ocoee gelang es endlich, sich wieder aufzurichten. Er ließ das Biest los und machte augenblicklich einen Riesensatz; ich muß gestehen, daß ich seinem Beispiel ungeniert folgte.

Erst als ich gute fünfzehn Meter entfernt war, holte ich wieder Atem.

Es gibt zwei Arten, auf eine Idee zu kommen.

Bei der ersten unternimmt man keine besonderen Anstrengungen, sondern wartet ganz einfach darauf, daß eine Idee sich einstellt, während man bei der zweiten Material über ein bestimmtes Thema zusammenträgt, das im allgemeinen völlig unnütz ist, aber doch den Gehirnzellen hilft, sich in Bewegung zu setzen.

Ich wende beide Arten an, wobei die Resultate in der Regel nicht vorhersehbar sind: in Flints Fall waren sie gleich null.

»Franz, weißt du jetzt, was ich mit dem Grundstück anfangen kann?«

»Geh zum Teufel, du und dein blödsinniges Gelände!«

Der einzige zwar nicht angenehme, aber wenigstens spektakuläre Augenblick während dieses Ausflugs nach Florida war der nächtliche, beinahe unheimliche Ausflug mit Ocoees Boot auf die schiffbaren Wasserläufe der Everglades; der Indianer hatte eine schwenkbare Lampe vorne an seinem Boot befestigt, die er allerdings nicht die ganze Zeit brennen ließ. Meistens fuhren wir in der Dunkelheit durch die Nacht, unter den Ästen und zwischen den Wurzeln der riesigen Mangrovenbäume und Zypressen hindurch, auf schmalen

Bächen entlang, auf denen sich das Boot gerade noch vorwärts bewegen konnte, und die früher oder später in stille Teiche mit unbeweglichem, stehendem Wasser mündeten. Wenn der Seminole dann plötzlich den scharfen Strahl der mächtigen Lampe anmachte, dann sahen wir riesige Alligatoren in Reichweite unserer Hände, Klapperschlangen, die aus dem Schlaf geschreckt wütend mit der Klapper an ihrem Schwanz klapperten oder auch andere, oft mehr als zwei Meter lange Giftschlangen, die sich bei ihrer nächtlichen Jagd gestört fühlten und uns wütend anzischten.

Wieder in New York zurück hatte ich kaum Zeit, an Florida zu denken. Seit einiger Zeit konzentrierte ich mich fast ausschließlich auf eine relativ gewagte Silber-Spekulation, wobei auf den Warenterminplätzen Chicago und New York sich Preisverschiebungen abzeichneten, die mehr als nur sonderbar waren. Natürlich hatte ich keine Sekunde Martin Yahls Herausforderung vergessen und überlegte bei jedem Schritt, den ich unternahm, ob es sich nicht um eine von dem Schweizer Bankier gestellte Falle handelte. Und ging dementsprechend vorsichtig zu Werk.

Nun, vielleicht lag es gerade an der Tatsache, daß ich in dieser Zeit besonders intensiv arbeitete – ich weiß es nicht –, auf alle Fälle erinnerte ich mich mit immer größerer Begeisterung an den nächtlichen Ausflug mit dem Indianer und mit Flint, an die unheimlichen Bilder, die fremdartigen Gerüche und die so ganz anderen Gefühle als die hier in New York erlebten. Ohne eigentlich genau zu wissen, warum, bat ich eines Tages Lupino, eine möglichst umfangreiche Dokumentation über den Grundstücksmarkt in Florida vorzubereiten.

»Eine neue Idee, Franz?«

»Nein, eben nicht!«

Ende Juni verbrachte ich einige Tage bei Catherine und unserem Sohn in Fournac im oberen Loire-Tal, die hier den ganzen Sommer über bleiben wollten. Einen Augenblick hatte ich gehofft, Catherine habe sich beruhigt und wäre wieder zu sich gekommen, doch gründlicher hätte ich mich wohl nicht täuschen können. Sie wich meinen Fragen aus, und ich hatte das Gefühl, als ob sie sich in Gedanken ganz woanders aufhielte, und das ist noch harmlos ausgedrückt. Ich hatte Catherine nur einmal, ganz am Anfang, von meiner Arbeit erzählt, doch als ich spürte, daß sie sich im Grunde dafür nicht wirklich interessierte, das Thema bald wieder fallengelassen. Jetzt nahm ich es wieder auf:

»Catherine, hier in Fournac kann ich nicht arbeiten... Bei dem, was ich tue und was ich will, bin ich gezwungen, sehr viel zu reisen. New York ist ideal als Basis.«

Sie antwortete, sie verstehe mich sehr gut, habe aber keineswegs die Absicht, in New York zu wohnen, nicht einmal in der Park Avenue. Auch nicht auf dem Lande in einer Villa in Connecticut oder sonstwo in den Vereinigten Staaten.

Und auch nicht auf den Bahamas.

»Du willst wohl, daß ich das alles aufgebe, mich in Frankreich niederlasse, sozusagen in Rente gehe und meine Zeit zwischen Besuchen in der Oper und Ferien im Familienlandhaus verbringe? Ist das dein Traum?«

»Das habe ich nicht gesagt.«

Das hatte sie nicht gesagt und würde sie wohl auch nie sagen, doch im Grunde lief alles darauf hinaus.

»Franz, Sie müssen Geduld haben«, ermahnte mich ihre Mutter. »Sie selbst sind noch jung, aber Catherine ist noch

wesentlich jünger als Sie. Vergessen Sie nicht, daß Sie nicht einmal zwanzig Jahre alt ist.«

»Man kann immerhin nicht von mir verlangen, meine Arbeit unter dem Vorwand aufzugeben, ich habe schon große finanzielle Erfolge gehabt.«

Catherines Mutter umarmte mich, richtig mütterlich; diese so einfache Geste berührte mich, denn ich war so etwas nicht gewohnt.

»Franz, niemand hat Sie um so etwas gebeten und niemand wird Sie je um so etwas bitten. Zu Beginn hatte ich angenommen, daß das, was Sie so komisch als Ihren Tanz bezeichnen, der, so ganz nebenbei gesagt, recht frenetisch ausfällt, nichts anderes ist als die Laune eines jungen Mannes, der sich rächen und vor allem sich selbst bestätigen will. Ich dachte, daß Sie schon ruhiger werden würden, wenn Sie einmal Ihr selbstgestecktes Ziel erreicht hätten. Ich habe mich getäuscht. Im übrigen habe ich mich selbst belogen und das eigentlich immer gewußt: Sie dürfen nicht vergessen, daß ich Ihren Vater gut gekannt habe und das Sie ihm zum Verwechseln ähnlich sind. Ich glaube sogar, daß Sie sich noch hartnäckiger in eine Sache verbeißen können als er, und habe dies auch Catherine gesagt. Damit muß man sich einfach abfinden. Ich habe meine Tochter gewarnt, als sie mir von ihrer ersten Begegnung mit Ihnen erzählte, doch sie hat meine Warnung in den Wind geschlagen.«

Sie unterbrach sich kurz und lächelte mich an:

»Ich hätte im übrigen wahrscheinlich genauso gehandelt wie meine Tochter.«

Das Leben schlägt wirklich manchmal merkwürdige Haken. Unter den Gästen, die in dem großen Haus in Fournac während meines kurzen Aufenthalts wohnten, befand sich auch ein Freund meines Schwiegervaters, der trotz dieser enormen Belastung merkwürdigerweise recht sympathisch war. Dieser

Freund war in Kenia zum Jagen gewesen, kannte natürlich Mombasa und Nairobi und sogar Joachim, den ehemaligen Söldner, der inzwischen Safaris ›von der Stange‹ verkaufte. Ich unterhielt mich mit ihm über den afrikanischen Busch so angeregt, daß mir ausgerechnet in Fournac, in diesem so französischen, so verlassenen Provinznest, das unter der Sonne dahindämmerte, die Idee kam.

Flint hatte mich bestürmt, ihm doch endlich zu sagen, wie er sein ererbtes Terrain zu Geld machen könne.

Ich war mir sicher, eine Lösung gefunden zu haben.

Im Fairmont Hotel in San Francisco setzte ich Li und Liu meine Idee auseinander. Sie lachten schallend, bis sie nicht mehr konnten, und verbeugten sich dann ehrfurchtsvoll bis auf den Boden.

»Unwürdige Söhne des Himmels sind sehl geehlt den dulchtliebenen großen und kleinen Cimballi als Auftragsgebel betlachten zu dülfen.«

»Ihr Himmlischer Spinner, gefällt euch die Idee oder nicht?«

»Sie gefällt uns«, erklärte Li (oder Liu).

Ich konnte sie immer noch nicht auseinanderhalten, ganz abgesehen davon, daß sie die gleichen Anzüge und die gleichen Brillen trugen. Ich hatte den Eindruck, doppelt zu sehen.

»Sie gefällt uns sogar sehr gut«, bestätigte Liu (oder Li). »Du bist dir doch sicher darüber im klaren, daß zur Verwirklichung deiner Idee ein immenses Kapital erforderlich ist?«

Natürlich war ich mir darüber im klaren; ich hatte, wie üblich, die Investitionen im Kopf überschlagen.

»Mehrere hundert Millionen Dollar. Bei einer schnellen Überschlagsrechnung. Und wenn man genau kalkuliert, kommt die gleiche Summe heraus.«

Wie so häufig war meine Idee mehr als einfach: Großwildjäger stießen immer häufiger auf Schwierigkeiten, ihrer Leidenschaft zu frönen, denn viele der seit nicht allzu langer Zeit unabhängig gewordenen afrikanischen Staaten hatten dieses Vergnügen in ihren Ländern verboten. Die Zahl der Anhänger dieses Sports wuchs aber beständig, besonders in den USA. Diese Jäger waren sicher bereit, sehr viel gutes Geld auszugeben, wenn sie nur einen Elefanten, Löwen, Tiger, Büffel oder irgendein anderes Tier töten durften, vorausgesetzt natürlich, damit den ersehnten Eindruck bei ihren Mitmenschen erzielen zu können. Als mir dies einmal bewußt geworden war, war es nur noch ein Schritt, in meinen Gedanken die fünfundfünfzigtausend Morgen Flints in ein Jagdreservat zu verwandeln, nachdem man dort wilde Tiere, Büffel zum Beispiel, heimisch gemacht hatte. Ein Schritt, der mir nicht schwerfiel. Natürlich kam es nicht in Frage, daß die Jäger die Tiere wirklich töteten; viel zu teuer. Ich wollte sie mit Narkose-Gewehren ausrüsten, so daß sie beobachten konnten, wie die Tiere umfielen.

Ich zog sofort die notwendigen Erkundigungen ein: Büffel in Florida einführen und sie dort in freier Wildbahn loszulassen war, was Gesetze und Vorschriften betraf, zwar nicht gerade einfach, aber immerhin möglich. Und ich entwickelte meine Idee weiter, systematisch, wie man es mit allen Ideen tun sollte: Ich wollte, daß nicht nur die Jagd auf Büffel, sondern ganz allgemein ›afrikanische Jagd‹ für die Amerikaner während eines Wochenendes möglich werden sollte. Folglich mußte ich Afrika importieren; natürlich nicht das real existierende Afrika, sondern das Afrika eines Livingstone und Stanley, besser noch das mystische, geheimnisvolle dunkle Afrika, die Welt Tarzans und Edgar Rice Burroughs, dieses Afrika, das nur in Hollywood existiert hat, mit Clark Gable in *Mogambo* oder Stewart Granger in dem schaurig-schönen Film



*Die Minen von König Salomo.* Ein von A bis Z für große und kleine Kinder erfundenes Afrika, für das ich selbstverständlich die Minen des Königs Salomo rekonstruieren wollte, und zwar so, wie sie von Hollywood gezeigt worden waren, mit Panther-Frauen, den verborgenen geheimen Friedhöfen der Elefanten, Forschern mit Tropenhelmen und Khaki-Safarianzügen, von den besten Schneidern auf 19. Jahrhundert getrimmt, und den blonden Forscherinnen, die natürlich von einem King-Kong nachgebildeten Orang-Utan geraubt oder in den von den hämisch grinsenden Pygmäen aufgestellten Fallen gefangen würden...

»Und am Abend«, schwärmten Li und Liu, »wenn die Nacht einfällt und es dunkel wird im Dschungel, wenn die Lichter in den Restaurants, den Hotels, den Grotten, an den Stränden und den Freibädern mit olympischen Ausmaßen, in den Läden, den Banken, den Kinos, den Night-Clubs und den Bungalows angehen und die Gorillas sich in die Wälder zum Schlafen zurückziehen, wenn die stark riechende afrikanische Nacht all das sanft einhüllt, dann, mein lieber Freund, werden wir Tarzan beobachten können, der sich mit einem phosphoreszierenden Tigerfell bekleidet, von einem Felsen in die Abgründe stürzt, sich nur an Lianen festhaltend und den ganzen Safari-Park durchquerend, wobei natürlich sein Schrei nicht fehlen darf: aiaiaiuuhuhahahahhutagada! Franz, haben wir dir eigentlich schon einmal unsere Version von Tarzans Schrei vorgeführt?«

»Nein, und ich lege auch keinen gesteigerten Wert darauf!«

Sie ließen sich nicht abhalten. Der Direktor des Hotels, in dem ich mich gerade aufhielt, rief in meinem Zimmer an und fragte, ob ich mich vielleicht nicht wohl fühle.

»Und sobald der phosphoreszierende Tarzan den Dschungel durchquert hat, wissen die Eltern, daß sie ihre Kinder ins Bett

stecken und sich selbst ›afrikanisch‹ aufführen, ihre Erziehung vergessen können, verstehst du?«

Ich meinte, ich hätte sehr wohl verstanden, und bat die beiden, endlich wieder von dem hoteleigenen Schreibtisch herunterzuspringen, von dem aus sie ihre markerschütternden Schreie lanciert hatten.

Ich hatte die Unterlagen über die Investitionen in Florida mitgebracht, die ich schon vor einiger Zeit bei Lupino bestellt hatte; schwarz auf weiß belegten die Zahlen eindrucksvoll, daß Florida dabei war – vorausgreifend möchte ich hier gleich meinen Lesern verraten, daß sich die Entwicklung in der Folgezeit noch beschleunigen sollte –, das gesegnete Land für Freizeit- und Vergnügungsparks zu werden. Die bereits in Angriff genommenen Investitionen waren enorm: Hundert Millionen Dollar für die Welt des Meeres, sechshundert Millionen in Williamsburg, dreihundert für ›Klein-England‹, dreihundert für die Universal-Studios, sechshundert Millionen für den großen Freizeitpark bei Orlando, der Stadt, die im Zentrum dieser verschiedenen Investitionen stand.

Natürlich darf in diesem Zusammenhang Disney Land nicht vergessen werden, das 1971 eröffnet und bereits von mehr als sechzig Millionen Gästen besucht worden war; im Moment rechnet man mit bis zu vierzehn, fünfzehn Millionen Besuchern pro Jahr.

Li und Liu waren natürlich in gleichem Maße wie ich fähig, die von Lupino aufgelisteten Zahlen zu verstehen und die richtigen Schlußfolgerungen daraus zu ziehen. Ihre Albernheiten, ihr Auftreten als Clowns oder auch als nahezu Schwachsinnige ließ Außenstehende nur allzu oft zu ihrem Nachteil vergessen, daß Li und Liu äußerst begabte Geschäftsleute waren und viele ihrer Landsleute, die in der Regel gute Kaufleute sind, in die Tasche stecken. Wenn die beiden meine Idee aufnahmen und sich bereiterklärten, das

Projekt in entscheidendem Maße mitzufinanzieren, dann konnte ich sicher sein, daß meine Idee Hand und Fuß hatte. Die beiden waren meine Freunde, und ich hoffte, daß sie die gleichen Gefühle mir gegenüber empfanden wie ich sie ihnen entgegenbrachte, doch auch wenn das der Fall sein sollte, so konnte ich nicht damit rechnen, daß sie einen Pfifferling in eine meiner Ideen steckten, wenn sie davon überzeugt waren, diese Idee sei zu risikoreich; hätte ich mich in diesem Fall vor ihnen zu Boden geworfen, es hätte sie nicht erweichen können.

Sie diskutierten auf chinesisch. Ich hatte den Eindruck, dem aufgeregten Quietschen zweier Mäuse beizuwohnen, die gleichzeitig ihren Schwanz in einer Tür eingeklemmt hatten.

»Vielen Dank, daß ihr mich so offen ins Vertrauen zieht!«

»Entschuldige, Franz.«

Sie bequemten sich, mir ihre Überlegungen auf englisch mitzuteilen. Nach einem einfachen Überschlagn meinten sie, es wäre ihnen wohl möglich, ungefähr fünfundzwanzig Prozent der notwendigen Investitionen zu finanzieren; sie meinten, mit Hilfe einiger befreundeter Banken und ihrer eigenen bescheidenen Mittel die notwendigen Summen aufbringen zu können. Ihre letzten Geschäfte waren vor allem in der Filmbranche erfolgreich verlaufen.

Auch ich hatte natürlich Zahlen im Kopf und mich nicht allein auf meine Chinesen verlassen. Ich fragte:

»Einverstanden mit fünfundzwanzig Prozent für euch. Doch, was meint ihr, wie hoch sind wohl die gesamten Investitionen?«

Mit Hilfe von Stühlen, Tischen und Stoffen bauten sie einen Dschungel, kauerten sich in ihr Versteck, um als Pygmäen die blonde Forschungsreisende zu belauern, sie, wenn möglich, in ihre Falle zu locken und vor allem, sie bestanden darauf, »in den Hintern zu kneifen«!

Sie lächelten mich gewinnend an: »Eine Milliarde Dollar!«

Um mit Li und Liu sprechen zu können, hatte ich nach San Francisco fliegen müssen. Trotz ihrer beträchtlichen Finanzreserven, die meine bei weitem überstiegen, bewohnten sie immer noch das bescheidene Holzhaus auf dem Telegraph Hill.

Es war inzwischen Sommer geworden, Anfang Juli. Wie so häufig um diese Jahreszeit waren die Golden Gate Bridge, Alcatraz und ein großer Teil der Marin Peninsula von Nebel umhüllt. Als ich mich von meinen beiden Chinesen verabschiedete, die mich nach unserer geschäftlichen Besprechung im Fairmont Hotel mit nach Hause zum Mittagessen genommen hatten, und zu meinem Leihwagen ging, hatte ich plötzlich das befremdliche Gefühl, beobachtet zu werden.

Ich drehte mich um und erkannte sie auf Anhieb: das Mädchen mit den langen schwarzen Haaren, das merkwürdigerweise sowohl Sarah Kyle wie auch Ali Mac Graw ähnlich sah und das mir bereits einmal aufgefallen war, schaute mich herausfordernd an.

Kaum fünfundzwanzig Meter von mir entfernt, hatte sie sich mitten auf der Straße aufgestellt und fotografierte mich ununterbrochen, bis der Film verknipst war.

»He, Sie!«

Als ich in Amsterdam in Begleitung von Letta und dem Journalisten MacQueen das Hotel Amstel verlassen hatte, war sie bereits dagewesen und hatte mich auf die gleiche Art und Weise fotografiert.

»He, Sie!«

Ich ging auf sie zu. Sie fotografierte weiter, ohne sich aus der Ruhe bringen zu lassen, und hörte erst auf, als ich so dicht bei ihr stand, daß ich sie berühren konnte.

»Ich erinnere mich an Sie, Sie haben mich bereits in Amsterdam fotografiert!«

Geschickt öffnete sie die Kamera, holte den belichteten Film heraus und legte einen neuen ein. Ihre schwarzen Augen waren beeindruckend, ihr etwas eckiges Gesicht keineswegs unangenehm, sondern interessant, und ihr Mund herausfordernd rot geschminkt.

»Wer sind Sie?«

Ich hatte beinahe den Eindruck, als ob sie sich über mich amüsierte, während sie schnell zwei, drei Schritte machte, um die notwendige Distanz zwischen uns zu bringen, so daß sie mich weiter fotografieren konnte. Einen Augenblick empfand ich die auf mich gerichtete Kamera wie eine Waffe. Ich setzte mich wieder in Bewegung und ging hinter der Fotografin her, die versuchte, die Distanz beizubehalten. Ich war amüsiert und gleichzeitig wütend. Vielleicht auch nur von diesem Gesicht angezogen, das mich so stark an Sarah Kyle erinnerte.

Ich war schon dicht bei ihr, da tauchten plötzlich zwei andere Fotografen auf und stellten sich rechts und links neben sie, als ob es sich um ihre Leibwächter handelte, und begannen völlig teilnahmslos, mich ebenfalls zu fotografieren.

Ich zuckte nur mit den Schultern und versuchte, den Zorn zu unterdrücken, der in mir aufstieg und mich dazu verleiten wollte, die beiden Fotografen zu schlagen.

»Geht zum Teufel!«

Ich stieg in meinen Leihwagen. Die drei folgten mir zum Flughafen. Als ich in New York landete, wartete bereits ein anderes Team auf mich.

Immer wieder Fotografen, alle unbeteiligt ihrer Arbeit nachgehend, mich von Zeit zu Zeit gleichgültig lassend, mich aber auch von Zeit zu Zeit ärgernd, so am 10. Juli, als ich das Pierre verließ und ein Taxi nahm. Ich hatte niemandem erzählt, was ich vorhatte, eine sicher lächerliche Vorsichtsmaßnahme, doch sie beruhigte mich an den Tagen, an denen das Gefühl, ununterbrochen überwacht zu werden, in besonderem Maße an meinen Nerven zerrte.

Selbst Lavater hatte ich nicht erzählt, was ich vorhatte; wir waren zum Mittagessen in New York verabredet, vier Stunden später. Das Taxi brachte mich nicht weit, nur zu Tiffany, in der fünften Avenue. Ich ging in das Geschäft und verließ es sofort wieder durch den Hinterausgang in der siebenundfünfzigsten Straße, wo ich wieder ein Taxi nahm. Am Madison Square neuer Taxiwechsel. Ein etwas kindisches Spielchen und nicht gerade sehr durchtrieben, aber ich gehörte schließlich nicht zur Klasse eines James Bond. Durch den Hintereingang betrat ich das Gebäude der Pan Am. Anderthalb Stunden später befand ich mich an Bord eines Flugzeuges auf dem Weg nach Dallas. Ohne daß ein Platz auf meinen Namen reserviert worden wäre; ich hatte das Ticket an Bord bar bezahlt.

In Dallas machte mir ein Mann ein Zeichen, sobald er mich in der Menge der Fluggäste entdeckt hatte.

»Ich hatte eigentlich damit gerechnet, daß Sie in Ihrem Privatflugzeug ankommen!«

»Ich habe es meiner Putzfrau geliehen, die dringend zu einem Cocktailempfang mußte.«

Der Mann, der mich um gut dreißig Zentimeter überragte und mehr als zwei Meter groß war, hieß Paul Hazzard. Ich hatte ihn vor zwei Jahren in Nassau auf den Bahamas kennengelernt und zwischendurch öfters wiedergesehen. Er hatte darauf bestanden, daß ich einmal zu ihm in seine Heimatstadt, San Antonio käme. Neben der Sympathie, die er mir schon bei unserem ersten Treffen eingeflößt hatte, besaß Hazzard zwei entscheidende Vorteile: einmal hatte er mich den Männern empfehlen können, denen der Zweck meines Besuches galt, und zweitens wußte kein Mensch, daß wir uns kannten. Für mich ein beruhigender Umstand, denn wenn Horst oder Yahl ihre Falle bereits vorbereitet hatten, dann sicher nicht mit Hilfe des ›Instrumentes‹ Paul Hazzard, denn sie konnten nicht wissen, daß wir uns kannten. Alle Geschäfte, die von Paul vermittelt wurden, waren astrein.

Oder aber die ganze Welt war gegen mich.

»Einen Augenblick, ich muß kurz telefonieren.«

Ich rief in dem New Yorker Restaurant an, in dem ich um diese Zeit eigentlich mit Marc Lavater essen sollte; ja, Marc war noch da, wurde mir ausgerichtet, und ob ich ihn sprechen wollte. Ich verneinte die Frage und bat nur, ihm auszurichten, ich sei am Kommen verhindert und würde ihn während des Abends anrufen; ich wollte nicht, daß er sich Sorgen machte, wenn ich ihm gezwungenermaßen gesagt hätte, daß ich mich gar nicht in New York aufhielt.

Ich ging zurück zu Hazzard.

Seine erste Dollar-Million hatte Paul mit amerikanischem Fußball, mit Soccer, gemacht. Man hatte ihm eine riesige und genauso häßliche Auszeichnung verliehen, die Heisman Memorial Trophy, die jedes Jahr dem besten amerikanischen Amateur vorbehalten war. Nachdem er sich die Hüfte gebrochen hatte, war er gezwungen gewesen, mit dem

amerikanischen Fußball aufzuhören; er hinkte immer noch ein wenig. Inzwischen hatte er sich im Ölgeschäft engagiert.

»Sind Sie sicher, daß Sie nicht auf einen Sprung mit nach San Antonio kommen wollen?«

»Nein, leider unmöglich, ein andermal.«

Dank dieser Ölgeschäfte war Paul in einem Jahr pleite, im nächsten Jahr Millionär, Dollar-Millionär natürlich, immer zwischen den beiden Extremen hin und her schwankend. Und es verstand sich von selbst, daß sein Ruf als bester Amateur-Soccer ihm alle Türen geöffnet hatte.

Wir fuhren durch Dallas und kamen auch über den Platz, auf dem John Kennedy erschossen worden war. Unwillkürlich schaute ich hoch zu dem Fenster im sechsten Stock der Bibliothek, von dem aus Lee Oswald, in wessen Auftrag auch immer, sein schmutziges Handwerk verrichtet hatte. Paul fuhr weiter in nordwestlicher Richtung zum Stemmons Freeway. Er sprach von den Männern, mit denen ich verabredet war, und wies mich darauf hin, daß ich unverschämt viel Glück hatte: ich wollte drei der reichsten Männer in Texas kennenlernen, und er, Paul Hazzard, war ausgerechnet mit einem von ihnen gut bekannt.

»Er war und ist immer noch der Sponsor des Teams, in dem ich meine Erfolge erzielte. Er hat mir geholfen, als ich aufgrund meiner Verletzung mit dem Spielen aufhören mußte. Ein Freund. Nur eben, daß er viel, viel reicher ist als ich, auch wenn ich mich gerade in einer Glückssträhne befinde.«

»Paul, ich habe kein ›unverschämtes Glück‹; Sie selbst haben mir von Ihrer Freundschaft mit diesem texanischen Finanzier erzählt, am ersten Abend auf den Bahamas, als wir uns kennenlernten. Ich habe es nur nicht vergessen.«

»Was für ein Gedächtnis! Franz, wissen Sie eigentlich, wieviel Dollarmillionen allein in Dallas leben?«

»Sehr viele...«



»Zwölftausend. Und die Stadt hat nur achthunderttausend Einwohner.«

Er fuhr langsamer; wir waren kurz vor unserem Ziel.

»Gut, Franz. Ich habe den Texanern von Ihnen erzählt. Ihr Name sagte ihnen nichts, aber sie erinnerten sich an das öffentliche Kaufangebot, das sie vor einiger Zeit abgegeben haben. Vor allem aber sind sie über Ihre Beziehung zu Hassan Fezzali und den arabischen Scheichen auf dem laufenden, mit denen sie selbst in dauernder Geschäftsverbindung stehen. Franz, die Leute wissen, daß Sie Geld von ihnen wollen, sehr viel Geld. Wenn es Ihnen gelingt, Ihre Idee gut zu verkaufen, werden Sie keine Schwierigkeiten haben, denn die notwendigen Mittel sind vorhanden. Doch Vorsicht...«

Er überließ seinen Wagen einem bewaffneten Portier. Wir gingen in das Gebäude. Nachdem man unsere Identität überprüft hatte, ließ man uns in einen mit rotem Samt ausgeschlagenen Aufzug mit goldverzierten Leisten und einem echten Kristall-Lüster. Paul Hazzard beendete seinen Satz flüsternd: »...doch Vorsicht, Franz, diese Männer können unwahrscheinlich brutal sein.«

Schweigend glitten die Aufzugtüren zur Seite. Nicht einmal eine halbe Sekunde später – immer wieder erstaunte mich diese bemerkenswerte Pünktlichkeit amerikanischer Geschäftsleute! – führte man mich in ein Büro und ich begrüßte die Männer, die ich im folgenden die ›Texaner‹ nennen werde. Jetzt lag es an mir, meine Safari-Idee so überzeugend wie möglich zu verkaufen.

»Und hast du sie verkauft?«

»Ich glaube.«

Ich spürte, daß Marc Lavater irritiert, vielleicht sogar beleidigt war, daß ich ihn nicht eingeweiht hatte und ein so

bedeutendes Geschäft verfolgte, ohne mich vorab von ihm beraten zu lassen. Und ich selbst empfand so etwas wie Gewissensbisse und sah mich gezwungen, mich zu rechtfertigen.

»Marc, jetzt spreche ich ja mit dir über dieses Geschäft. Vorher hätte es nur wenig Sinn gehabt; ich wollte erst sichergehen, daß diese Typen aus Texas Interesse zeigen.«

Ich erklärte die Finanzmechanismen, mit deren Hilfe ich den Safari-Park finanzieren wollte: in einer ersten Phase Li und Liu, anschließend dann die Texaner...

»Und du?«

»Natürlich auch ich. Ich muß schließlich mit etwas eigenem Kapital in die Geschichte einsteigen, sonst werde ich unglaublich.«

»Und mit wieviel?«

»Nun, sagen wir, mit fünf Millionen Dollar.«

»Franz, du steckst immer mehr Geld in die verschiedensten Geschäfte; du hast bereits eine ganze Menge bei Silberspekulationen aufs Spiel gesetzt und willst, wenn du die Pläne verwirklichst, von denen du mir erzählt hast, eine beträchtliche Summe bei Kaffee-Spekulationen riskieren. Paß auf, daß du nicht plötzlich ohne verfügbare Mittel dastehst.«

Unsere Blicke kreuzten sich; Marc Lavater zuckte nur mit den Schultern.

»Was ist eigentlich los, Franz? Glaubst du etwa nicht, daß Yahl und Horst dich ununterbrochen beobachten lassen?«

»Und ob ich das glaube! Aber was soll ich denn tun? Wie ein verängstigtes Kaninchen auf die Schlange starren und mich paralysieren lassen?«

Ich hatte nicht die Absicht, Yahl und Horst schalten und walten zu lassen, wie sie wollten, obwohl ich mir natürlich bewußt war, daß jede Unternehmung, jedes neue Geschäft die tödliche Lawine auslösen konnte. Gut. Aber ich konnte und

wollte nicht mehr zurück. Im Gegenteil, ich hatte vor, so schnell zu agieren, so schnell auf neues Terrain vorzustößen, daß es Yahl und Horst schwindlig werden mußte. So schnell, daß die Pulverminen, die sie ausgelegt hatten, mich nur verletzen, aber niemals umbringen konnten. Und zu diesen Zweck wollte ich meine Investitionen so breit wie nur möglich fächern und unter allen Umständen vermeiden, alles auf eine Karte zu setzen. Es mußte so viele Karten geben, daß niemand wissen konnte, wo mein Trumpf-As steckte.

Nur ich, zumindest hoffte ich das.

»Und ich werde mit einer Geschwindigkeit handeln, daß allen Hören und Sehen vergehen wird. Marc, wart nur ab!«

»Das, was du da behauptest, ist schön und gut, aber auch reine Theorie.«

»Entweder meine Theorie bewahrheitet sich, oder ich muß mich aus dem Geschäftsleben zurückziehen. Ich finde, es ist wichtiger, von anderen Dingen zu sprechen.«

Von der Finanzierung des Safari-Parkes; ich hatte Marc noch nicht alles erklären können. Li und Liu und dazu die Texaner, das waren bereits bedeutende Summen, die mir zur Verfügung standen, aber natürlich noch bei weitem nicht ausreichend, um die Gesamtkosten abzudecken. Und meine fünf lächerlichen Millionen waren eher eine Geste denn eine wirkliche Finanzierungshilfe. Ich mußte unbedingt andere Geldquellen zum Sprudeln bringen.

»Welche?«

»Große Gesellschaften wie General Motors, Exxon, Kraft Incorporated, American Telephone & Telegraph und die vielen anderen internationalen Gesellschaften amerikanischen Ursprungs. Natürlich auch die afrikanischen Länder, denen wir neben der Inszenierung des mythologischen, legendären Afrikas vorschlagen wollen, das heutige Afrika zu zeigen. Dann eine Hotel- und eine Restaurant-Kette. Ohne die

zahlreichen Firmen zu vergessen, die sich im afrikanisch-amerikanischen Handel engagiert haben und in der Regel recht finanzstark sind. Dazu amerikanische und afrikanische Regierungsstellen, die französische Parfümindustrie und...«

Doch die Liste ist wirklich zu lang, um sie hier ganz aufzuzählen.

»Marc, hast du eigentlich das Gefühl, der Plan sei größenwahnsinnig?«

»Ja und nein. Und du willst das alles in die Wege leiten und natürlich auch später nicht aus der Hand geben?«

Ich lächelte ihn strahlend an:

»Aber ich habe doch bereits alles in die Wege geleitet.«

Um den 15. Juli herum lieferten die Privatdetektive, die laut Marc Lavater für Paul Getty gearbeitet hatten, ihren ersten Bericht über Martin Yahl ab, der mich, wie ich einräumen muß, recht verwirrte: Martin Yahl hatte in der ersten Zeit kaum Besuche empfangen. Ein weltberühmter Kardiologe war zweimal aus Paris gekommen. Natürlich hatten die Detektive versucht, den Grund für diese Besuche herauszufinden, und es war ihnen gelungen, auf Wegen, die sie nicht näher beschrieben und die ich auch gar nicht wissen wollte, Einblick in die die Gesundheit Martin Yahls betreffenden Akten zu nehmen: er litt an einer schweren Herz- und Kreislauferkrankung, die unter Umständen tödlich verlaufen konnte. Er hatte bereits seinen ersten Herzinfarkt hinter sich und verließ nur noch sehr selten seine Villa am Genfer See; er hatte sogar auf seine Ferien in seinem luxuriösen Chalet in Braunwald verzichtet, mitten in den Glariser Alpen, wo dieser Mann, dessen Leben ansonsten wie ein Schweizer Uhrwerk funktionierte, seit mehr als vierzig Jahren in schöner Regelmäßigkeit seinen Urlaub verbracht hatte.

Von dem Kardiologen abgesehen, hatten nur unverdächtige Besucher seine Villa betreten, Männer in Yahls Alter, von

denen viele bereits in Pension waren. Natürlich war über jeden einzelnen Gast der Yahlschen Villa eine Akte angelegt und die entsprechenden Erkundigungen eingezogen worden, doch die Ergebnisse waren mehr als dünn. Keiner schien Horst zu kennen oder sich gar mit ihm zu treffen.

Horst, den man übrigens nie in Genf gesehen hatte.

Im Grunde wies alles darauf hin, daß Martin Yahl, von der Krankheit gezeichnet, alterte und sich nicht von dem Schlag erholen konnte, den ich ihm versetzt hatte; langsam schien er dieser Mattigkeit anheimzufallen, die häufig dem Tod vorausgeht.

Und genau dies verwirrte mich am meisten, denn das entsprach in keinem Punkt dem Bild, das ich von ihm hatte: dem Bild eines von der Rachsucht aufgefressenen Feindes, der alles daran setzte, um mich zu zerstören, und wie eine Spinne ein Netz spann, in dem ihr Opfer zugrunde gehen sollte.

Ich verstand überhaupt nichts mehr! Zum Teufel, wer war eigentlich Horst? Und wer steckte hinter ihm, wenn es nicht Martin Yahl war?

Michael MacQueens Reportage über mich war in *Fortune* erschienen. Wie Yates verglich er mich mit dem jungen Howard Hughes. Natürlich schmeichelte mir dieser Vergleich, obwohl er mir auch maßlos übertrieben erschien. Und was sollte eigentlich das Ganze? Auf alle Fälle amüsierte sich der Türke königlich über den Artikel; er rief mich extra aus London an, nur um mir zu sagen, wie sehr ihn die Geschichte zum Lachen gebracht habe, genau wie Li und Liu, die in ein Delirium gerieten und mir, auf meine Kosten natürlich, ein Paket aus San Francisco schickten, das zwei Meter lang und zwei Meter breit war. In dem Paket verbarg sich ein zweites, in dem zweiten ein drittes, in dem dritten ein viertes und so weiter, bis ich endlich beim dreiundzwanzigsten angelangt war, in dem ein altes, gebrauchtes Paar Cordsandalen versteckt

war, völlig durchlöchert und nur noch für den Mülleimer geeignet, Sandalen, wie sie der wirkliche Howard Hughes gegen Ende seines Lebens getragen hatte, als er offensichtlich nicht mehr ganz bei Sinnen gewesen war und sich im obersten Stockwerk eines Hochhauses verbarrikadiert hatte.

Mein Schwiegervater konnte es allerdings gar nicht komisch finden, daß mich ein mit einer blühenden Fantasie ausgestatteter Journalist mit Howard Hughes verglichen hatte; er grinste höhnisch und konnte es sich gerade noch verkneifen, so distinguiert, wie er nun einmal war, darauf hinzuweisen, daß die Londoner *Times* einen ähnlichen Blödsinn wohl nie veröffentlicht hätte. Aber jeder, der in dieser Zeit mit ihm über den Artikel in *Fortune* sprach, wußte, daß er dies dachte. Ich hatte mich wieder kurz in Frankreich aufgehalten, war aber die ganze Zeit über unglücklich gewesen. Catherine, die immer äußerst fröhlich war, sobald sie mit ihrer allgegenwärtigen Familie, von der ich mich ausgeschlossen fühlte, zusammen war, verfiel, sobald wir allein waren, in ein abgrundtiefes Schweigen, das mich wehrlos werden ließ und mir vor allem weh tat. Nach vier Tagen konnte ich es einfach nicht mehr aushalten:

»Was hat sie nur?« fragte ich meine Schwiegermutter.

»Ich habe Sie bereits einmal gebeten, mit Catherine Geduld zu haben«, bekam ich eine eher frostige Antwort.

»Warum hat sie sich nur dermaßen verändert?«

Normalerweise neige ich nicht zu Wut- und Zornesausbrüchen, doch hier, in dieser friedlichen französischen Landschaft, mußte ich mich sehr zusammennehmen.

»Ist es nicht besser, wenn Catherine zu einem Arzt geht und sich einmal untersuchen läßt?«

Hätten Blicke töten können, dann wäre ich auf der Stelle tot umgefallen; ich hatte anscheinend gegen ein Familiengesetz verstoßen.

Eigentlich hatte ich vorgehabt, eine Woche im oberen Loire-Tal zu bleiben, doch ich kürzte meinen Aufenthalt ab und fuhr völlig deprimiert nach Paris zurück. Ich lief wie ein Wahnsinniger durch die Stadt, während sich in meinem Hotel die Botschaften von Marc Lavater anhäuften. Ich sollte ihn unbedingt anrufen, was ich dann auch tat: »Franz, ich habe mit deiner Schwiegermutter telefoniert. Willst du nicht für einige Tage zu Françoise und mir nach Chagny kommen?«

»Du weißt doch, daß ich spätestens am Mittwoch in New York sein muß!«

»Bis dahin sind es noch fast vier Tage.«

Ich hatte mich bereits einmal in Marcs und Françoises Haus in Chagny geflüchtet. Das Haus war völlig unverändert, in einem gewissen Sinn zeitlos mit den vielen lackierten Möbeln und der stillen, beruhigenden Atmosphäre. Die gleiche Aufwartefrau mit ihrem harten burgundischen Akzent, die ich zuerst für eine Russin oder Polin gehalten hatte, kümmerte sich um uns. Entscheidend aber war die herzliche Freundschaft, die Marc und Françoise mir zeigten. Sie stellten keine Fragen, das hätte nicht ihrer Art entsprochen. Ich empfand in ihrer Gegenwart beinahe so etwas wie familiäre Gefühle und wurde bedeutend ruhiger, auch wenn der Eindruck, den die beiden, die sich auch nach fünfundzwanzigjähriger Ehe noch so gut verstanden wie am ersten Tag, auf mich machten, nicht dazu beitragen konnte, mich entscheidend aufzumuntern.

Marc brachte mich höchstpersönlich zum Flughafen Roissy, wo zwei Fotografen auf mich warteten und mich völlig unbeteiligt einem Blitzlichtgewitter unterzogen. Anscheinend hatte Yates Team die ganze Zeit über gewußt, wo ich mich aufgehalten hatte. Seit drei Monaten verfolgten mich seine

Fotografen jetzt schon erbarmungslos. Natürlich waren sie nicht dauernd auf meinen Fersen, aber sie tauchten in regelmäßigen Abständen auf, als ob sie mir immer wieder beweisen wollten, daß sie in der Lage waren, mich jederzeit zu finden. Ich strengte mich natürlich an, so zu tun, als würde ich sie gar nicht bemerken, doch das war nur äußerlich. Innerlich zerrten sie ganz schön an meinen Nerven.

»Marc, zweimal, in Amsterdam und in San Francisco, hat mich auch ein Mädchen fotografiert. Ich glaube, daß sie zu Yates Bande gehört, bin mir aber nicht sicher. In Amsterdam war sie allein.«

Ich gab Lavater noch eine nähere Beschreibung des Mädchens; er versprach mir, Callaway mit den entsprechenden Nachforschungen zu beauftragen.

Ich stieg ins Flugzeug. Auf dem Kennedy Airport in New York erwartete mich Philip Vandenbergh.



Noch einer, der über den in *Fortune* erschienenen Artikel nicht hatte lachen können (wenn es überhaupt etwas gibt, das Philip Vandenberg zum Lachen bringen kann, dann würde ich das gerne einmal wissen). Ich fragte ihn:

»Sind Sie verheiratet?«

Er schaute mich eiskalt an:

»Ich wüßte nicht, daß Sie das etwas angeht!«

Welch aufrichtige Freundschaft uns verbindet! Ich lächelte ihn strahlend an:

»Seien Sie unbesorgt, ich habe nicht die Absicht, Sie zu heiraten.«

Komischerweise war Vandenberg der letzte in meiner unmittelbaren Umgebung, den ich verdächtigt hätte, mich an Yahl zu verraten; in diesem Punkt war ich mit Lavater einig. Vandenberg roch, wie in schlechten Krimis, dermaßen nach dem Schuldigen, daß er unmöglich schuldig sein konnte.

»Hätte ich gewußt, wo Sie sich aufhalten, dann hätte ich Sie angerufen«, antwortete er, ohne auf meine Bemerkung einzugehen, »es sind einige Entscheidungen zu treffen.«

Philip Vandenberg war von mir beauftragt worden, die Entwicklung auf dem Silbermarkt genau zu verfolgen und meine Spekulationen zu überwachen.

Silber wird wie Gold oder Kupfer und viele andere Metalle in der Regel auf zwei Arten gehandelt: einmal im realen Barzahlungsgeschäft und einmal im Warenterminhandel, wobei für Silber täglich ein offizieller Kurswert festgelegt

wird. Dieser Kurs hängt vom Verhältnis der Nachfrage zum Angebot ab, wobei diese beiden Faktoren wiederum von den verschiedensten Ursachen beeinflusst sein können, von wirtschaftlichen, politischen oder finanztechnischen.

Hassan Fezzali hatte mir den entscheidenden Hinweis gegeben, der mich dazu veranlaßt hatte, mich mit Silberspekulationen zu befassen. Fezzali, ein Libanese aus Beirut, der über einen ägyptischen oder saudi-arabischen oder sonst einen Paß verfügte, welchen wußte nur Allah, war einer der Freunde meines Vaters gewesen; zumindest hatte er das mir gegenüber behauptet. Er hatte eine entscheidende Rolle bei den großen Finanzierungsmanövern gespielt, die es mir erlaubt hatten, mich an Yahl zu rächen, und mir im richtigen Augenblick viele, sehr viele Millionen Dollar zur Verfügung gestellt, die aus den Kassen der Emirate stammten, zu deren einflußreichen Beratern er zählte. Ich konnte nur eine Schwachstelle bei ihm entdecken, und diese Schwachstelle war nicht sehr entscheidend: seine ungezügelte Leidenschaft für Eis. Davon abgesehen war er verschwiegen und diskret wie kaum ein zweiter. Paul Hazzard hatte ihn mir gegenüber erwähnt, um damit anzudeuten, daß die texanischen Finanziers, die ich in Dallas getroffen hatte, Fezzali kannten und auch um meine Verbindungen zu dem arabischen Geschäftsmann wußten. Ein Hinweis, der mir zu denken gegeben hatte; ich hatte den Eindruck, daß bei der riesigen Silberspekulation, auf die ich mich eingelassen hatte, Fezzali unter Umständen mit einigen Texanern gemeinsame Sache gemacht hatte.

Schon im vergangenen Januar, als ich ihm zum erstenmal eine Frage zu den Silberoperationen gestellt hatte, hatte er mir geantwortet: »Ein interessanter Markt.«

Kein Wort mehr. Doch im Umgang mit Fezzali war man häufig darauf angewiesen, auch sein Schweigen zu interpretieren.

In der westlichen Welt werden jährlich an die siebentausendachthundert Tonnen Silber gefördert. Im Prinzip müßte das eigentlich den Markt einschränken, denn theoretisch kann man nicht mehr Silber kaufen und verkaufen, als produziert wird, werden meine Leser vielleicht annehmen.

Und dabei einen großen Irrtum begehen. Die Realität sieht völlig anders aus. Offiziell existiert der spekulative Gold-, Silber- und Devisenmarkt erst seit relativ kurzer Zeit, seit 1974. Inzwischen hat er sich überraschend schnell entwickelt, wobei der Umstand, daß nur ein verschwindend geringer Teil der Ankaufs- oder Verkaufsverträge wirklich realisiert werden, eine ausschlaggebende Rolle spielt. Das heißt nichts anderes, als daß man in den meisten Fällen Gold oder Silber kauft und verkauft, das in der Realität gar nicht existiert.

Philip Vandenbergh hatte mich mit seiner eiskalten Stimme gründlich unterrichtet, als ich ihn um Auskunft gebeten hatte. Diese Art von Finanzspekulationen ist ihm sehr vertraut, so daß es nur logisch ist, daß ich ihn mit der Überwachung meiner eigenen Spekulationen auf diesem Gebiet beauftragt hatte.

»Kaum ein Prozent der Edelmetall betreffenden Verträge werden wirklich durchgeführt. Und«, fügte er nachsichtig hinzu, »dies trifft nicht nur auf Metalle zu, sondern auch auf den Weizen, der an den Warenterminbörsen in Chicago, Minneapolis oder Kansas City gehandelt wird; die gehandelte Menge übersteigt um das sieben- oder achtfache die wirklich in Amerika produzierte Menge. Das gleiche gilt für Mais und andere Getreidearten. Die weltweit produzierten Mengen werden in jedem Fall bei weitem übertroffen. – Allein auf den Märkten von Chicago und New York wurden in den letzten zwölf Monaten ungefähr acht Millionen Verträge über jeweils hundert Unzen Gold registriert. Das ergibt knapp

siebenhundertzwanzig Millionen Unzen, das heißt, achtzehnmal die Weltproduktion des gleichen Zeitraumes.«

»Und wie steht es mit dem Silber?«

»Genau gleich. Etwas mehr als fünf Millionen Verträge. Sechzig, nein, eher siebzigmal die Jahresweltproduktion.«

»Sie haben mir gesagt, es müßten dringend Entscheidungen getroffen werden, da sich neue Entwicklungen am Horizont abzeichnen?«

»Eine Gruppe ist gerade dabei, an der Chicago Mercantile Exchange und am COMEX die Kaufverträge zu vervielfachen.«

»Wissen sie etwas Näheres? Was heißt hier vervielfachen? Handelt es sich um hundert, zweihundert, fünfhundert Verträge oder noch mehr?«

»Um Tausende.«

»Wer steckt hinter der Gruppe? Oder sind es mehrere?«

»Texaner und Araber. Und ein Brasilianer.«

Für mich bedeutete dies, ohne daß ich natürlich wissen konnte, ob ich mit meinen Vermutungen recht hatte: Fezzali und die Texaner, wobei es bei den Texanern sich nicht unbedingt um die gleichen handeln mußte, die ich in Dallas getroffen hatte (später sollte ich erfahren, daß es sich in der Tat nicht um die gleichen handelte, das heißt, nicht um genau die gleichen). Sollte Vandenberghs Information begründet sein, und er hatte sich, soweit ich wußte, auf diesem Gebiet noch nie getäuscht, dann bedeutete dies nichts anderes, als daß eine große Finanzoperation im Gange war; eine Spekulation, die meine Mittel bei weitem übertraf, die mir aber unter Umständen hilfreich sein konnte.

Wenn es sich nicht um eine von Yahl gestellte Falle handelte.

»Sie haben bereits für eine Million Dollar Verträge unterschrieben«, erinnerte mich Vandenbergh. »Im Augenblick kann ich Ihnen nur folgenden Rat geben: entweder Sie ziehen

sich aus diesem Geschäft zurück, oder aber Sie erhöhen Ihren Einsatz.«

»Was würden Sie an meiner Stelle tun?«

»Keine Stellungnahme«, sagte er und lächelte dabei unverhohlen sarkastisch. »Sie sind schließlich das Finanzgenie, nicht ich.«

Endlich hatte ich Beirut am Telefon und erfuhr zwischen zwei Bombeneinschlägen, die mir nur allzu lebhaft bestätigten, daß die in der Weltpresse veröffentlichten Nachrichten über den Bürgerkrieg zutrafen, daß Hassan sich höchstwahrscheinlich in Riad aufhielt. Doch dort war er nicht, genauso wenig wie in Kairo, wo ich es anschließend versuchte; endlich stöberte ich ihn in Rom auf. Ich mußte erst die Hotelverzeichnisse der ewigen Stadt überfliegen, bevor ich mich an den Namen des kleinen Hotels in der Via Sforza in der Nähe der Kirche Santa Maria Maggiore erinnerte, in dem er, wenn er von den großen Hotelpalästen die Nase voll hatte, abstieg. Ich sagte zu ihm:

»Ich wette um tausend Dollar, daß ich weiß, was Sie im Augenblick tun.«

»Der Prophet hat Wetten untersagt.«

»Wer's glaubt, wird selig! Sie sind gerade dabei, sich mit Eis vollzustopfen!«

»Eisessen hat der Prophet nicht verboten.«

Schweigen. Er wartete in aller Ruhe darauf, bis ich zu sprechen begann, und ich zögerte in letzter Sekunde. Ich fragte mich, ob es wirklich klug war, mit Fezzali zu sprechen. Was sollte ich ihm eigentlich sagen? Um was konnte ich ihn bitten? Die Depression, aus der Lavater mich vergeblich herauszuholen versucht hatte, hatte sich inzwischen noch verstärkt, und alles drohte, in ihr unterzugehen: Catherine und unser Sohn, der weit von mir entfernt in einem Haus lebte, das

nicht mir gehörte und in dem ich mich nicht heimisch fühlte. Und diese Fotografen, die mich auf Schritt und Tritt verfolgten. Dieser Kampf gegen Schatten, gegen Phantome, bei dem ich mich ununterbrochen fragte, wer mich wohl verraten würde, wer wohl dazu in der Lage wäre. Bis hin zu Vandenbergh, der natürlich gespürt haben mußte, daß ich nicht in bester Form war und darüber vielleicht gar nicht unglücklich war; Vandenbergh würde zuschauen, wie ich ertrank, ohne helfend einzugreifen.

Immer noch Schweigen am Telefon. Fezzali wartete weiter. Endlich raffte ich mich auf und machte den entscheidenden Sprung ins Wasser: Ich erzählte ihm die ganze Geschichte, von der Begegnung mit Horst in dem New Yorker Hotel angefangen, den Fotografen, Yahl und dessen Herzspezialisten, der ihn für kampfunfähig hielt. Von neuem Schweigen.

»Ich habe nicht den Eindruck, als ob alles zum Besten stünde.«

»Es steht nicht alles zum Besten.«

»Das wird nicht lange so bleiben.«

Ich hörte, wie er etwas hinunterschluckte.

»Was soll ich Ihnen sagen, Franz. Es hat wirklich den Anschein, als ob man eine Falle für Sie aufgestellt habe. Ich bin sogar davon überzeugt, daß diese Falle noch viel raffinierter ist als die, die Sie dem Schweizer Bankier gestellt haben. Das erste Manöver-Ziel ist klar: Sie sollen isoliert werden, und zwar auf sehr nachdrückliche Art; man versucht, Sie soweit zu treiben, daß Sie alle Menschen verdächtigen. Haben Sie auch Lavater schon einmal im Verdacht gehabt, Sie unter Umständen zu verraten?«

»Ja.«

Er lachte:

»Dann natürlich auch mich. Und Sie haben damit ganz recht: es ist durchaus möglich, daß ich bei diesem Unternehmen, das Sie ruinieren soll, eine bestimmte Rolle übernommen habe. Ich werde natürlich das Gegenteil beschwören, doch Sie werden mir nicht glauben. So verzichte ich von vornherein auf einen Schwur. Einverstanden? Ich hatte im Grunde auf Ihren Anruf gewartet. Nicht wegen eines Komplottes, sondern wegen einer bestimmten Finanztransaktion. Die Frage, die Sie mir noch nicht gestellt haben, werde ich mit ja beantworten. Verstehen Sie mich?«

»Ja.«

»Anders ausgedrückt: Legen Sie sich bei der Silber-Spekulation keine Beschränkungen auf.«

Fezzali lachte wieder. Seine Aussprache wurde undeutlich; ich war mir sicher, daß er sich einen großen Löffel Eis in den Mund geschoben hatte.

»Das heißt, Franz, wenn ich zu diesem Komplott gehöre, dann kann es sehr wohl sein, daß mein Rat Teil dieser Falle ist, die auf Sie wartet.«

»Gehen Sie zum Teufel!«

Fezzali ließ sich nicht aus der Ruhe bringen:

»Ich glaube nicht, daß es im Himmel einen Teufel gibt. Wenn es überhaupt einen Teufel gibt, dann auf der Erde. Und der Prophet hat sich persönlich verpflichtet, mir die Tür zu Allahs Paradies zu öffnen, in dem es von Huris nur so wimmelt!«

Ich rief Philip Vandenbergh in seinem Büro in der Fulton Street an:

»Ich habe meine Entscheidung gefällt: Verzehnfachen Sie meinen Einsatz.«

Im Jahre 1969 waren auf dem amerikanischen Markt neun Millionen Terminverträge über eine Gesamtsumme von

achtzig Milliarden Dollar abgeschlossen worden. Bescheidene, beinahe lächerliche Zahlen, die innerhalb von wenigen Jahren erst zu diesen gewaltigen Umsätzen anwachsen sollten, die heute den Markt bestimmen: fünfzig Millionen Verträge mit einer Gesamtsumme von ungefähr eintausenddreihundertfünfzig Milliarden Dollar.

Innerhalb dieses Meeres ist mein eigener Einsatz nichts anderes als ein unbedeutender Tropfen. Bei Silber-Spekulationen unterschreibt man in der Regel Kauf- oder Verkaufsverträge. Wobei die Anzahl dieser Verträge von niemand beschränkt wird. Jeder Vertrag geht über fünftausend Unzen, wobei es sicher nützlich ist, wenn man weiß, daß eine Unze achtundzwanzig Gramm und fünfunddreißig Zehntel Gramm entspricht. Pro Vertrag wird ein Einsatz von siebzigtausend Dollar verlangt (sechzigtausend, wenn man weniger als hundert Verträge gleichzeitig laufen hat, achtzigtausend, wenn sich die Gesamtsumme der Verträge auf mehr als zweihundertfünfzig beläuft). Den Auftrag, den ich Vandenbergh erteilt und den dieser an die Börsenhändler weitergegeben hatte, bedeutete nichts anderes, als daß ich einhundertzweiundvierzig Verträge mit einer Gesamtdepotsumme von neun Millionen neunhundertvierzigtausend Dollar einging. Zehnmal mehr, als ich bisher in diese Silber-Spekulation gesteckt hatte.

Ungefähr ein Viertel der Geldmenge, die mir zur Verfügung stand.

Sollte diese Silber-Spekulation eine Falle enthalten, dann stürzte ich mich mit großer Begeisterung hinein.

Von meinem verfügbaren Kapital gingen noch die fünf Millionen Dollar ab, die ich wohl oder übel in den Safari-Park zu stecken hatte, wenn ich meinen Partnern gegenüber glaubwürdig bleiben wollte.



Doch das war noch nicht alles. Es gab viele andere Projekte, in die ich zu investieren gedachte. Im August war ich auf dem Höhepunkt meiner Gegenoffensive angelangt, die meine Antwort auf die Herausforderung Horsts darstellte. Ich hatte mich eben nicht in einer Burg eingeschlossen, sondern meine Lanze geschultert und war bereit zum Turnier, zum Schlagabtausch.

In diese Zeit fiel ein Zwischenfall, dessen Bedeutung ich erst erkannte, als es schon zu spät war.

Als ich mit Fezzali telefonierte, hatte ich dies aus Vorsicht nicht vom Pierre aus getan, wo ich wie immer, wenn ich mich in New York aufhielt, wohnte, sondern war ins Plaza gegangen, meinem telefonischen Hauptquartier. Gegen sieben Uhr abends verließ ich das Plaza, immer noch tief in die Depression verstrickt, die mich einfach nicht verlassen wollte, wie ein hartnäckiges, böartiges Fieber, und zwar durch den Ausgang, der auf die achtundfünfzigste Straße führt. Ich ging an Bergdorf Goodmans Modegeschäft vorbei, in der allerdings nicht sehr festen Absicht, mir auf der anderen Straßenseite die Schaufenster der Spielzeughandlung Schwarz anzuschauen. Auf der Höhe des Pulitzer-Brunnens tauchte eine Gruppe junger, hochgewachsener Kerle auf, anscheinend ein Basketball-Team, das sich nach einem Match im Madison Square oder auch woanders vergnügte. Die Riesen kreisten mich für einen kurzen Augenblick ein, ich wurde geschubst, man entschuldigte sich höflich, bevor ich wieder freikam und die Kerle sich lächelnd entfernten. In diesem Augenblick griff einer von ihnen zu, ein Experte: eine Viertelstunde später erst stellte ich fest, daß meine Brieftasche verschwunden war. Ärgerlich, aber nicht weiter tragisch; ich war schließlich nicht das erste Opfer der New Yorker Taschendiebe. Ungefähr zwölfhundert Dollar hatte ich verloren. Schlimmer waren die

Ausweise, mein französischer Personalausweis, mein Führerschein und verschiedene Kreditkarten.

Ein Verlust, der wiedergutzumachen war. Ich erinnere mich, daß ich sogar erleichtert feststellte, daß der Taschendieb mir eine andere Brieftasche mit Fotos von Catherine und Marc-Andrea gelassen hatte; vor allem eine Aufnahme aus dem Golf von Mexico war mir wichtig gewesen.

In Florida unter den Mangrovenbäumen. Auge in Auge mit den Alligatoren. In meiner Begleitung Li und Liu, die wiederum von ihren Beratern begleitet wurden, und zwei Abgesandte der texanischen Gruppe. Und Flint natürlich, denn ihm gehörte immerhin das Grundstück. Ocoee, der Seminole, durfte nicht fehlen. Li und Liu musterten ihn mißtrauisch: »Ist das etwa ein echter Indianer? Kein Zweifel. Franz, weißt du eigentlich, daß die Seminolen als einziger Indianerstamm sich immer geweigert haben, mit Washington einen Friedensvertrag abzuschließen?«

»Nein, aber warum fragt ihr?«

»Und wenn er uns skalpiert?«

»Ja, wißt ihr denn nicht, daß er nur gegen die Bleichgesichter das Kriegsbeil schwingt? Ihr habt nichts zu befürchten!«

Inzwischen war es September geworden, und ich war zum drittenmal zum Blue Cypress Lake auf Flints Grundstück gekommen. Das Geschäft war mit verblüffender Schnelligkeit vorangetrieben worden. Im Grunde war das eigentlich nicht überraschend, denn die Texaner hatten die notwendigen Mittel, um die besten auf diesem Gebiet verfügbaren Spezialisten bezahlen zu können; wenn ich Paul Hazzard Glauben schenken durfte, dann betrug ihr Vermögen so um die fünfzehn Milliarden Dollar, dreißig Milliarden Mark. Ich glaube, diese Männer konnte man ohne Übertreibung als reich bezeichnen.

»Und gibt es auch einen Fluß?«

Wir beugten uns über Pläne, Landkarten und Luftaufnahmen, von denen manche sogar von Satelliten stammten: der Fluß war deutlich zu sehen, auch die aneinandergereihten Weiher.

Natürlich mußten große Anstrengungen unternommen werden, doch es war technisch ohne allzu große Schwierigkeiten möglich, den Safari-Park zu Luft, zu Land und zu Wasser zu erreichen (wir hatten uns auf den Projektnamen Safari-Park geeinigt). Ich habe bereits hervorgehoben, daß der Intracoastal Waterway Flints Grundstück berührte, ein nicht zu unterschätzender Vorteil, zumal man von dem Kanal direkt in den Fluß gelangen konnte, so daß die Vergnügungsboote nahezu automatisch den Park besuchen würden.

»Gorillas! Wir dürfen die Gorillas nicht vergessen!« sagte Li (oder Liu). »Natürlich keine richtigen Gorillas, sondern Gorilla-Puppen, die sich mit der Faust auf die Brust schlagen und hübsche Touristinnen fest mit ihren behaarten Armen umschlingen und in die Baumwipfel entführen!«

»Und viele Tarzans!« fügte Liu (oder Li) hinzu. »Hunderte von Tarzans, mit großartigen, mächtigen Schenkeln und gewaltigen Stimmen, aaaooooooooouuuuuuuuu-houbatagada! Sie werden die hübschen Touristinnen aus den behaarten Armen der Gorillas befreien, sei-still-blödes-Vieh-leg-dich-brav-hin-guten-Abend-Madame usw.«

»Und Büffel. Dicke, große, fette, wilde Büffel. Ein Gelände, abgeschlossen natürlich, das viele Hektar umfaßt. Und in diesem abgeschlossenen Gelände dann der brutale Kampf von Mann und Tier, dem Büffel und dem Jäger...«

»Der Jäger hat aber ein Gewehr...«

»Und der Büffel hat kein Gewehr. Aber in dem Gewehr des Jägers befinden sich keine Kugeln...«

»Ökologisch...«

»Sondern Narkosepatronen, die die lieben Tierchen einschläfern. Trotzdem, die Spannung ist die gleiche: wer gewinnt, der Jäger oder das Tier? Dieses dramatische Gegenüber, ich zittere allein bei dem Gedanken...«

»Natürlich wird der Jäger diskret von den Parkwächtern im Auge behalten, die für seine Sicherheit verantwortlich sind...«

»Doch wenn der Büffel gewinnt, dann wird die Freude unermesslich sein: er hat das Recht auf ein Foto von sich, in Farbe natürlich, während er seinen rechten Vorderhuf auf die Leiche des getöteten Jägers stellt...«

»Ein einziges Problem vielleicht: die Reaktion eines Büffels, der elfmal hintereinander an einem einzigen Tag eingeschläfert wird...«

»Es kann immerhin sein, daß die Büffel dann wütend werden...«

»Rechnen wir mit dem Schlimmsten: wenn sie streiken...«

»Vorsicht, hier sehen wir eine echte Gefahr auf uns zukommen: Die Büffel werden Gewerkschaftsdelegierte wählen, die dann mit uns die Verhandlungen führen...«

Die aus Dallas eingeflogenen Geschäftsleute schauten Li und Liu völlig verblüfft an; ein solcher Wahnsinn war ihnen noch nicht untergekommen. Ich hatte die größte Mühe, sie davon zu überzeugen, daß Li und Liu harte, ernstzunehmende Geschäftspartner waren, die die ganze Zeit über blödelten, nur dann nicht, wenn es um Geld und Geschäfte ging. Als wir wieder im Breaker's Hotel in Palm Beach waren, wo wir unser Hauptquartier aufgeschlagen hatten, und unsere Schlüsse aus den Vorstudien zu dem gemeinsamen Safari-Projekt zogen, konnten sich die Texaner innerhalb kürzester Frist davon überzeugen, daß es besser war, meine chinesischen Freunde bei Geschäften ernstzunehmen. Die Gesamtinvestitionssumme war gewaltig: sechshundert Millionen Dollar einzig für den ersten Planungsabschnitt und mindestens die gleiche Summe noch einmal für den zweiten. Eine Milliarde zweihundert Millionen Dollar. Bei vorsichtiger Schätzung. Die Texaner bemerkten:

»Die Dschungel-Idee allein ist schon interessant, doch die ins Auge gefaßten Erweiterungen der Grundidee sind wohl unabdingbar.«

Während ich mit Li und Liu viele Stunden – ernsthaft! – über das Projekt gesprochen hatte, hatte sich meine Ursprungsidee nach und nach verwandelt und erweitert. Zu Beginn hatte es sich nur darum gehandelt, einen möglichst originellen Vergnügungspark zu schaffen. Inzwischen waren wir, uns gegenseitig anregend, erheblich weitergegangen. Wir wollten jetzt auf Flints Grundstück und den Nachbargrundstücken, die wir unbedingt ankaufen mußten, aber das sollte wohl keine großen Schwierigkeiten bereiten angesichts der trostlosen Gegend, zwei auf spektakuläre Weise verschiedene Welten, die durch Millionen Jahre voneinander getrennt wurden, gegenüberstellen.

Auf der einen Seite, von der Vorstellung des einsamen Jägers angesichts der feindlichen Natur ausgehend, wollten wir die Welt zeigen, wie sie wohl gewesen war, bevor der Mensch sie in Besitz genommen hatte und dabei die fantastischen Anstrengungen unterstreichen, die er während der Millionen Jahre unternommen hatte, um die Erde nach seinem Willen umzuformen.

Dieser Teil erlaubte es uns, die fantastischsten Landschaften zu konstruieren. Der Besucher, der natürlich in den meisten Fällen nicht allein kommen würde, sondern von seiner Familie begleitet, konnte, wenn er das wollte, sich in Tierfelle hüllen (synthetische Pelze), den Neandertaler oder einen anderen Urweltbewohner spielen, an einem Wettbewerb teilnehmen und versuchen, mit Holz Feuer zu machen (und im Falle eines Erfolges mit viel Pomp das Diplom eines geprüften Urweltbewohners erhalten), eine Expedition zu dem sagenumwobenen Elefantenfriedhof unternehmen, die Smaragdmine erforschen oder versuchen, Livingstone

aufzustöbern (einmal Händeschütteln mit Livingstone, \$ 5), den Dschungel der Kannibalen erforschen (Gänsehaut gratis), oder zu dem großen Vulkan aufsteigen, mit garantiertem Ausbruch alle fünf Minuten. Am nachgebildeten Amazonas wollten wir ein Feldlager errichten (Piranha im Pokal \$ 1.50), das von Schrumpfkopfindianer belauert werden würde (1 Schrumpfkopf \$ 3.95). Wir hatten vor, unseren zukünftigen Gästen die Gelegenheit zu bieten, Christoph Kolumbus bei der Entdeckung Amerikas beobachten zu können und der Heimkehr von Magellans letzter Karavelle beizuwohnen, auf dem Guadalquivier in Sevilla, und so die erste Weltumsegelung zu feiern, die geglückt war. Kurz und gut, unsere Besucher konnten sich, wenn sie wollten, als die Menschen empfinden, die das Rad erfunden hatten, oder als die Ureinwohner dieser Welt.

Doch, und das war die andere Seite des Projekts, dieser gleiche Besucher hatte sich nur durch eine einfache Schleuse zu bequemen, und schon befand er sich in einer völlig verschiedenen Welt, nachdem er einen Sprung in der Zeit gemacht hatte, der ihn den Atem anhalten ließ. Die Welt der Zukunft, die gar nicht so fantastisch war, wie manche vielleicht annehmen mochten, in der aber alle Entwicklungen gezeigt werden sollten, die nach dem heutigen Stand der Wissenschaft vorhersehbar waren, auf allen Gebieten, ob es sich nun um Energieprobleme, um Transporte und Reisen, um die Eroberung der Ozeane oder des Weltraums handelte, um neue Ernährungstechnologien oder technisches Spielzeug, Roboter und Kommunikationsmittel, von denen wir annahmen, daß sie in den nächsten Jahren schon Realität werden würden.

»Hier, innerhalb der zweiten, der Zukunft gewidmeten Abteilung, können wir ohne allzu große Schwierigkeiten mit beträchtlicher finanzieller Unterstützung rechnen«, unterstrichen Li und Liu, die wieder ernst geworden waren.

Sie hatten natürlich recht, und die Texaner stimmten auch sofort zu. Die beiden Chinesen hatten bereits einen Teil ihrer Spezialisten, die sich normalerweise um Spezialeffekte bei Kinofilmen kümmerten, für das Projekt eingesetzt. Das bedeutete gleichzeitig, daß sie bereits eine ganz hübsche Stange Geld investiert hatten; im übrigen lieferten sie die für die Verwirklichung des Projektes unabdingbaren Bankgarantien, ohne mit der Wimper zu zucken. Ein nicht unerheblicher Umstand, der dazu beitrug, daß die Texaner die Chinesen, und damit auch mich, als vollwertige Geschäftspartner akzeptierten. Das Treffen endete in schönster Harmonie. Wir beschlossen, eine große New Yorker Werbeagentur mit den Vorbereitungsarbeiten zur eigentlichen Promotion zu beauftragen und diese Arbeiten unter meiner Aufsicht durchführen zu lassen; die Texaner wollten sich um die Kontakte zu den Regierungsstellen in Florida kümmern, die Architekturbüros beaufsichtigen (wobei Li und Liu ein gewaltiges Mitspracherecht erhielten) und die Bauunternehmen aussuchen, die die ersten Bauarbeiten durchführen sollten. Zusammen mit mir wollten sie sich um den Geldeingang von dritter Seite kümmern. Die ganze schöpferische Arbeit dagegen sollte in der Hauptsache von Li und Liu überwacht werden. Bevor wir auseinander gingen, legten wir gleich die verschiedenen Treffen fest, die in den nächsten Monaten stattfinden sollten. Wenn alles so lief, wie wir es uns vorstellten, dann war es keineswegs ausgeschlossen, daß bereits im Frühjahr die ersten Bulldozer die Pläne in die Realität umsetzten.

Ende der Sitzung: die Texaner flogen nach Dallas und meine Chinesen nach San Francisco zurück; ich selbst blieb bei Flint.

Der immer noch nicht so ganz begriff, was seinem Grundstück eigentlich widerfuhr:



»Franz, ich hätte nie geglaubt, daß diese Geschichte so gewaltig würde!«

Ich auch nicht. Es hätte nur wenig gefehlt, und ich hätte geglaubt zu träumen. Es vollzieht sich immer etwas Magisches, Geheimnisvolles, wenn eine Idee entsteht oder in die Tat umgesetzt wird. Ich erinnere mich noch sehr genau an meine Begeisterung, als ich noch nicht einmal vor vier Jahren in Mombasa in Kenia zum erstenmal in meinem Leben Geld für eine Idee bekam, die ich in die Tat umgesetzt hatte. Dabei handelte es sich nur um achtundzwanzig Dollar, doch diese Summe werde ich nie vergessen.

Und jetzt hielt ich mich hier in Florida in diesem pompösen Hotelpalast auf und faßte ruhig und gelassen Investitionen ins Auge, die eine Milliarde Dollar bei weitem überstiegen und vielleicht sogar die gigantische Summe von eineinhalb Milliarden Dollar erreichten. »Franz, den Champagner bezahle ich.«

»Das ist das mindeste, was du tun kannst.« Die Texaner hatten mich gefragt, wer mir bei diesem Geschäft zur Hand gehen würde. An wen sie sich wenden sollten, wenn sie mit mir Kontakt aufnehmen wollten, denn ich verfügte ja über kein Büro.

Neben Lavater arbeite ich mit drei Rechtsanwälten und deren Büros eng zusammen, Rosen, Lupino und Vandenberg. Der letzte war mit meinen Silber-Spekulationen in Anspruch genommen. Für Rosen hatte ich bereits ein anderes Projekt vorgesehen, von dem ich bisher noch nicht erzählt habe. blieb also noch Lupino. Meine Texaner waren damit zufrieden.

Jo Lupino war damals sechsunddreißig Jahre alt und sehr humorvoll, was man weder von Vandenberg noch von Rosen

behaupten kann. Als ich ihm das Projekt in allen Einzelheiten schilderte, brach er in schallendes Gelächter aus:

»Ihr seid völlig übergeshnapt!«

Ich lachte:

»Ich liefere gleich einen Beweis dafür: ich arbeite mit Ihnen zusammen.«

»Ich dachte an diesen Tarzan im phosphoreszierenden Slip, der sich bei Einbruch der Dunkelheit an Lianen durch den Park schwingt.«

»Und ich dachte an die zwölf oder fünfzehnhundert Millionen Dollar, und daß es vielleicht in der Tat völlig idiotisch ist, die Verantwortung dafür, auch eine Teilverantwortung, einem Rechtsanwalt zu übertragen, der mich für übergeshnapt hält!«

Er schüttelte lachend den Kopf und war überhaupt nicht beleidigt: »Man könnte fast annehmen, Sie hätten schlechte Laune.«

Und ich hatte allen Grund, schlechte Laune zu haben; nach meiner Rückkehr aus Florida hatten wieder einmal zwei Fotografen auf mich gewartet, mich allerdings nicht nur mit ihren Blitzlichtern verfolgt, wie ich es schon gewohnt war, sondern mir auch einen mit einem Teleobjektiv aufgenommenen Abzug gereicht, auf dem ich deutlich zu erkennen war, aber nicht nur ich, sondern auch Li und Liu und deren Berater, Flint sowie die Texaner. Ganz offensichtlich hatte man mir zu verstehen geben wollen, daß ich meinen Überwachern keinen einzigen Augenblick hatte entkommen können. Und für den Fall, daß mich das noch nicht beeindruckte, hatte sich ein unbekanntes Wesen die Mühe gemacht, auf der Rückseite des Abzuges fein säuberlich die Namen aller Beteiligten zu notieren. Grund genug, schlechte Laune zu haben, sich Sorgen zu machen. Trotzdem zwang ich mich, Lupino anzulächeln.

»Es wird alles besser gehen, wenn Sie mich zum Essen einladen.«

Er nahm mich mit zu sich nach Hause. Auch seine Frau war italienischer Abstammung; ihre Eltern hatten gemeinsam in den 20er Jahren ihr italienisches Dorf verlassen und waren auch in der neuen Heimat beieinander geblieben, so daß Lupino seine Frau schon als Kleinkind kennengelernt hatte. Und als ich ihr Glück beobachtete, drängte sich mir natürlich bitter meine eigene Einsamkeit auf, gegen die ich mit allen Mitteln anzukämpfen versuchte.

Am nächsten Tag und in der ganzen darauffolgenden Woche arbeiteten wir wie besessen an unserem Projekt. Den Safari-Park konnte man nicht mit ein paar Telefonanrufen auf die Beine stellen (was bei anderen, ebenfalls gewaltigen Geschäften durchaus möglich war). Die Texaner, aber auch Li und Liu waren nicht die einfachsten Geschäftspartner, so daß schließlich Lupinos ganze Belegschaft, immerhin zwölf Mann, praktisch die ganze Zeit über ausschließlich an dem Safari-Projekt arbeitete.

»Franz, das ist ein riesiges Geschäft und ungeheuer viel Arbeit; sie steigen immer höher auf der Leiter. Wo, zum Teufel, werden Sie endlich einmal haltmachen?«

Warum sollte ich denn haltmachen?

Marc Lavater war wieder einmal auf Besuch in New York und überreichte mir einen riesigen Briefumschlag mit mehr als hundert Aufnahmen, auf denen Martin Yahl in seinem Genfer Besitz abgebildet war. Natürlich waren die Aufnahmen mit einem Teleobjektiv gemacht worden, genau wie ich in Florida mit einem Teleobjektiv aufgenommen worden war. Beinahe komisch, unsere identische Vorgehensweise. Mit gierigem Haß stürzte ich mich auf die Fotos und entdeckte einen abgemagerten, gebeugt mit kleinen Schritten durch seinen großen Park gehenden Martin Yahl. Er benutzte sogar einen

Stock, meines Wissens zum erstenmal. Und dieser alte Mann, diese Ruine sollte für mich eine Bedrohung darstellen?

»Himmel noch mal, hättet ihr ihn nicht aus noch größerer Entfernung aufnehmen können? Wo hielten sich denn die Fotografen auf? Auf dem Mont Blanc vielleicht?«

»Du darfst nicht vergessen, daß Yahls Besitz scharf überwacht wird. Es ist sicher nicht einfach, den alten Mann überhaupt vor die Linse zu bekommen!«

Doch die Agentur hatte sich natürlich nicht mit den Aufnahmen allein zufriedengegeben. Marc holte aus seiner Aktentasche einen Bericht, der so dick war wie ein Telefonbuch.

»Franz, in diesem Bericht findest du eine genaue Liste, in der alle Personen verzeichnet sind, die seit Beginn der Überwachung Martin Yahl besucht haben. Selbst die Besuche des Pfarrers und des Fernsehmechanikers sind festgehalten. Über jede Person wurde eine eigene Akte angelegt. Übrigens, die drei Telefonleitungen, die Yahl mit der Außenwelt verbinden, wurden ebenfalls überwacht; frag mich bitte nicht, wie sie das geschafft haben. Wir wissen nicht nur, wer angerufen hat und wer angerufen wurde, sondern auch, über was im einzelnen gesprochen wurde. Auch das ist alles festgehalten, so daß es dir an Lesestoff nicht mangelt. Aber freu dich nicht zu früh: Es ist alles höchst banal, von zwei, drei Gesprächen abgesehen, die Yahl mit seinen früheren Prokuristen geführt hat. Dein Name ist nie gefallen. Ich habe nicht nur die Bänder, sondern auch die Abschriften.«

Ich hatte den Eindruck, als hielte Marc mit etwas hinter dem Berg.

»Jetzt rück schon mit deiner überwältigenden Neuigkeit heraus!«

»Du hast schon recht; das Wichtigste habe ich noch gar nicht erwähnt. Die Privatdetektive haben sich eingehend mit Yahls

früheren engen Mitarbeitern beschäftigt, aus der Zeit, in der diese noch in seiner Bank tätig waren, bevor du ihn so in die Falle getrieben hattest, daß er gezwungen gewesen war, seine Bank aufzugeben. Mit den Prokuristen hat sich die Agentur nur kurz beschäftigt, denn es hat sich relativ rasch herausgestellt, daß die zwar gute Bankkaufleute waren, mit allen Wassern gewaschen, aber keiner unter ihnen sich als Spion geeignet hätte. Grundsolide Schweizer Banker. Mit zwei anderen Mitarbeitern Yahls, die etwas außerhalb der eigentlichen Hierarchie arbeiteten, haben sie sich dafür um so mehr beschäftigt, mit Pierre Hubrecht und Walter Maurer. Beide hatten innerhalb des Yahlschen Imperiums erstaunlich schnell Karriere gemacht, beide sind intelligent, ehrgeizig und hart. Tag und Nacht wurden sie überwacht. Bei Hubrecht war dieser ganze Aufwand umsonst, doch bei Maurer hat sich etwas Interessantes ergeben: Vor einer Woche war er nach London geflogen und hatte versucht, etwaige Verfolger mit unendlich vielen Vorsichtsmaßnahmen abzuschütteln. Vergebens. Unsere Leute haben ihn keine Sekunde aus den Augen verloren und alles genau festgehalten. Schau dir nur diese Aufnahme einmal an, du wirst erstaunt sein.«

Marc reichte mir ein Foto. Zwei Männer verließen gerade ein Restaurant. Einen davon hatte ich nie zuvor gesehen. Es handelte sich um Maurer, wie Marc mich aufklärte. Den anderen allerdings erkannte ich im Bruchteil einer Sekunde.

Horst.

Die Überraschung war Marc gelungen. Nach einer kurzen Pause fuhr Lavater fort:

»Franz, ich habe dir bereits einmal gesagt, daß das Team, das sich um Yahl kümmert, wohl das beste ist, das man zur Zeit in Europa auftreiben kann. Und du wirst eine gesalzene Rechnung begleichen müssen, aber das versteht sich ja von selbst. Und ich bin mir sicher, daß dieses Geld gut angelegt ist.

Unsere Detektive haben sich mit diesem ersten Erfolg nicht zufriedengegeben. Sie haben einen früheren Gärtner Yahls aufgetrieben, einen Jugoslawen, der inzwischen in seine Heimat zurückgekehrt ist, und ihm verschiedene Aufnahmen von Horst vorgelegt. Der Mann bestätigt eindeutig, daß Horst sogar mehrere Male Yahl in dessen Haus am Genfer See besucht hat. Vor seinem Herzinfarkt, das heißt, zu Beginn des Jahres, Anfang Januar. Bevor Horst plötzlich im Hotel Biltmore in New York auftauchte und uns überraschte.«

Schweigen.

»Du verstehst doch, was das bedeutet, nicht wahr, Franz?«

Natürlich verstand ich das. Wie hätte ich das auch nicht verstehen können! Der Beweis war jetzt geliefert. Wenn Horst nicht in direktem Auftrag Yahls arbeiten sollte, was für mich aber eigentlich feststand, dann immerhin in engem Kontakt mit dem Exbankier. Die beiden hatten zusammen einen Plan entworfen und führten ihn nun gemeinsam aus.

Ohne daß ich wissen konnte, von welcher Seite aus ich angegriffen würde, wußte ich jetzt, daß ein Angriff unweigerlich kommen würde und daß Yahl dahinterstünde.

Die beste Verteidigung ist immer noch der Angriff; warum sollte das, was bei Clausewitz, Napoleon und Muhamed Ali richtig gewesen war, nicht auch auf mich zutreffen? Mit dem Überwachungsauftrag hatte ich die Gegenoffensive bereits eingeleitet und dabei, zumindest was die Fotografien anbelangte, zu den gleichen Mitteln gegriffen wie mein Todfeind Martin Yahl (in einer makabren Laune ließ ich das von mir in Florida aufgenommene Foto zusammen mit einem, auf dem Yahl in seinem Genfer Besitz spazierengeht, in einem Rahmen aufhängen). Doch das war nur ein kleiner Teil meiner Gegenoffensive; wichtiger waren die Vervielfältigungen meiner Investitionen, die Silber-Spekulation und der Beginn des größten Geschäftes, das ich bisher unternommen hatte, des Safari-Parks. Doch ich wollte mich, wie gesagt, nicht auf diese Geschäfte beschränken, sondern hatte noch andere Trumpfkarten in meinem Ärmel und hielt es jetzt an der Zeit, eine davon auszuspielen.

Die Idee war mir gekommen, als ich einmal so erschöpft gewesen war, daß ich zu nichts anderem mehr Lust hatte als zum Fernsehen.

In meinen Augen wies die Idee fünf entscheidende Vorzüge auf:

- niemand hatte sie je vor mir gehabt oder zumindest nicht in die Tat umgesetzt;
- sie war in einer relativ kurzen Zeit realisierbar;
- sie war legal, so daß ich nicht riskierte, ins Gefängnis zu wandern;

- sie benötigte keine bedeutenden Anfangsinvestitionen und ließ sich zur Not auch realisieren, ohne daß ich privates Kapital einsetzte,

- sie konnte mehr als zehn Millionen Dollar, vielleicht sogar zwanzig Millionen Dollar einbringen.

Kurz und gut, eine hervorragende Idee. Davon war ich felsenfest überzeugt.

Zu Beginn des Oktobers hielt ich mich in New York auf; wenn ich mich recht erinnere, war es der fünfte oder sechste. Es regnete. Ich möchte hier natürlich nicht behaupten, ich hätte diesen Regen einkalkuliert, räume aber gerne ein, daß er mir nur recht war. Denn so konnte ich, ohne Verdacht zu erregen, einen weiten Regenmantel überziehen und unter diesem Mantel problemlos ein kleines Tonbandgerät verstecken, mit dessen Hilfe ich meine Fragen und Antworten, die ich erhalten würde, aufzeichnen wollte. Adriano Letta war ganz in meiner Nähe, höchstens sechzig Meter von mir entfernt am Steuer eines Lieferwagens, den ich für einen ganz bestimmten Zweck gemietet hatte: Im Innern hielt sich ein Toningenieur auf, der meine Gespräche aufzeichnete. Zu diesem Zweck hatte ich unter meinem Mantel nicht nur das Tonbandgerät versteckt, sondern zusätzlich ein Mikrofon, das unser Gespräch in den Lieferwagen übertrug (in Tonbandgeräte, Mikrofone usw. hatte ich so wenig Vertrauen, daß ich aus Sicherheitsgründen auf zwei verschiedenen Aufnahmen bestanden hatte; trotzdem war mir nicht ganz wohl dabei). Als ich dem Tontechniker erklärte, um was es ging, schaute er mich mißtrauisch an:

»Sind Sie ein Spion?«

»Ganz bestimmt nicht.«

»Arbeiten Sie für den CIA?«

»Noch weniger.«

»Ich habe keine Lust, in ein zweites Watergate verwickelt zu werden.«



»Ich auch nicht.«

Pause. Er fragte mich:

»Wissen Sie eigentlich, wie ich heiße?«

»Nein.«

»Richard Dixon.«

Er hieß wirklich so. So etwas kann man nicht erfinden. Wir brachen in schallendes Gelächter aus; endlich gelang es mir, sein Mißtrauen zu besiegen, und ich erklärte ihm, daß das, was ich von ihm wolle, keineswegs illegal sei, er könne natürlich jedes Wort der Gespräche, die er aufnehmen solle, mithören und jederzeit das FBI oder die *Washington Post* anrufen, wenn ihm etwas verdächtig vorkomme.

Übrigens, im Grunde waren versteckte Mikrofone und Tonbandgeräte gar nicht notwendig; ich konnte auch ohne sie mein Ziel erreichen, doch ich hoffte, daß mir die Aufzeichnungen später nützlich werden konnten.

Ich hielt mich in Queens auf, nicht weit von Bushwick Park entfernt. Wie schon gesagt, regnete es, nicht heftig, eher sanft. Es war gegen fünf Uhr nachmittags, und es war bereits ziemlich dunkel, was natürlich auch mit den Regenwolken zusammenhing. Der Besitzer der Autowerkstatt, ein ungefähr fünfzig Jahre alter Schwarzer, kaute an einer nicht angezündeten Zigarre. Er saß auf einem Sessel und schaukelte gemütlich vor sich hin, die Füße auf den Tisch gelegt. Ich lächelte ihn lebenswürdig an:

»Eine schöne Werkstatt haben Sie.«

»Unverkäuflich.«

»Da habe ich ja Glück. Ich will sie nämlich gar nicht kaufen.«

Er nickte zufrieden mit dem Kopf:

»So riskieren wir wenigstens nicht, uns zu streiten. Kann ich sonst etwas für Sie tun?«

»Mir Ihr Dach zeigen; ich möchte es mieten.«

Vor Verblüffung blieb ihm der Mund offen stehen. Er stand auf, traute sich in den Regen, schaute sich sein Dach an und kam wieder zu mir, immer noch erstaunt, denn er hatte nichts Auffallendes an seinem Dach bemerken können. Es handelte sich zwar nicht um die erbärmlichste New Yorker Werkstatt, aber sie gehörte eher zu den bescheidenen denn zu den großen Umsatzmachern. Ein zweistöckiges Gebäude, kleines Büro, Werkstatt und Einstellplätze im Erdgeschoß, Einstellplätze im ersten Stock, das Ganze mit einem Flachdach versehen, das auf der Seite einen winzigen Kamin aufwies.

Nachdem der Werkstattinhaber wieder zu mir gekommen war, fragte er mich, was ich um Himmels willen mit dem Dach bloß anstellen wolle, das seit Menschengedenken zu nichts gedient habe, daß niemand das Recht habe, auf dem Dach weitere Stockwerke aufzubauen und ob ich am Ende nicht etwa verrückt sei. Ich antwortete, ich sei geistig völlig in Ordnung, zumindest nähme ich das an, ich wisse, daß man auf dem Dach nicht bauen dürfe, wolle das auch gar nicht, mein Vorhaben sei völlig legal, im übrigen sehe ich ja auch aus wie ein anständiger Bürger, das müsse ihm doch in die Augen springen, und ich wäre selbstverständlich bereit, für das Dach Miete zu bezahlen, und zwar schöne zweihundert Dollar im Monat.

»Zweihundert Dollar?«

»Zweihundert Dollar.«

»Und das ist alles legal?«

»Es gibt nichts, was legaler wäre.«

Zweihundert Dollar im Monat zusätzlich verdienen, ohne etwas dafür tun zu müssen, das war schon eine Verlockung. Wir stiegen auf das Dach, ich im Regenmantel, er unter einem beeindruckend großen rosa Regenschirm. Wir gingen auf und ab; ich stellte fest, daß die Oberfläche, wie gehofft, völlig eben war, eine Art Teer mit Zement vermischt, und von einem

niedrigen, kaum dreißig Zentimeter hohen Mäuerchen eingefast. Der Kamin war so weit an den Rand gerückt, daß er meine Pläne nicht störte. Und die Dimensionen genau die erhofften: Das Gebäude wies eine L-Form auf, deren kürzeste Seite knapp vierzig und deren längste an die achtzig Meter lang war. Genau das, was ich brauchte. Adriano hatte sich nicht getäuscht, als er die Werkstatt ausgesucht hatte. Ich muß einräumen, daß ich kaum auf ein geeigneteres Dach hätte stoßen können. Beinahe ein Wunder. Ich sagte zu dem Werkstattbesitzer:

»Ideal ist das Dach gerade nicht. Und jetzt weiß ich nicht, ob es richtig war, daß ich Ihnen gegenüber die zweihundert Dollar überhaupt erwähnt habe. Nun, ich muß diese Frage Gott sei Dank nicht entscheiden...«

»Wer entscheidet denn über meine zweihundert Dollar monatlich? Und um was geht es denn bei der ganzen Geschichte?«

Ich reichte ihm die Visitenkarte von James David Rosen, dessen Kanzlei in der sechsfundfünfzigsten Straße Ost lag, in Manhattan. Ich erklärte meinem Neger, der seinem leichten Verdienst bereits nachzutruern begann, daß ich nichts erklären könne, daß ich nur Befehle ausführe und mich auf Geheiß anderer umschaue, doch daß jeder, der sich in New York in der Geschäftswelt auch nur ein wenig auskenne, ihm bestätigen könne, daß diese Anwaltskanzlei mehr als seriös sei.

Was ja stimmte. Das einzige, das bei meinem Meer aus Lügen stimmte. Sozusagen eine kleine Insel der Wahrheit in dem großen Ozean der Lügen. Ich fuhr fort in meinen Fantastereien:

»Ich werde meinen Bericht schreiben, und wenn die in der Kanzlei meinen, Ihr Dach käme in Frage, wird man Ihnen Bescheid geben.«

Er begleitete mich auf die Straße und kratzte sich nachdenklich am Kopf. Er meinte, zweihundert Dollar im Monat zusätzlich könnten ihm, falls das Geld auf legalem Wege in seine Kasse käme, nur guttun, er wisse jetzt schon, welche Löcher er damit stopfen würde.

Ich antwortete ihm:

»Da geht es Ihnen genau wie mir.«

Worauf wir uns so freundschaftlich verabschiedeten, als wären wir seit unserer Kindheit miteinander befreundet gewesen.

Adriano Letta fuhr in seinem Lieferwagen los und hielt neben mir, sobald wir außer Sichtweite des Werkstattbesitzers gekommen waren.

»Alles auf Band?«

Richard Dixon nickte zustimmend mit dem Kopf. Er hatte nicht verstanden, was ich eigentlich beabsichtigte, und fragte mich zweifelnd, ob ich wisse, was ich da täte.

Er sollte schon bald hinter meine Absichten kommen. Ich sagte laut, nachdem ich ihm bedeutet hatte, er solle das Band anstellen:

»Im Gegensatz zu dem, was ich dem Werkstattbesitzer erzählt habe, eignet sich das Dach für den vorgesehenen Zweck ausgezeichnet.«

Ohne eine Pause einzulegen, machte ich weiter. Ich stellte mich unter die Markise eines Radio- und Fernsehgeschäftes und studierte den Stadtplan, auf dem ich alle in Frage kommenden Adressen eingetragen hatte. Im ganzen gesehen, verlief meine Aktion äußerst erfolgreich: Ich handelte mir zwei energische Ablehnungen, aber auch sechs begeisterte Zustimmungen ein; drei der möglichen Interessenten waren noch bei der Arbeit. Drei andere wollten nicht sofort

zustimmen, sondern sich die Sache erst einmal durch den Kopf gehen lassen. Aber ich war mir beinahe sicher, daß sie zustimmen würden, wenn sie sich erst einmal vergewissert hatten, daß mein Plan völlig legal war und kein übler Scherz oder, schlimmer noch, üble Gaunerei. Ich machte eine letzte Runde; von den dreien, die noch in der Arbeit gewesen waren, waren inzwischen zwei nach Hause gekommen und willigten ein; der dritte, ein Journalist, arbeitete nachts. Fünfmal war ich insgesamt zum Abendessen eingeladen worden. Als ich an diesem Abend mit der Arbeit aufhörte, war es bereits nach zehn Uhr. Mir taten die Beine weh, aber das Resultat übertraf meine Erwartungen: acht feste Zusagen und drei mögliche.

»Wieder alles aufgenommen?«

Dixon nickte zustimmend mit dem Kopf.

»Ja, Ihre Idee fällt wirklich aus dem Rahmen. Meinen Sie, daß das klappen wird?«

Er schaute mich an und mußte dann plötzlich lachen, bevor er seine Frage selbst beantwortete:

»Es wird klappen.«

Ein Tennisplatz ist ein rechteckiges Feld mit 23,77 m Länge und 10,97 m Breite. Benötigt wird ein Platz mit mindestens 40 Meter Länge und sechzehn Meter Breite, so daß die Spieler sich ungehindert außerhalb der Grund- und Seitenlinien bewegen können. 120 x 48 Meter waren fast die exakten Dimensionen des Garagendaches, das ich ausgemessen hatte; es fehlten nur 20 cm. Es war also technisch möglich, auf dem Dach der Werkstatt meines Negers drei Tennisplätze einzurichten, wobei der Boden nur mit einer dieser synthetisch hergestellten Materialien belegt werden mußte, die es zulassen, auch während es regnet Tennis zu spielen, zumindest aber sofort dann, nachdem es aufgehört hat.

Bevor ich meine Umfrage machte, hatte ich natürlich auf den verschiedensten Gebieten Erkundigungen eingezogen, zuerst einmal das Problem der Dachbenutzung betreffend. Ich hatte mich auf einen langen und harten Kampf mit den Behörden eingestellt und geglaubt, bis aufs Messer kämpfen zu müssen, um die Genehmigung zu erhalten, auf den Dächern Netze und hohe Gitter zu errichten, ohne daß dies als architektonische Veränderung angesehen wurde. Zu meiner größten Überraschung – ich bin Behörden und Ämtern gegenüber sehr mißtrauisch! – stimmten die betreffenden Beamten ohne Schwierigkeiten zu machen mit mir überein. Ich überlegte mir sogar, ob ich vielleicht einen Fehler gemacht hätte, startete also sofort einen Gegenangriff und behauptete, es sei sehr wohl eine bauliche Veränderung, wenn ich auf einem leeren Dach einen oder mehrere Tennisplätze etablierte, vor allem die abmontierbaren Seitenwände, die allerdings nur bei schlechtem Wetter notwendig waren, könnten stören. Ich hatte im gleichen Atemzug von den ökologischen Vorzügen gesprochen und auf die Jugendförderung hingewiesen, die von meinem Projekt ausginge. Solange die Jugend Tennis spielte, überfiel sie keine älteren Damen und Drugstores! Gleichzeitig trug mein Tennis-Projekt natürlich in entscheidendem Maße zur Belebung der langsam verödenen Innenstädte bei, und überhaupt sei Sportförderung ein wichtiges Unternehmen usw. usw. Man hatte mir nur eine einzige Frage gestellt: wieviel Geld aus dem Stadtsäckel ich wohl erwartete. Als ich bescheiden unterstrich, für die Finanzierung selbst aufkommen zu wollen, hatte man mich im höchsten Grad sympathisch gefunden.

Ich hatte eine Liste mit Namen und Adressen von privaten Radio- und Fernsehstationen, Zeitungen, Zeitschriften, überhaupt allen möglichen Unternehmen aufgestellt, bei denen ich ein gewisses Interesse an Werbeflächen voraussetzen durfte; diese Werbung sollte nicht nur auf den Seitenwänden

angebracht werden, sondern bei gedeckten Hallen auch auf dem Dach, auf das die Bewohner der umliegenden Hochhäuser automatisch schauten, wenn sie überhaupt aus dem Fenster schauten.

Dann hatte ich eine zweite Liste erarbeitet, in der alle Werkstätten, Supermärkte, kurz alle Gebäude mit einem flachen, benutzbaren Dach pro Viertel aufgeführt wurden.

Ich hatte mich um die Tarife gekümmert, die im Augenblick in New York von privaten Tennisclubs verlangt werden, und vor allem um die Adressen, wo man überhaupt spielen konnte. Die Antwort fiel genauso aus, wie ich es erwartet hatte: Für einen New Yorker oder für jemanden, der in New York arbeitete, bedeutete Tennisspielen immer eine zeitraubende und relativ kostenintensive Unternehmung -zwei, drei Stunden Fahrtstrecke zum nächsten Tennisplatz mußten in der Regel einkalkuliert werden.

Mit Hilfe meiner Idee konnte ich den New Yorkern dagegen Tennisplätze anbieten, die nur zwei, drei Minuten zu Fuß von ihrer Wohnung oder von ihrer Arbeitsstätte entfernt lagen. Und das zu einem Preis, der die von den Tennisclubs geforderten bei weitem unterbot. Anschließend hatte ich mit einer Datenverarbeitungsgesellschaft Kontakt aufgenommen, für die mein Problem kein Problem war:

»Sie liefern uns die Liste mit den Anlagen, deren Adressen und den jeweils verfügbaren Plätzen, wir speichern das in unseren Computer ein. Ihre Kunden müssen dann nur in unserer Telefonzentrale anrufen und bekommen die Auskunft, welcher Platz um wieviel Uhr frei ist. Werden Sie auch auf Abonnements-Basis arbeiten?«

»Ja«, antwortete ich. »Ich habe die Absicht, Spielern, die darauf Wert legen, bestimmte Stunden jede Woche zu reservieren. So für den einen Interessenten Mittwoch und Freitag von sieben bis neun Uhr auf dem Platz der Berger-

Werkstätte, während ein anderer, wenn er Lust hat, gleich für ein Jahr jeden Samstagnachmittag zwischen sechzehn und achtzehn Uhr einen bestimmten Platz belegen kann.«

»Das alles ist für unsere Datenverarbeitungsanlage kein Problem.«

»Auch wenn meine Gesellschaft über, sagen wir einmal, zweitausend verschiedene Anlagen verfügen wird?«

»Selbst bei einer Million steigt unser Computer noch nicht aus. Nur eine Frage der Speicherkapazität.«

Wie lange die Spieler, die über kein Abonnement verfügten, warten müßten, bis sie erführen, wann sie auf welchem Platz spielen konnten?

»Nun, vorsichtig gesagt, zwischen dreißig und vierzig Sekunden.«

Innerhalb der auf diese ersten Schritte folgenden Wochen stellte ich zufrieden fest, daß eine meiner anfänglichen Befürchtungen unberechtigt war: Auch zur Nachtzeit fanden sich Spieler, die Sport treiben wollten. In einer Stadt wie New York, und das trifft natürlich auf alle wirklichen Großstädte zu, gibt es unter den Schlaflosen und den Nacharbeitern viele Menschen, die zwischen drei und fünf Uhr in der Früh zwei Stunden Tennis spielen, wenn ihnen die Gelegenheit dazu geboten wird.

Adriano Letta hatte mich in dem gemieteten Lieferwagen mitgenommen. Wir fuhren durch das East River Richtung Manhattan. Dixon spielte mir auf meine Bitten hin einen Teil der aufgezeichneten Gespräche vor, die ich als ›Vertreter‹ von Tür zu Tür gehend geführt hatte.

»Sie wickeln die Kunden ganz schön ein!«

Ich nickte mit dem Kopf. Ich war müde, aber das spielte keine Rolle. Zu Letta gewandt, sagte ich:

»Treib so schnell wie möglich hundert Verkäufer auf. Spiel ihnen die Aufzeichnungen so lange vor, bis sie sie auswendig



können. Diese Gespräche werden die Bibel der Verkäufer werden, die sich um den Vertrieb kümmern, um Abonnements und Einzelstunden. Ich bestehe darauf, daß sie meine Argumente übernehmen, wörtlich! Wir müssen schnell handeln!«

Ich hatte auch einen schönen Namen für mein neues Unternehmen gefunden: TENNIS-IM-HIMMEL.

Dann rief ich den Türken in London an, der mich wütend anfuhr:

»Weißt du eigentlich, wie spät es ist?«

Ich hatte mich wieder einmal mit der Zeitverschiebung verkalkuliert...

»Türke, ich schlage dir ein Geschäft vor...«

So leicht ließ er sich nicht beruhigen; in London war es viertel vor fünf! Morgens! Nach einiger Zeit hatte ich ihn soweit, daß er mir zuhörte. Wir verabredeten, uns bei meinem nächsten Flug nach Europa zu treffen.

»Ute wird ebenfalls an dem Gespräch teilnehmen, Franz. Diese riesige Dänin, die du an mich abgetreten hast, träumt davon, Millionärin zu werden. Nicht im Bett, sondern aus eigener Kraft. Ich bin mir sicher, daß sie bei dieser Geschichte voll einsteigen wird.«

»Warum nicht? Ich habe nichts dagegen.«

Wir umarmten uns, natürlich nur telefonisch. In New York war es Mitternacht. Erst in diesem Augenblick fiel mir die Nachricht auf, die die Rezeption des Pierre für mich aufgeschrieben hatte: Ich sollte dringend Callaway in Los Angeles anrufen. Callaway war der Inhaber der Privatdetektiv-Agentur, die in Marc Lavaters Auftrag, und damit natürlich in meinem, die von Yates engagierten Fotografen und Yates selbst überwachte.

»Cimballi.«

»Ted Callaway. Ich bat Sie wegen dieses Mädchens mit den schwarzen Haaren, über die wir Erkundigungen einziehen sollten, um Rückruf. Wollen Sie einen schriftlichen Bericht oder soll ich das Wesentliche am Telefon zusammenfassen?«

»Beides.«

»Sie heißt Sharon Maria de Santis und wurde vor fünfundzwanzig Jahren in New York geboren, ist geschieden und hat eine Tochter, die inzwischen drei Jahre alt ist. Ihre Eltern leben noch. Ihr Vater arbeitet in der technischen Abteilung des Flughafens La Guardia; er ist leitender Angestellter, kein einfacher Techniker. Sie hat eine gute Ausbildung genossen, Jura zuerst, dann eine Journalistenschule. Als sie heiratete, hörte sie auf zu arbeiten und fing erst wieder nach der Scheidung damit an. Das Kind war ihr zugesprochen worden. Sie hat es ihren Eltern anvertraut, die in der Nähe des Kissena-Parks in Flushing wohnen. Während des Sommers arbeitete sie als Fotografin für die *New York Times*. Später wurde sie dann von einer Agentur engagiert und nach Südamerika geschickt, nach Argentinien und vor allem nach Brasilien. Sie spricht spanisch und portugiesisch. In Rio lernte sie Yates kennen und arbeitete mit ihm zusammen. Zu Beginn des Jahres kehrte sie nach New York zurück und suchte eine Stelle. Fehlanzeige. Sie hat den Kontakt zu Yates aufgenommen, vielleicht hat aber auch Yates den Kontakt zu ihr gesucht, das wissen wir noch nicht hundertprozentig; feststeht, daß Yates in der Zwischenzeit seine Agentur gegründet und Sharon Maria de Santis am 20. April engagiert hat. Am 6. Mai wurde sie nach Amsterdam geschickt.«

»Ihr früherer Mann?«

»Völlig bedeutungslos. Ein Allgemeinarzt in einem winzigen Nest, Lodi, im Norden des Staates New York; er ist inzwischen

wieder verheiratet und hat ein zweites Kind in die Welt gesetzt. Keinerlei Kontakte zu Sharon Maria.«

»Und ihre Beziehungen zu Yates?«

»Vielleicht haben die beiden miteinander geschlafen, das wissen wir nicht so genau; aber wenn das so ist, dann hat das nicht zu einer festen Beziehung geführt. Die Dame ist völlig unabhängig.«

»Und zu Horst?«

»Soweit wir wissen, besteht keine Verbindung zwischen Maria und Horst.«

»Noch etwas Besonderes?«

»Im Augenblick nicht. Ich habe Ihnen das Wesentliche mitgeteilt. Sollen wir unsere Nachforschungen fortsetzen?«

Ich zögerte und fragte mich, warum es mich drängte, ja zu sagen. Alles in allem hatte ich dieses Mädchen nur zweimal gesehen, und dabei jedesmal nur wenige Augenblicke lang. Sie gehörte zu den Fotografen, die sich bei meiner Verfolgung abwechselten. Und tauchte eigentlich seltener auf als ihre männlichen Kollegen, deren Gesichter ich inzwischen auswendig kannte.

»Nein, ich glaube, Sie können die Nachforschungen einstellen, zumindest im Augenblick. Versuchen Sie, etwas über mögliche Beziehungen zwischen Yates und Horst herauszufinden.«

»Ich weiß fast nichts über diesen Horst.«

»Sprechen Sie mit Lavater. Er wird Ihnen alles sagen, was wir wissen.«

Callaway hatte recht; bisher hatte sich hauptsächlich die europäische Agentur um Horst gekümmert; ich fand allmählich selbst, daß meine verschiedenen Überwachungssysteme immer komplizierter wurden.

Ich legte auf. Am nächsten Morgen flog ich mit dem ersten Flugzeug nach Europa.

Ute Jenssen war ursprünglich Mannequin gewesen. Auch heute noch hatte sie ihre Gewohnheit beibehalten, drei Bände der *Encyclopaedia Britannica* auf dem Kopf zu balancieren und rohe Karotten zu essen, die in einem Sack um ihren Hals hingen, so wie ein Fiakerpferd, das sich während einer kurzen Pause aus dem Hafersack stärkt.

»Franzy, mein Liebling, ich dachte schon, du liebst mich nicht mehr. Wie schön, dich endlich nach all der Zeit wiederzusehen, die ich an der Seite des fetten Türken verloren habe!«

»Sie darf dich Franzy nennen!« bemerkte der fette Türke leicht sauer.

»Sie schon. Du aber nicht!«

Sie wohnten immer noch in ihrer Villa in dem Londoner Vorort Hampstead. In dem kleinen Vorgarten hatte sich die Zahl der erotischen Statuen, die unbedarften Besuchern einen roten Kopf bescherten, noch vergrößert, und die verschiedenen Funktionen, angefangen vom Maitre d'hôtel über den Koch bis hin zu den Teletypisten wurden weiterhin von sehr hübschen jungen Damen ausgeübt, die so nackt waren wie die strikte Wahrheit. Die Lieferanten und Telegrafanten stritten sich sicher um den Vorzug, in die Villa des Türken liefern zu dürfen. Und auch die verschiedenen Telexsysteme waren weiterhin im ersten Stock der türkischen Villa installiert. Der Türke brauchte sie, um eine seiner schlimmsten Leidenschaften zu befriedigen: Pferdewetten, und zwar auf der ganzen Welt, dem Stand der Sonne folgend: von Vincennes angefangen über Saratoga, San Diego, Tokio bis nach Adelaide in Australien, wobei er sowohl bei Geschwindigkeits- wie bei Hindernisrennen setzte.

»Ich habe es sogar geschafft, bei den Pferderennen in Moskau wetten zu dürfen, die im Hippodrom in der Begovaia-Straße stattfinden. Warst du schon einmal dort?«

Natürlich war ich noch nie in diesem Tempel seiner Leidenschaft gewesen.

»Vierundsechzig Rubel habe ich gewonnen, Franzy. Allerdings hat die ganze Angelegenheit einen Haken: Ich kann das Geld nur in Rußland ausgeben.«

»Nenn mich nicht Franzy!«

Er lächelte mir freundschaftlich zu; seine schwarzen Schlitzaugen mit den langen Wimpern wirken weiblicher als je zuvor. Wie gewöhnlich bestanden seine Kleidungsstücke, Hemd und weite Hose, beides in schreienden Farben, aus reiner Seide; dazu trug er Kosakenstiefel aus feinstem schwarzem Leder. Sein Schädel war völlig glattrasiert, zum Ausgleich zierte ihn ein großartiger Schnurrbart. Jedesmal, wenn ich ihn sah, machte er mich innerhalb von wenigen Minuten wütend, und ich hielt ihn für durchaus fähig, die schlimmsten Betrügereien zu begehen, doch auf der anderen Seite empfand ich eine gewisse Sympathie für ihn, die ich einfach nicht unterdrücken konnte. Und Finanziers, die etwas ›klassischer‹ arbeiteten, langweilten mich in der Regel ungemein. Der Türke hatte zumindest an der Art, in der ich meine weltumspannenden Geschäfte tätigte, ohne ständiges Büro und ohne Sekretärin, dafür aber mit einem Piloten, nichts auszusetzen, so lange zumindest, wie diese Geschäfte Gewinne abwarfen.

Ich schilderte Ute und ihm TENNIS-IM-HIMMEL.

»Und du meinst, wir sollten bei diesem Geschäft deine Teilhaber werden?«

»Richtig. Offizielle Partner.«

Und warum ich sie nötig hätte, fragten sie mich, wo doch in New York Adriano Letta und die solide Mannschaft Rosens bereits für mich und das Tennis-Projekt arbeiteten. Die Antwort war einfach: Weil eine Idee, vor allem, wenn sie gut

ist, so schnell wie möglich in die Realität umgesetzt werden sollte.

Und darüber hinaus...

»Darüber hinaus habe ich keineswegs vor, meine Tennis-Aktivitäten auf New York zu beschränken. Natürlich denke ich auch an die anderen amerikanischen Großstädte, aber nicht nur an diese. An Kanada...«

Ute hatte mich am Londoner Flughafen abgeholt. Trotz der herbstlichen Frische, die, es war immerhin Oktober, schon recht ausgeprägt war, trug sie nur einen schwarzen Plastikregenmantel, eine schwarze, enganliegende Hose aus reiner Seide und ein scharlachrotes, ärmelloses T-Shirt, auf dem in großen weißen Buchstaben geschrieben stand: LEBT NACKT! Sie hatte den Regenmantel bereits ausgezogen, doch es war ihr immer noch zu warm, so daß sie auch das T-Shirt auszog. Ihr Busen war noch genauso schön, wie ich ihn in Erinnerung hatte. Sie überlegte kurz und sagte dann:

»Ich bin damit einverstanden, Franz. Ich finde die Idee sogar ausgesprochen gut. Vor allem, wenn mir der fette Türke dabei hilft.«

Als ich sie vor drei oder vier Jahren zum erstenmal beschäftigte – sie wollte sich um den Verkauf meiner in Hongkong hergestellten Scherzartikel kümmern –, hatte ich in ihr eigentlich nur eine gewöhnliche Verkäuferin gesehen und natürlich auf ihren Busen spekuliert, der, geschickt eingesetzt, den Umsatz nur fördern konnte. Doch ich hatte mich gründlich in ihr getäuscht. Im Handumdrehen hatte sie auf den Britischen Inseln und in Skandinavien ein gut funktionierendes Vertriebsnetz aufgezogen, mit Tausenden von Weiterverkäufern, und ich verdankte ihr einen großen Teil meiner ersten Erfolge. Inzwischen war ich vorsichtiger geworden und hielt sie durchaus für fähig, auch meiner Tennis-Geschichte in Europa kräftig auf die Sprünge zu helfen.

»Mein alter Kumpel, ich hoffe, du Erinnerst dich noch an unsere gemeinsamen Erfolge. Ich bin absolut dazu in der Lage, auch auf anderen Gebieten durchschlagend zu arbeiten.«

Auch der Türke zierte sich nicht lange; er entscheidet sich in der Regel sehr schnell und hatte in der Vergangenheit bei gemeinsamen Geschäften eine hübsche Stange Geld verdient, was natürlich die heutige Entscheidung erleichterte:

»Wenn wir einen Vertrag unterzeichnen, und warum eigentlich nicht, dann werden Ute und ich die eine Hälfte der zu gründenden Gesellschaft zu je 50 Prozent übernehmen.«

Ich fand das in Ordnung; und fand es auch richtig, eine eigenständige Gesellschaft zu gründen. Allerdings hatte ich nicht vor, mich mit langweiligen Rechtsfragen aufzuhalten, sondern bat die beiden, sich mit Jimmy Rosen in New York in Verbindung zu setzen oder aber ihre eigenen Rechtsanwälte damit zu beauftragen. Jimmy Rosen hatte von mir alle notwendigen Informationen und Vollmachten erhalten.

Ute geriet völlig aus dem Häuschen; in ihren Gedanken malte sie es sich bereits aus, wie es wohl wäre, wenn auf dem Dach des Trocadero in Paris oder den Terrassen der verschiedensten Schlösser im Königreich Dänemark (Hamlets Schloß in Elsenaur nahm sie immerhin aus, so patriotisch war sie noch), und auf dem Petersplatz in Rom, nachmittags, wenn der Papst nach der Messe zum Baden ans Meer gefahren war, die leidenschaftlichsten Tenniskämpfe ausgetragen werden würden. Sie umarmte mich, wobei ihre Leidenschaft die der zukünftigen Tennisspieler bei weitem übertraf:

»Franzy, du scheinst mir gespannt wie eine Saite zu sein; willst du mich nicht lieben, während der fette Türke ein Buch liest? Vielleicht beruhigt das deine Nerven, bevor du dich wieder ins Getümmel stürzt.«

Ich lehnte dankend ab und gab an, dringend ein bestimmtes Flugzeug erreichen zu müssen. Ute brachte mich wieder zum

Flughafen Heathrow und küßte mich zum Abschied fest auf die Lippen. Ihr Lippenstift schmeckte nach wilden Erdbeeren.

»Franzy, vielen Dank, daß du an uns gedacht hast bei dieser Tennisgeschichte.«

Weder der Türke noch sie selbst hatten während der Zeit, die wir zusammen verbrachten, ein einziges Mal nach Catherine oder unserem Sohn gefragt. Ich bin sicher, daß sie nicht nur einfach vergeßlich waren: Sie wußten, daß es zwischen uns nicht zum Besten stand und sahen wahrscheinlich besser als ich selbst voraus, was da auf mich zukommen würde.



Ich bummelte mit Catherine durch die Pariser Straßen. Ich griff nach ihrer Hand, was sie auch zuließ, doch schon bald tat sie so, als ob sie dringend etwas aus ihrer Handtasche holen müsse, befreite ihre Hand und hielt anschließend ihre Tasche mit beiden Händen, so daß es mir unmöglich war, mein Manöver zu wiederholen.

Ich hatte sie in der Avenue de Segur abgeholt, wo sie seit zwei Wochen lebte, nachdem es im oberen Loire-Tal zu herbstlich geworden war. Diese Flucht von einer Familienunterkunft in die andere, immer behütet von ihrer Mutter, ihrem Stiefvater, ihren Großeltern, Onkeln, Tanten und was weiß ich noch für anderen Familienmitgliedern, hatte mich wieder zornig werden lassen. Ich zwang mich zur Ruhe. Wut oder Zorn waren sicher keine Lösung für uns.

Ich hatte ihr vorgeschlagen, im Maxim, im Tour d'Argent oder bei Lasserre oder Taillevent zu essen; sie hatte abgelehnt. Nicht schroff, mit einem einfachen Kopf schütteln. Wollte sie vielleicht wohin gehen, wo es nicht so snobig zuging, intimer war? Ebenfalls nicht. Aber irgendwo mußten wir schließlich etwas essen. Anscheinend nicht, denn sie hatte keinen Hunger. Zumindest behauptete sie das. Wir waren noch nicht weit von der Avenue de Segur entfernt, als ich vor den Champs-de-Mars den Wagen anhielt und sie fragte, ob sie vielleicht ein Stück zu Fuß gehen wolle. Sie sagte weder ja noch nein, sondern schaute mich nur traumverloren an, so, als ob sie Lichtjahre von mir, von diesem Augenblick entfernt sei. Trotzdem folgte sie meinem Beispiel und stieg aus dem Wagen.

»Catherine.«

Sie antwortete nicht und schaute mich nicht einmal an. Ich war mir sicher, daß sie nicht einmal merken würde, wenn ich stehenblieb.

»Catherine, bitte...«

Ich sagte ihr, ich versuche zu begreifen, was mit uns beiden wohl los sei; ich sagte ihr, Gott sei mein Zeuge, daß ich wirklich ernsthafte Versuche unternommen habe, dies zu verstehen. Ich sagte ihr, ich würde einräumen, daß ich Fehler habe und mache, viele Fehler, und daß ich in den vergangenen Wochen nur daran gedacht habe.

»Catherine, ich habe mich die letzte Zeit sehr allein gefühlt.«

Sie sagte nichts.

Ich sagte ihr, ich könne nichts anderes tun, als das, was ich täte. Ich fragte sie, ob sie vielleicht wünsche, daß ich meine Geschäfte aufgäbe und mich in den Familienkreis einfüge, in ihren Familienkreis natürlich, von dem ich den Eindruck habe, er betrachte mich immer noch als Fremdling, ein wenig verrückt und Gott sei Dank reich.

Reich, da er sich innerhalb einer Rekordzeit ein Vermögen geschaffen hatte, was, den französischen Normen gemäß, das untrügliche Zeichen dafür war, daß man es mit einer Art Glücksritter der Industrie zu tun hatte, der eigentlich eher zu der Sparte Schurke gehörte und dessen Umgang aus diesem Grunde eigentlich nicht empfehlenswert war.

»Du übertreibst«, sagte sie jetzt.

Unvermutet waren wir unter der Tour Eiffel angelangt und machten auf dem Absatz kehrt. Zurück zum Wagen.

Gut, vielleicht übertrieb ich wirklich. Eines stimmte sicher: Ich war es nicht gewohnt, innerhalb einer Familie zu leben; ich hatte es nie getan. Und Catherine hätte eigentlich verstehen müssen, daß dies nicht mein Fehler war, denn darauf hatte ich keinen Einfluß gehabt.

Und sie hätte auch versuchen müssen, meine Art zu arbeiten, die vielen Reisen, dieses Getriebensein zu verstehen. Ich hoffte, daß ich im Laufe der Jahre ruhiger würde, doch im Augenblick konnte ich ernsthaft noch nicht über dieses Problem nachdenken.

»Catherine, ich habe Schwierigkeiten...«

Wieder zurück im Wagen, noch bevor die ersten Tropfen fielen, fragte ich sie, wohin sie eigentlich fahren wolle. Sie wußte es nicht. Ich ebenfalls nicht. Mechanisch, ohne zu überlegen, was ich tat, ließ ich den Motor an und fuhr los. Nach einer langen Pause fragte sie:

»Was für Schwierigkeiten?«

»Martin Yahl.«

Die Place de l'Etoile und der entfesselte Tanz der Wagen um den Arc de Triomphe; es war gerade Hauptverkehrszeit. Ich erinnerte mich noch genau an diese andere fieberhafte Ballade im Auto, die wir, Catherine und ich, während der erste Kampf gegen Yahl langsam seinen Höhepunkt erreichte, quasi als Intermezzo eingeschoben hatten. Ich hatte mich zwischen zwei Flugzeugen nur wenige Stunden in Paris aufgehalten, und wir waren ziellos auf den kleinen Nebenstraßen um Senlis gefahren. Es war damals Frühling gewesen, Mai. Ich erinnerte mich an jede Minute. Und sie?

»Ja«, antwortete sie nach längerem Schweigen, als ob sie es bedauere. Plötzlich begann sie zu weinen, und ich hatte nicht die geringste Ahnung, was ich tun oder sagen sollte, in dieses Auto eingeschlossen, dessen Scheibenwischer mechanisch die Sicht auf das Durcheinander der ineinander verschachtelten Wagen vor und um uns herum ermöglichte, das es mir unmöglich machte, irgendwo anzuhalten.

»Catherine...«

»Laß nur, es geht schon wieder.«

Sie weinte, leise, ohne große Schluchzer. Ich hatte die Ringautobahn, die um Paris herumführte und auf die ich gekommen war, ohne es zu wollen, verlassen und eine der von ihr abgehenden Autobahnen genommen, ohne lange nachzudenken. Schweigend fuhren wir durch die Dunkelheit. Ich überlegte, was ich ihr wohl sagen könnte, fand aber nichts. Vielleicht befürchtete ich auch, das Gleichgewicht zu zerstören, das sich langsam zwischen uns einstellte.

Endlich schaute ich auf einem Autoatlas nach. Wir hatten uns schon hundert Kilometer von Paris entfernt. Eine Landstraße, besser eine Forststraße führte uns in der Nähe von La Fere-en-Tardenois zu einem Schloßhotel; wo man, obwohl es bereits gegen zehn Uhr abends war, sich bereit erklärte, uns noch etwas zu essen zu machen und das Essen sogar auf unserem Zimmer zu servieren. Das Schloß, das mindestens vierhundert Jahre alt, gut erhalten und sehr schön war, lag in einem riesigen Park, der in dem inzwischen heftig gewordenen Regen ertrank. Man hatte in unserem Zimmer ein Kaminfeuer angemacht, was sicher dazu beitrug, daß die Beklemmung, die die Anwesenheit meiner Frau in mir auslöste, sich legte. Ich erzählte. Von Oscoee, dem Seminolen, und dessen Kämpfen mit den Biestern aus der Urzeit, vom Safari-Park und den verrückten Ideen, die Li, Liu und ich ausgebrütet hatten, und auch von meinen New Yorker Unternehmungen und der für mich neuen Erfahrung, von einer Wohnung zur anderen zu gehen und zu versuchen, Stunden auf noch nicht existierenden Tennisplätzen zu verkaufen.

Waren es die Flammen des Kaminfeuers, die sich in ihren Augen spiegelten, waren es meine komischen Geschichten – ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß ich zum erstenmal, seitdem wir die Avenue de Segur verlassen hatten, zum erstenmal seit Monaten, wie ich einräumen mußte, das Gefühl

hatte, meine Frau schaute mich richtig an. Sie schüttelte, leise lächelnd, den Kopf:

»Du wirst dich wohl niemals ändern!«

Das war kein Vorwurf. Sie lächelte mich weiter an. Mir schnürte es die Kehle zu:

»Ich habe Angst.«

Ein Silberstreifen am Horizont. Von dem ich annahm, er würde bessere Tage verkünden. Ich hatte dies wirklich angenommen.

Sechs oder sieben Monate später kaufte ich die Wohnung in der Rue de la Pompe zurück, in der meine Eltern früher gewohnt hatten. Nach dem Tod meines Vaters war sie von den Testamentsvollstreckern, meinem Onkel und Martin Yahl, unter dem Vorwand, die von dem Verstorbenen hinterlassene Situation verlange eine schnelle Liquidation aller festangelegter Besitztümer, verkauft worden.

Ich habe kaum persönliche Erinnerungen an diese Wohnung, denn ich war noch ein Kind gewesen, kaum sieben Jahre alt, als ich mich das letzte Mal dort aufgehalten hatte. Und die verschiedenen Mieter und Besitzer, die inzwischen dort gewohnt hatten, hatten die Wohnung nicht unwesentlich umgestaltet. Offen gesagt, ich erinnerte mich an nichts, von dem Aufzug einmal abgesehen, der eher in ein Museum gepaßt hätte. Und ich sah Catherine an, daß ihr die Wohnung nicht gerade behagte.

»Nicht einmal mit Hilfe des verrücktesten Innenarchitekten von Paris?«

»Nicht einmal dann.«

Gott sei Dank hatte ich noch eine andere Karte in meinem Ärmel versteckt. Françoise Lavater, die in Paris Apartments aufstöberte wie andere Jogging betrieben, rief mich an und meinte, sie habe in der Avenue Henri-Martin ein Objekt gesehen, das uns interessieren müsse. Eigentlich handelte es

sich nicht um eine Wohnung, sondern um ein Privathaus, wenn sich nicht in dem dritten und letzten Stockwerk des Gebäudes die Besitzerin wie in dem Wehrturm eines mittelalterlichen, von allen Feinden dieser Welt belagerten Schlosses verrammelt hätte. Die Besitzerin entpuppte sich, als wir ihr bei den Verkaufsverhandlungen gegenüber saßen, als eine knapp einen Meter zwölf kleine alte Frau, die uns mit ihren lebhaften Augen scharf musterte. Ich hatte an diesem Tag auf eine Krawatte verzichtet und mußte bei ihr den Eindruck erwecken, zu den Hippies zu gehören, zumal sie über unsere Jugend sichtlich erstaunt war:

»Und Sie sind bereit, vierhundert Millionen Francs auszugeben?« (Sie drückte sich noch in alten Francs aus, wie viele Franzosen, sobald es sich um bedeutende Summen handelte; zumindest hoffte ich das.)

»Keine vierhundert, sondern dreihundert.«

Ich hatte nicht einmal die Zeit gefunden, meinen Mund aufzumachen; Catherine hatte an meiner Stelle geantwortet und die heftige Feilscherei, die knapp eine Stunde dauern sollte, eingeleitet. Übrigens: ich hatte offensichtlich nichts mehr zu sagen.

»Dreihundertfünfsiebzig.«

»Zweihundertachtzig.«

»Dreihundertfünfzig.«

»Zweihundertneunzig, unter der Voraussetzung, daß wir das Verfügungsrecht über die Dienstbotenkammer unter dem Dach bekommen.«

Und so weiter... Kein einziges Mal hatte ich meine Meinung äußern können, ein Umstand, der mir nur äußerst selten widerfährt. Ich schaute Catherine verblüfft an und hatte den Eindruck, die alte Catherine wiederzufinden und gleichzeitig neue, völlig unbekannte Seiten an ihr zu entdecken.

Als wir die Alte verlassen hatten, sagte ich:

»Zum Teufel noch mal, was ist denn eigentlich in dich gefahren? Ich bin schließlich der Familienfinanzier!«

»Es war möglich, diese Wohnung für drei Millionen Francs zu bekommen!«

»Das steht nicht zur Debatte!«

Sie hatten ihre Feilscherei bei dreihundertzwanzig Millionen alter Francs, das heißt bei drei Millionen zweihunderttausend neuer Francs beendet.

Beinahe wäre ich beleidigt gewesen. Doch dann mußten wir schallend lachen. Das tat gut. Die nächsten Tage verbrachten wir gemeinsam. Um die Zeit zu überbrücken, bis die Alte unsere Wohnung geräumt hatte, mietete ich eine möblierte in der Rue Raynouard, die wir sofort beziehen konnten.

Ich hätte eigentlich schon längst in die Staaten zurückfliegen sollen, wo man auf mich wartete; Rosen hatte mich mehrmals angerufen, er brauchte neue Unterschriften von mir, denn Adriano Letta hatte mit Hilfe seiner italo-amerikanischen Vettern ein umfassendes Vertriebsnetz aufgebaut, das sich im Augenblick auch mit der Terrain-Beschaffung abmühte. Rosen selbst hatte über eine Werbeagentur, die damit beauftragt worden war, das Projekt so schnell und so gut wie möglich zu verkaufen, vielversprechende Kontakte zu einer privaten Radiostation geknüpft, die gerne bereit war, eine Art Patenschaft für das Ganze zu übernehmen. Im übrigen zeigten sich viele Kunden an den neu geschaffenen Werbemöglichkeiten interessiert, nicht nur die Hersteller von Tennisartikeln. Kurz und gut, alles lief vortrefflich. Trotzdem blieb natürlich noch vieles zu regeln. Unter anderem die Frage, auf welche Weise die Tennisplätze wohl am besten realisiert werden könnten. Ich hatte da so meine bestimmte Idee und rief den Türken in London an, der bereit war, nach Paris zu kommen und bald darauf im Georges V. mit seiner nackten weiblichen Gefolgschaft abstieg.

»Ute konnte mich leider nicht begleiten. Sie hält sich im Augenblick mit Papa Ute in Stockholm auf und klettert dort mit einem Metermaß auf allen möglichen und unmöglichen Dächern herum.«

»Ich gebe mich mit dir zufrieden; so schwierig bin ich nun auch wieder nicht.«

Ich erklärte ihm meine Vorstellungen.

Ein Tennisplatz würde mit allem drum und dran, Netz, Außengitter etc. so um die einundzwanzigtausend Dollar kosten. Der Durchschnittspreis aus sechs verschiedenen Angeboten, die ich unterdessen eingeholt hatte. Natürlich war es möglich, diesen Preis entscheidend zu drücken, wenn man nicht nur einen, sondern Tausende von Tennisplätzen in Auftrag gab.

»Kannst du mir folgen, Türke?«

»Schritt für Schritt. Mach nur weiter.«

Ich kam auf überdachte Plätze zu sprechen. Nach den Unterlagen, die ich von Rosens Büro inzwischen bekommen hatte...

Ich zitierte eine nicht enden wollende Zahlenreihe, die den Türken sichtlich ermüdete. Er behielt nur eine Zahl im Kopf, die er schnell überschlagsweise errechnet hatte:

»Die Investition rentabilisiert sich in ungefähr einem Jahr.«

»Richtig. Aber wir können noch schneller vorankommen. Wenn wir nämlich Plätze selber ausbauen. Doch auch ohne diesen neuen Aspekt ist die Geschichte rentabel, nicht wahr?«

»Höchstwahrscheinlich.«

»Machst du immer noch mit?«

»Ich mache immer noch mit.«

»Und Ute?«

»Die rennt mit ihren langen Beinen schon lange vor uns her.«

»Türke, wir werden noch entscheidend mehr verdienen, wenn wir die Konstruktion der Plätze selbst durchführen.«



»Ich habe entsetzlichen Abscheu vor körperlicher Arbeit.«

»Rosen hat bereits ein Unternehmen aufgetrieben, das ausgezeichnet zu uns paßt: Es ist auf den Bau von privaten Schwimmbädern und Tennisplätzen spezialisiert. Wir können die Aktienmehrheit erwerben. Ohne Schwierigkeiten.«

»Eine amerikanische Gesellschaft?«

»Ja. Das Unternehmen arbeitet in ganz Amerika, nicht nur in New York, sondern bis in den tiefen Süden.«

»Wieviel Anteile?«

»Alle. Einundfünfzig Prozent für mich, neunundvierzig für Ute und dich. Ihr werdet euch schon einig werden.«

»Fünfzig-fünfzig.«

»Meinst du, ich lasse mich auf einen solchen Handel ein, Türke? Die Idee stammt schließlich von mir.«

Er lachte: »Einverstanden. Und wieviel muß ich bar auf den Tisch legen?«

»Zwei Einheiten.«

»Zwei Millionen Dollar?«

»Nein, Bananen, du Idiot. Ja oder nein?«

»Ich werde hinfliegen und schauen, was los ist, wenn du damit einverstanden bist. Bei diesem Preis...«

Natürlich war ich einverstanden; ich hoffte sogar, daß er hinflöge und sich mit eigenen Augen von den Vorzügen des Projektes überzeuge, denn ich war sicher, daß er den Vertrag nach seiner Rückkehr unterschreiben würde. Je stärker er sich an meiner Seite in dieser Tennis-Geschichte engagierte, desto unverwundbarer wurde ich. Ich wußte, daß der Türke sich nie auf einen direkten Kampf mit Martin Yahl einlassen würde und dazu auch gar nicht die finanziellen wie moralischen Mittel hatte, doch meine Festung würde mit ihm als Mitkämpfer nur noch uneinnehmbarer werden.

Unter der Voraussetzung natürlich, daß der Türke nicht bereits Yahls Lager angehörte. Und mich verriet. Denn dazu war er in der Lage.

Li und Liu riefen aus San Francisco an. Sie bestanden darauf, daß ich an ihrem verrückten Lachen teilhabe, von ihm profitiere. Sie waren gerade dabei, sich Gedanken über die Spezialeffekte zu machen, mit denen sie den Safari-Park ausstaffieren wollten. Zusammen mit ihren Experten hatten sie überdimensionale Gorilla-Roboter entworfen, die sich zähnefletschend auf die Brust trommelten und dabei wilde Schreie ausstießen, zwei Meter fünfzig groß waren und auch den kulturellen Anstrich nicht vermissen ließen: Ihr Trommeln erinnerte in fataler Weise an das tatata-taaa von Beethovens bekannter Symphonie...

»Aber wir rufen dich nicht wegen der Gorillas an, Franz, sondern wegen der Tarzans.«

Im Augenblick kam ich nicht so recht darauf, was sie eigentlich meinten. Von welchen Tarzans sprachen sie denn? Vor allem im Plural? Ich verschaffte mir Klarheit:

»Ihr sprecht von verschiedenen Tarzans. Wieviel wollt ihr denn in dem Park einsetzen?«

»Ungefähr dreihundert. Und genauso viele Janes. Das heißt, wir brauchen mehr Janes als Tarzans, und die Janes tragen hinreißende Tigerfellhöschen...«

In Afrika gibt es zwar keine Tiger, aber warum sollte ich meinen Komikern ihre Freude vermässeln...

»Und deswegen ruft ihr mich an?«

»Drehundert Tarzans und vierhundert Janes, das sind insgesamt siebenhundert Personen, die wir anstellen müssen. Tausend mit den Ersatzleuten für Urlaub und Krankheit. Wir dachten daran, Schauspieler zu engagieren. Es gibt ganze

Legionen, die arbeitslos sind und froh, einen solchen Job zu bekommen. Doch der Haken ist: die Schauspieler sind in der Regel gewerkschaftlich organisiert...«

Die beiden Verrückten am anderen Ende der Leitung mußten so lachen, daß sie nicht mehr weitersprechen konnten. Ich wurde ungeduldig:

»Was soll denn das Ganze, ihr Clowns? Ihr stiehlt mir nur die Zeit!«

»Jetzt stell dir nur vor – die Schauspielgewerkschaft hat eine Bedingung gestellt: achtzehn Komma sechs Prozent unserer Tarzans und Janes müssen Angehörige der schwarzen Minderheit Amerikas sein! Hast du schon einmal einen Neger als Tarzan erlebt?«

Nachdem die alte Hexe endlich unsere neue Wohnung in der Avenue Henri-Martin geräumt hatte, beauftragte Catherine einen Innenarchitekten mit der Ausgestaltung, einen Japaner, der in Paris Furore machte und es sich in den Kopf gesetzt hatte, unsere neuen Räume in eine typisch normannische Landschaft zu verwandeln, typisch zumindest für ein japanisches Auge. Die Entwürfe, die er uns zeigte, waren erstaunlich; einzig die Kühe in der Eingangshalle fehlten. Ich fragte ihn:

»Ich nehme an, daß wir den Teppichboden einmal wöchentlich mähen müssen?«

Der Mann aus dem Reich der aufgehenden Sonne musterte mich mit souveräner Verachtung, während Catherine sich königlich amüsierte:

»Franz, wir werden die verrückteste Wohnung in ganz Paris haben!«

Das war das mindeste, was man behaupten konnte, und es lief mir bereits jetzt kalt den Rücken herunter, wenn ich an unser zukünftiges Wohnparadies dachte.

In den letzten Oktobertagen, die unserer in meinen Augen endgültigen Versöhnung folgten, erlebte ich eine völlig neue Catherine, fröhlich, häufig richtig ausgelassen, aber auch nervös, fieberhaft nach etwas suchend, das ihre Sinne betäuben konnte. Sie hielt es nirgendwo lange aus. Jeden Abend gingen wir aus, besuchten Theateraufführungen, die mich im höchsten Maße langweilten, Konzerte, bei denen ich einschlief, Cocktails, Vernissagen und Diners.

Offensichtlich vermied sie während dieser Zeit einen zu engen Kontakt zu ihrer Familie, was mir angenehm auffiel, ohne daß ich diesem Umstand eine allzu große Bedeutung beigemessen hätte. Von ihrer Mutter einmal abgesehen, die aber auch nicht sehr häufig in die Avenue Henry-Martin kam, trafen wir kein einziges der zahlreichen Familienmitglieder, weder Onkel noch Tanten, weder Vettern noch Basen oder andere Verwandte, die in den Monaten zuvor in Bataillonsstärke auf mich losgelassen worden waren.

»Hast du dich mit deiner Familie überworfen?«

»Was bildest du dir da wieder ein? Warum hätte ich mich mit meiner Familie überwerfen sollen? Genügt dir denn die einfache Tatsache nicht, daß ich nun einmal mit dir und nicht mit meiner Familie verheiratet bin?«

Nun, mit der zuletzt aufgeführten Tatsache stimmte ich voll und ganz überein.

Doch irgendwie verstand ich das alles nicht: Zwei Wochen zuvor hatte ich für Catherine praktisch nicht existiert, war von ihr abgelehnt worden, und zwar in so starken Maße, daß sie mir nicht einmal mehr zuhörte, wenn ich mit ihr sprach.

Doch, ehrlich gesagt, ich strengte mich nicht allzusehr an, sie unbedingt verstehen zu wollen; ihre Mutter, die Catherines Jugend, ihre Mutterschaft und mein eigenes Verhalten, von einem Flugzeug ins andere zu springen, dauernd neue Unternehmen aufzubauen und wie im Fieber durch die Welt zu reisen, als Gründe für Catherines Benehmen angegeben hatte, behielt wahrscheinlich recht. Mir war im Augenblick viel wichtiger, daß ich zusammen mit meiner Frau und meinem Sohn in einer eigenen Wohnung lebte und, vielleicht absurderweise, glücklich war. Den jungen Marc-Andrea, der inzwischen fünf Monate alt geworden war und mich weiterhin verzauberte, liebte Catherine abgöttisch; vielleicht war ich der

einzigste Mensch, den sie, wenigstens teilweise, in diese Liebe mit einschloß.

Natürlich litten meine Geschäfte unter meinem verlängerten Aufenthalt in Paris. Doch war das wichtig? Im Grunde stellte sich für mich zum erstenmal seit Jahren, zum erstenmal, seitdem ich in Mombasa gelandet war, die Frage, ob ich nicht Marc Lavaters Rat befolgen und nachgeben sollte – mich mit dem zufriedengeben sollte, was ich bisher erreicht hatte und was nicht gerade wenig war. Ich konnte mindestens zweihundert Jahre ohne finanzielle Probleme leben und mir dabei jeden erdenklichen Luxus leisten. Warum also weiter hinter den Geschäften herrennen?

Doch so einfach war es gar nicht, sich aus der Tretmühle zurückzuziehen. Mehrmals hatte ich auf Fragen von Rosen, Li und Liu, Lupino und sogar von Philip Vandenbergh, wann um Himmels willen ich denn wieder in New York einträfe, einfach geantwortet, ich wisse dies nicht.

Auch der Türke konnte seine Verwunderung nicht verbergen. Er hatte einige Tage in New York verbracht und sich um die Tennis-Geschäfte gekümmert.

»Franz, wenn ich richtig verstehe, dann soll ich die ganze Arbeit allein erledigen, oder?«

»Warum eigentlich nicht? Ich habe immerhin die Idee gehabt, und die Idee ist gut, wie du inzwischen weißt.«

»Natürlich ist die Idee gut«, bestätigte der Türke. »Es ist nicht einmal schlimm, daß dein Letta wie ein Kosake Englisch spricht; er erzielt trotzdem alle gewünschten Resultate. Er hat bereits mehr als zweitausend mögliche Kunden aufgetrieben und ist gerade dabei, die Zahl jeden Tag bedeutend zu steigern. In einigen Monaten können wir schon hundertfünfzig verschiedene TENNIS-IM-HIMMEL-CLUBS aufmachen mit etwas mehr als zweihundert Plätzen. Zufrieden, Franz?«

Sehr zufrieden; außer, wenn er mich Franzy nannte. Um so zufriedener, da sich die Operation nicht nur in New York gut anließ. In ganz Amerika, das heißt in Chicago, Boston, Philadelphia, Washington, Baltimore und vielen anderen Großstädten hatten Jimmy Rosen und Adriano Letto, meinen Anweisungen gemäß, das Geschäft angekurbelt.

Und natürlich auch in Europa. Denn Ute Jenssen, die Riesin, in Rechtsfragen von Marc Lavater beraten, hatte mit vier großen Supermarktketten Verträge über die Benutzung von deren Dächern und Parkplätzen an den Tagen, an denen die Märkte geschlossen blieben, ausgehandelt (unter der Voraussetzung natürlich, daß es sich um keine unterirdischen Parkanlagen mit zu niedrigen Decken handelte).

Und in Japan. Zuerst hatte ich eigentlich Hyatts Dienste in Anspruch nehmen wollen, der sich immer noch in Hongkong aufhielt. Doch es fehlte ihm der notwendige Punch. Ich erinnerte mich dann daran, daß Li und Liu, denen es zu wenig war, nur in Amerika in der Filmindustrie zu investieren, einen Teil ihres Geldes in japanischen Zeichentrickserien investierten, bei denen Richter des Weltraums mit den schönen Namen Rak oder Tor die Hauptrollen spielten und die in der ganzen Welt über die Bildschirme liefen. So ganz nebenbei gesagt: Dank ihrer glücklichen Ader für gewinnbringende Geldanlagen war es den beiden Gelbgesichtern mühelos möglich gewesen, zweihundertfünfzig Millionen Dollar für den Safari-Park auf den Tisch zu legen. Li und Liu hatten mich im Handumdrehen mit dem richtigen Mann in Verbindung gebracht, der im Reich der aufgehenden Sonne die Idee mit den Tennisplätzen durchsetzen konnte. Ute Jenssen war auf einen Sprung nach Japan geflogen, hatte den fraglichen Mann kennengelernt und ihn ausgezeichnet, aber auch wirklich ausgezeichnet gefunden, wobei sie sich über die genaue Beschaffenheit des Testes, der von dem Mann so

ausgezeichnet bestanden worden war, nicht weiter ausgelassen hatte.

»Franz, kennst du eigentlich den Unterschied zwischen einem Japaner und einem Türken?«

»Halt bloß deinen Mund, dein Privatleben geht nur dich etwas an, du Unglückswurm!«

»Japaner haben zwei gleiche Augen. Vor allem das linke!«

Ute war mehr als begeistert über die Entwicklung der Dinge. Sie erinnerte sich an die heroischen Tage, als sie meine Scherzartikel tonnenweise verkaufte.

Die Technik, mit der sowohl Ute Jenssen wie auch Adriano Letta arbeiteten, war genau die, die ich selbst in New York erprobt und auf Bänder aufgenommen hatte: Zuerst einmal geeignete Dächer ausfindig zu machen, nachforschen, ob man diese mieten konnte und anschließend die Spieler auftreiben, die im Umkreis von nur wenigen hundert Metern von den Plätzen entfernt wohnten oder arbeiteten (in Großstädten traf dies in der Regel auf mehr als zehntausend Menschen zu). Wenn dies geschehen war, galt es zwei verschiedene Optionen zu verkaufen: Entweder gaben sich die Spieler damit zufrieden, einem von uns gegründeten Club beizutreten, an den sie eine Aufnahmegebühr sowie monatliche Beiträge zu entrichten hatten, oder sie konnten regelrecht Stunden kaufen, Besitzer werden, natürlich nicht des Daches oder des Spielfeldes, aber der Benutzungsrechte von vorher festgelegten Stunden. Den amerikanischen Lebensgewohnheiten entsprechend wurden diese Rechte entweder auf Lebenszeit verkauft oder aber nur für ein, zwei, fünf, zehn oder zwanzig Jahre und so dem Umstand Rechnung getragen, daß die Amerikaner sehr viel häufiger umziehen als die Europäer; das Prinzip ist auch hier bei uns bekannt und wird immer häufiger praktiziert, vor allem bei Ferienwohnungen, wo zum Teil nur die vierzehntägige Benutzung im Winter oder Sommer gekauft



wird, während man sonst keine Verfügungsgewalt über die Immobilie hat.

Noch ein Hinweis: Ich hätte die Aktion TENNIS-IM-HIMMEL auch ohne eigene Investitionen durchführen und trotzdem natürlich einen Gewinn machen können; das hätte allerdings sehr viel mehr Zeit in Anspruch genommen.

Doch da mir kaum Zeit übrig blieb, hatte ich es vorgezogen, selbst als Finanzier aufzutreten und meine dadurch freigewordene Zeit für andere Geschäfte zu reservieren.

In der Avenue Henri-Martin hatte der japanisch-normannische Innenarchitekt damit begonnen, die Wohnung in eine Kuhweide zu verwandeln; er meinte, wenn alles sehr gut lief, könnten wir zu Weihnachten einziehen, sicher versprechen könne er dies allerdings erst für die zweite Januarhälfte. In der Zwischenzeit gab Catherine in der Wohnung in der Rue Raynouard, die einem angelsächsischen Regisseur gehörte, der gerade dabei war, in einem anderen Erdteil die Fortsetzung der Abenteuer eines Super-Spions zu verfilmen, viele mondäne Empfänge. Die Tage verstrichen, der Oktober war vorbei, genau wie die beiden ersten Novemberwochen, und ich ließ sie gewähren. Jo Lupino hatte, zusammen mit seiner Frau, die Reise nach Paris gemacht, um mich zu sprechen. Er berichtete mir von dem Fortschritt des Safari-Projektes. Die Texaner trieben die Sache mit aller Macht voran, und die Pläne, das Gelände betreffend, standen kurz vor dem Abschluß. Der Ablauf der Bauarbeiten konnte angesichts der komplizierten Vorhaben von Li und Liu noch nicht genau bestimmt werden, doch auch in diesem Punkt waren gewaltige Fortschritte erzielt worden, und es stand inzwischen fest, daß die ersten Bagger wie vorgesehen Ende Januar die Arbeit aufnehmen und die wichtigsten Bauarbeiten und Geländeumformungen innerhalb eines Jahres wohl abgeschlossen sein würden.

»Das wird die größte Baustelle in den Vereinigten Staaten werden, seit der Hoover-Staudamm fertiggestellt wurde.«

Er erzählte mir von den Skizzen und Entwürfen, auch in Form von Modellen, die Li und Liu ihm bei einem Besuch in San Francisco gezeigt hatten.

Vor allem von den Jagd-Reservaten, die täuschend echt werden und große Flächen in Anspruch nehmen sollten.

»Wir werden professionelle Jagdaufseher brauchen, die sich um die Jäger und um die in freier Wildbahn lebenden Tiere kümmern. Das ist absolut notwendig, denn sonst können wir die Sicherheit unserer Kunden nicht garantieren.«

Ich dachte an meinen alten Freund Joachim, dem ich einen Teil meiner Idee verdankte, auch wenn dieser nichts davon wußte. Es war nicht gerade einfach, ihn in Mombasa aufzutreiben, doch endlich bekam ich ihn an den Apparat. Ich schlug ihm vor, als technischer Berater für Jagdangelegenheiten in das Projekt einzusteigen. Joachim war immerhin ein Waffenspezialist, nicht nur für Kriegs-, sondern auch für Jagdwaffen, und er hatte viele Jahre seines Lebens damit zugebracht, in Kenia für reiche Touristen Safaris zu organisieren. Seine augenblickliche Lage war, wie nicht anders zu erwarten gewesen war, wenig zufriedenstellend, sprich, schlicht grauenhaft; trotzdem machte er erst viele Einwände, bevor er mein Angebot annahm:

»Mein Englisch ist schauderhaft.«

»Das wirst du in Florida schnell lernen.«

»Ich kenne dort niemanden.«

»Du wirst dort einen meiner Freunde kennenlernen, Ocoee, ein Seminole, mit dem du dich prächtig verstehen wirst.«

Endlich ließ er sich überzeugen. Um ihn überhaupt an das Telefon zu bekommen, hatte ich zuerst einen anderen alten Freund aus meiner kenianischen Zeit einschalten müssen, einen indischen Händler namens Chandra, der mir, als ich ohne

Bargeld in Mombasa eingetroffen war, meine Uhr abgekauft hatte. Mit dem Verkaufserlös hatte ich nicht nur überleben, sondern auch meine ersten finanziellen Transaktionen durchführen können. Chandra war reich geworden, als er die von mir gegründete Leihwagenfirma übernommen hatte. Ich bat ihn, Joachim in das nächste Flugzeug nach Florida zu setzen und ihn vorab richtig auszustaffieren, damit er keine Schwierigkeiten mit der Einwanderungsbehörde bekam; zur Deckung der Unkosten ließ ich Chandra telegrafisch zwanzigtausend Dollar überweisen. Mein indischer Freund versprach, sich um alles zu kümmern; Joachim würde spätestens am 5. Dezember in Palm Beach eintreffen, und wenn er ihn mit Gewalt in das Flugzeug setzen müsse.

»Es ist gut, daß du an ihn gedacht hast«, fügte Chandra noch hinzu, »es geht ihm wirklich nicht sehr gut. Er wird langsam älter, und ohne das kleine Monatsgehalt, das ich ihm auf deine Bitte hin auszahle, wäre er zweifellos bereits verhungert.«

Cimballi, der barmherzige Ritter!

Jo Lupino ratterte erbarmungslos lange Zahlenreihen herunter. In dem Safari-Park würden, wenn erst einmal alle Attraktionen für das Publikum freigegeben wären, zwischen zehn- und fünfzehntausend Personen beschäftigt werden. Die Zahlen ließen mich zumindest im Moment kalt. So kalt, daß mein Rechtsanwalt seinen Bericht plötzlich unterbrach und mich beinahe besorgt anschaute und fragte:

»Franz, ist irgend etwas nicht in Ordnung?«

Im Gegenteil, alles war ausgezeichnet.

Zumal seit mehreren Wochen, seitdem ich in Roissy das Flugzeug verlassen hatte und in die Avenue de Segur gefahren war, um Catherine praktisch aus dem Schoß ihrer Familie zu reißen, zumal seit diesem Tag die Fotografen, die mich vorher fast täglich mit ihren Blitzlichtgewittern überfallen hatten, wie durch ein Wunder plötzlich verschwunden waren. Wenn sie

sich überhaupt noch ab und zu an meine Fersen hefteten, dann hatte ich dies zumindest nicht bemerkt.

»Vielleicht haben sie diese stumpfsinnige Verfolgung ganz einfach aufgegeben«, kommentierte Marc Lavater. Ich erzählte ihm von Yates und von meinen Überlegungen, die Männer betreffend, die wohl hinter Yates standen und ihn finanzierten.

»Was meinst du?«

Er überlegte kurz und zuckte dann mit den Schultern:

»Ich glaube kaum, daß Horst da direkt dahintersteckt.«

Er war der einzige, mit dem ich regelmäßig zusammenarbeitete, der über jedes Detail aller Geschäfte informiert war, die ich gerade abwickelte, war es nun die Silber-Spekulation, die Tennis-Angelegenheit, der Safari-Park, meine verschiedenen Immobilieninvestitionen, kurz, alles. Und seiner Frau Françoise hatten wir es zu verdanken, daß wir unsere Wohnung in der Avenue Henri Martin gefunden hatten. Er sagte:

»Ich bin jedes deiner Geschäfte, die gerade im Laufen sind oder die du vorbereitest, Punkt für Punkt durchgegangen. Ich habe nach den Schwachstellen gesucht, die ein Martin Yahl oder auch ein anderer ausnützen könnte, um dir große Schwierigkeiten zu bereiten. Ich meine, um dich zu zerstören, nicht nur, um dir kleinere Prügel zwischen die Beine zu werfen. Schwachstellen, bei denen für deine Gegner zumindest Hoffnung auf einen gewissen Erfolg besteht.«

»Und was hast du herausgefunden?«

Ich selbst hatte mich mehrmals mit diesen und ähnlichen Analysen meiner laufenden und zukünftigen Geschäfte abgegeben.

»Ich sehe keine einzige Schwachstelle. Außer vielleicht...« Er zögerte. »Außer vielleicht bei dieser Kaffee-Spekulation, auf die du dich gerade eingelassen hast.«

Ich lächelte ihn freundschaftlich an:

»Große Geister treffen sich immer auf einem gemeinsamen Nenner.«

»Dann hast du das gleiche Gefühl. Und was willst du unternehmen?«

»Was heißt unternehmen?«

»Um dir Klarheit zu verschaffen, Franz! Du mußt in die Produktionsländer reisen. Ich sehe keine andere Lösung.«

Paris verlassen. Paris wäre mir gleichgültig gewesen, nicht aber Catherine und Marc-Andrea. Ich schwieg. Wir hielten uns bei diesem Gespräch in der Wohnung in der Rue Raynouard auf. Es war wunderbares Wetter in Paris, beinahe sommerlich, obwohl es bereits der 10. November war. Das Telefon läutete. Freunde von Catherine waren am Apparat, die mich an unser Versprechen erinnerten, einige Tage mit ihnen im Departement Dombes zu verbringen, um dort auf die Jagd zu gehen, ein Vergnügen, das mir völlig gleichgültig war. Anschließend wollten wir dann, so war es zumindest ausgemacht, wieder gemeinsam verreisen, nach Marokko, um dort die Sonne zu genießen. Catherine solle doch unbedingt zurückrufen, sobald sie wieder nach Hause zurückgekehrt sei. Ich würde doch hoffentlich nicht vergessen, diese Bestellung auszurichten? Aber nein, bestimmt nicht, beruhigte ich die Freunde, bevor ich auflegte und das Gespräch augenblicklich vergaß.

»Welche Produktionsländer soll ich aufsuchen, Marc?«

»Ich habe versucht, mich in Horsts oder Yahls Lage zu versetzen und mir zu überlegen, wie man dir wohl eine gewaltige, eine dich vernichtende Falle stellen könnte. Einzige Möglichkeit: die Spekulation auf die Kaffee-Ernte. Der Kaffee-Markt kann auf zwei verschiedene Weisen beeinflusst werden – einmal in den Produktionsländern selbst, das andere Mal mit Einsatz von gewaltigen Kapitalien an den Warenterminbörsen.«

»Leicht ist das in keinem Fall.«

»Nein, natürlich nicht.«

Wieder schwieg und überlegte ich.

»Und wer soll sich in den Produktionsländern umschauchen, Marc? Du?«

Ich spürte sofort, daß er meine Frage übelnahm und daß er mehr hinter ihr vermutete, als in Wirklichkeit dahinter war. Ich wußte, daß er mich im Verdacht hatte, ihn zu verdächtigen.

»In der Tat«, antwortete er ruhig, »warum sollte ich diese Informationsreise unternehmen? Was wären die Informationen in diesem Fall wohl wert? Man schickt schließlich nicht jemanden, den man im Verdacht hat, für den Gegner zu arbeiten, in fremde Länder, um dort Informationen einzusammeln, wenn diese Informationen unter Umständen schicksalsbestimmend werden können, nicht wahr, Franz?«

»Das habe ich nie behauptet!«

Doch das Unglück war bereits geschehen, und ich wußte es. Ich konnte nichts mehr dagegen unternehmen. Nichts mehr sagen, nichts mehr tun. Das Schlimmste war, daß er mit seinem Verdacht recht hatte; ich glaubte zwar nicht wirklich, daß er für Yahl arbeitete, aber ich hatte mir schon die Frage gestellt und überlegt, welche Vorsichtsmaßnahmen ich auch in bezug auf Marc Lavater zu ergreifen hatte. Es standen mir nicht viele Möglichkeiten zur Auswahl: Entweder ich ließ die Kaffee-Spekulation fallen, die auch ich für gefährlich hielt, oder ich versuchte, mir zusätzliche Informationen und damit zusätzliche Sicherheit zu verschaffen. Und zwar, zumindest zu Beginn, direkt in den Produktionsländern.

Als wir von diesem blödsinnigen Jagdausflug in das Departement Dombes wieder nach Paris zurückgekehrt waren – ich hatte während der ganzen Zeit versucht, möglichst alle Tiere am Leben zu lassen, die ich jagen sollte –, sagte ich zu

Catherine, es sei unabdingbar notwendig, daß ich eine Geschäftsreise unternehme, die keinen Aufschub mehr dulde. Und fügte sofort hinzu: »Ich möchte gerne, daß du mitkommst. Wir wollten sowieso nach Marrakesch fliegen. Nun, wir fliegen einfach ein Stück weiter in den Süden Afrikas, das ist der ganze Unterschied.«

Sonne gab es schließlich in ganz Afrika. Ich war auf einen Sturm der Entrüstung gefaßt gewesen, auf Vorwürfe, aber keineswegs auf diese Art Phlegma, mit dem sie die Nachricht aufnahm. Sie sagte nur, es gäbe zwei Gründe, mich nicht in den Süden Afrikas zu begleiten: erstens wolle sie Marc-Andrea nicht allein lassen, ihn aber auch nicht einem derartig brutalen Klimawechsel aussetzen, und zweitens würde sie mich bei meiner Reise nur stören und hemmen. Sie wisse nur zu gut, wie schnell ich von einem Ziel zum anderen flöge, wenn ich mich auf einer Geschäftsreise befände.

So flog ich am 18. November allein nach Äquatorialafrika und Uganda.

Der Mann in Kenia, genauer in Mombasa, hieß wie gesagt Chandra; der in Uganda, genauer in Kampala, hieß ebenfalls Chandra, nur, es war nicht der gleiche, sondern ein Vetter.

»Man hat mir viel von Ihnen erzählt.«

Ich hatte nicht selbst die Entscheidung getroffen, ausgerechnet am 18. November nach Zentralafrika zu fliegen. Ich hatte Chandra I in Mombasa angerufen und ihn gefragt, ob er nicht jemanden kenne, der... Er hatte mir die Telefonnummer von Chandra II gegeben. Der in wenigen Tagen geschäftlich in Kampala zu tun hatte. Warum nicht zusammen nach Uganda reisen?

»Mein Vetter hat Sie sehr warmherzig empfohlen. Er verdankt Ihnen einen Großteil seines Vermögens.«

Chandra II gehörte zur indischen Kolonie in Uganda. 1972 war er aus diesem Land zusammen mit Tausenden von Landsleuten vertrieben worden; die ugandische Regierung hatte beschlossen, die einheimische Industrie und auch den einheimischen Handel von allen asiatischen Elementen zu säubern.

»Heute wohne ich offiziell in Toronto, verbringe aber die meiste Zeit in Uganda, wo ich immer noch gute Kontakte unterhalte. Trotz allem, was in der Vergangenheit geschah, kann man in diesem Land auch heute noch Geschäfte machen. Einige meiner ehemaligen Freunde, die heute an höchster Stelle des Staates stehen, haben mir die Treue bewahrt.«

Wir hatten uns auf dem Flughafen von Entebbe verabredet; er kam aus Nairobi und ich aus Paris. Gemeinsam brachten wir die Paß- und Zollkontrollen hinter uns, ohne von den Angst



einflößenden Beamten belästigt zu werden, die, wie Chandra II mir erklärte, im Grunde keine Ugander waren, sondern Angehörige der Abyabya, einem zumindest in der Theorie christlichen Stamm, der im Süden des Sudans beheimatet war und den harten Kern der ugandischen Armee darstellte. Ich schaute mich neugierig um, ohne so ungezwungen zu sein wie sonst. Erst vor kurzem, im Juli 1976, hatte ein israelisches Kommando die Passagiere eines von Palästinensern entführten Flugzeuges der Air-France, das auf diesem Flughafen zwischengelandet war, gewaltsam befreit, und die Spuren des Schußwechsels waren noch deutlich sichtbar. Plötzlich fragte ich mich, was ich in diesem Land eigentlich zu suchen hatte.

Vielleicht hatte Chandra mein Zögern gespürt, auf alle Fälle lächelte er mich an:

»Keine Sorge, Monsieur Cimbali, ich bin mir sicher, daß alles gutgehen wird.«

»Nennen Sie mich Franz.«

Endlich hatten wir die langwierigen Kontrollen hinter uns gebracht und befanden uns im Freien. Es war nicht so heiß, wie man vielleicht hätte glauben mögen, doch das hing mit der Höhenlage Entebbes zusammen, dreizehnhundert Meter, und der frischen Brise, die vom Victoria See herüberwehte. Einen Augenblick wurden wir von einer Gruppe Weißer beinahe »umzingelt« – ich hatte den Eindruck, als ob es sich um Russen handelte –, bevor ein elegant gekleideter Einheimischer Chandra wie einen Bruder begrüßte. Er hieß Yusuf Mwamba und hatte eine einflußreiche Stelle im Industrieministerium inne.

»Bald wird er zum Minister ernannt werden; auf alle Fälle hätte er es verdient.«

»Franz, er hat eine ausgezeichnete Nachricht, was Ihre Pläne betrifft. Sie hatten mich gebeten, Sie mit einem der Verantwortlichen für den Kaffeeanbau, vor allem aber für den

Kaffeeexport, bekannt zu machen. Nun, mein Freund Yussuf ist auf diesem Gebiet eine der einflußreichsten Persönlichkeiten Ugandas...«

(Insgeheim fragte ich mich natürlich, auf welchen geheimen Geschäften diese tiefe Freundschaft beruhte. Und wieviel Bestechungsgelder mich diese Freundschaft wohl kosten würde.)

»... es gibt nur einen Menschen, der mehr Macht hat als Yussuf selbst, und genau dies ist die so erfreuliche Nachricht: Sie werden den Marschall höchstpersönlich kennenlernen.«

Kaffee-Spekulationen unterscheiden sich im Grunde nicht von anderen. Eine kurze Erklärung genügt, denn die Mechanismen dieser Spekulation sind sehr einfach: Jeder Mensch, der über eine bestimmte Geldmenge verfügt, hat die Möglichkeit, einmal im Jahr – denn Kaffee wird nur einmal jährlich geerntet – Kaffee zu kaufen, vor der Ernte natürlich, zu festgesetzten Preisen. Nach der Ernte wäre das Ganze sinnlos, denn dann ist ja die weltweite Produktion und folglich auch das Preisniveau bekannt, denn der Verbrauch ist relativ konstant, so daß jeder aus dem Spiel von Angebot und Nachfrage die Preise berechnen kann, sobald die Angebotsmenge bekannt geworden ist. Und genau da wird es spannend: Bis fast zum letzten Tag vor Erntebeginn ist die Angebotsmenge unbekannt. Natürlich gibt es auch reine Finanzspekulationen, aber vereinfachend können wir festhalten, daß der Preis des Kaffees steigt, wenn die Jahresproduktion knapp ausfällt, oder fällt, wenn die Jahresproduktion den Durchschnitt übertrifft.

Jeder, der nun auf Hausse oder Baisse des Kaffee-Preises spekuliert, kann enorme Gewinne oder Verluste machen.

Dabei spielt die Tatsache, daß die meisten kaffeeproduzierenden Länder von eher instabilen Regierungen geleitet werden, eine ausschlaggebende Rolle, denn jeder

Umsturz kann natürlich eine entscheidende Änderung der Kaffee-Politik zur Folge haben. Spekulationen auf diesem Gebiet sind äußerst gefährlich, was mir bekannt war.

Doch das größte Risiko, das man dabei eingeht, ist nicht politischer Natur, sondern hängt von einem von Außenseitern kaum vermuteten Naturphänomen ab: dem Frost.

Kaffeesträucher sind äußerst kälteempfindlich und erfrieren unweigerlich, wenn die Temperatur auch nur für kurze Zeit unter die Null-Grad-Grenze sinkt. Und jeder Kaffeestrauch, der einen Frostschaden hat, stirbt ab und kann nur noch herausgerissen und verbrannt werden; dazu kommt, daß ein Kaffeestrauch vier Jahre braucht, bevor er nach der Anpflanzung die ersten Früchte trägt. So daß also Frost für die Pflanze nicht nur für die Jahresproduktion, sondern für insgesamt vier Jahre die schlimmsten Konsequenzen hat, und damit nicht nur für die Produzenten, sondern auch für die Preise.

Doch, könnte jetzt vielleicht jemand einwenden, da Kaffee normalerweise in tropischen oder subtropischen Ländern angebaut wird, sei die Gefahr, daß die Sträucher erfrieren, so gering, daß man sie außer acht lassen könne. Falsch. Kaffeesträucher ertragen nicht nur keinen Frost, sondern auch keine zu große Hitze. Sie werden folglich auf Hochplateaus angebaut, vor allem in lateinamerikanischen Ländern wie Brasilien, Kolumbien und Mexiko; die Hälfte der Jahresproduktion stammt aus diesen drei Ländern, der Rest aus anderen Ländern Lateinamerikas oder aus Afrika.

Kaffee wird in der Regel auf Terminbasis gehandelt. Die Börsen beschäftigen sich immer nur mit einer Qualität, das heißt, in New York wird hauptsächlich Kaffee der Qualität ›Arabica‹ gehandelt, der aus Lateinamerika und Zentralamerika stammt, während an der Londoner Wareterminbörse sowie an denen von Hamburg, Rotterdam

und Le Havre hauptsächlich die Qualität ›Robusta‹ verkauft wird, die aus Afrika stammt, vor allem aus den Ländern Elfenbeinküste, Angola und Uganda, aber auch aus Zaire, Madagaskar, Kenia, Tansania usw. Die Mindestmenge bei ›Robusta‹ beträgt, pro Vertrag natürlich, 5 Tonnen, wobei der Preis pro Tonne festgesetzt, bei ›Arabica‹ dagegen siebzehn Tonnen, wobei der Preis pro Pfund festgesetzt wird. An allen Börsen werden die Verträge von Börsenagenten gehandelt, die ein Depot festsetzen, das heißt, eine bestimmte Geldsumme, die vom Käufer hinterlegt werden muß und die in der Regel zehn Prozent des Vertragsvolumens ausmacht. Der Börsenagent hat das Recht, diese Depot-Summe zu erhöhen, falls die Lage schwierig wird oder einer der Vertragspartner ihm unsoliden erscheint; diese Erhöhungen der Garantiesummen werden ›margin calls‹ genannt, ein klassischer Börsenbegriff.

Zwei Informationen hatten mich veranlaßt, mich auf Kaffeespekulationen einzulassen, wobei ich mir trotz des Risikos, das mir natürlich nur allzu bewußt war, große Gewinne erhoffte. Eine Information stammte aus dem Büro von Jimmy Rosen, der mir im vergangenen März vertraulich mitgeteilt hatte, daß Brasilien und Kolumbien ernsthaft überlegten, eine Art OPEC der kaffeeproduzierenden Länder ins Leben zu rufen, vergleichbar mit der Förder- und Verkaufsorganisation der Rohöl produzierenden Länder. Diese ›Kaffee-OPEC‹ sollte in erster Linie dazu beitragen, die Kaffee-Preise auf lange Sicht zu stabilisieren, wobei unter ›stabilisieren‹ stillschweigend eine langfristige Erhöhung der Kaffeepreise verstanden wurde. Diese Information hatte sich als richtig erwiesen: die OPEC war gegründet worden, und die Preise zogen spürbar an.

Die zweite Information betraf die politische Lage in verschiedenen der wichtigsten kaffeeproduzierenden Länder, die entweder in ständige Revolutionen verwickelt waren oder sich in einem bürgerkriegsähnlichen Zustand aufrieben

(Angola) oder aber, dritter und vielleicht wichtigster Punkt, von Männern geleitet wurden, deren wirtschaftlicher und finanzieller Verstand spielend auf einer Single Platz gefunden hätte, ohne daß der Produzent deswegen auf lange Musikeinlagen hätte verzichten müssen. Dies traf unter anderem auf Uganda zu, das, was seinen Export anbelangte, auf geradezu dramatische Weise von den Straßen- und Eisenbahnverbindungen abhängig war, die Uganda via Nairobi und Kenia mit dem Indischen Ozean verbanden. Zwischen Kenia, das ich recht gut kannte, und dem Marschall-Präsidenten hatten sich die Beziehungen in letzter Zeit erheblich verschlechtert. Nairobi verlangte in der Zwischenzeit von Uganda Gebühren für alle Kenia durchquerenden Güter Ugandas, bezahlbar in international umtauschbaren Devisen, woraufhin Uganda den Kenianern den Strom abgestellt hatte, der von dem Staudamm Jin Ja erzeugt wurde. Dieser Staudamm war vor nicht allzu langer Zeit am Victoria-See an der Stelle errichtet worden, an der der Nil aus dem See austritt. Kenia hatte dies natürlich nicht auf sich sitzen lassen und die Wirtschaftsgemeinschaft gekündigt, die die Länder Kenia, Uganda und Tansania verbunden hatte.

Erschwerend, aber meine Spekulation begünstigend, kam hinzu, daß auf dem ugandischen Territorium die Unruhen immer stärker wurden und der Marschall-Präsident eine drastische Erhöhung des Kaffee-Preises beschlossen hatte.

Es war absehbar, daß diese Faktoren den Export des ugandischen Kaffees erheblich stören würden.

Hieße ich Martin Yahl und wollte ich Franz Cimbali eine Falle stellen, dann würde ich dieser Spekulation ganz bestimmt sehr viel Zeit und Aufmerksamkeit widmen.

Verständlich, daß Marc Lavater und ich auf diesem Gebiet äußerst mißtrauisch waren. Ich hatte sogar eine Idee ausgebrütet, mit deren Hilfe ich herausbekommen wollte, ob

Martin Yahl hier schon tätig geworden war oder nicht. Als ich Marc erklärte, was ich vorhatte, hatte er gleichzeitig die Schultern und die Augenbrauen hochgezogen. Und ich mußte einräumen, daß er in einem gewissen Sinne recht hatte.

Nur: vor verrückten Ideen hatte ich noch nie Angst gehabt.

Inzwischen war die Idee nicht mehr nur verrückt, sondern in ihrer Verwirklichung regelrecht komisch. Wir saßen uns Aug' in Aug' gegenüber, wenn ich das einmal so dramatisch ausdrücken darf, er mit seinen über zwei Metern und sicher mehr als einhundertvierzig Kilo und ich dreißig Zentimeter kleiner und achtzig Kilo leichter. Ich hatte eigentlich erwartet, er sei wie ein Operettenmarschall gekleidet, hatte mich aber getäuscht; er trug wie jeder eine Hose und ein offenes Hemd. Er saß hinter einem riesigen Schreibtisch, und da er mich nicht aufgefordert hatte, Platz zu nehmen, blieb ich notgedrungen stehen. Chandra und Mwamba hatten mich begleitet; es hielten sich noch zwei andere Männer in dem Zimmer auf, in dem unsere Unterredung stattfand. Ich war mir sicher, daß einer der beiden ein Palästinenser war (Chandra bestätigte später, daß viele der persönlichen Leibwächter der Marschalls Palästinenser waren, was mich noch im nachhinein beunruhigte).

»Sie haben eine gewisse Zeit in Kenia verbracht?«

»In Nairobi, vor allem aber in Mombasa.«

Er spielte mit einem Lineal aus Eisen, das er hin und her bog.

»Auch ich habe mich längere Zeit in Kenia aufgehalten; das ist jetzt mindestens zwanzig Jahre her. Ich habe dort Mau-Mau und Viehdiebe getötet.«

Er beschrieb mir eingehend, was er mit seinen Gefangenen angestellt hatte, als er an der Spitze eines Bataillons der Gendarmerie stand, das die Engländer ihm anvertraut hatten,

und scheute auch vor den abscheulichsten Details nicht zurück. Wenn er mir einen Schrecken einjagen wollte, dann war er drauf und dran, sein Ziel auf dem kürzesten Weg zu erreichen. Ich fühlte mich mehr als unbehaglich, vor allem, als er plötzlich in dröhnendes Gelächter ausbrach:

»Sie machen sich Sorgen, wie?«

Ich antwortete ihm, er verfüge über eine äußerst beeindruckende Persönlichkeit. Anscheinend hatte ich den richtigen Tonfall gefunden. Er schien zufrieden zu sein und wechselte das Thema. Eingehend befragte er mich über England. Ob ich schon dort gewesen sei. Und was ich von den schottischen Unabhängigkeitsbestrebungen halte. Ob ich auf dem laufenden sei, daß er den schottischen Rebellen helfen würde, sich von dem Joch des englischen Imperialismus zu befreien? Und natürlich auch den Iren. Die Waliser nicht zu vergessen. Ich hätte ihn beinahe gefragt, was er in seiner Großmütigkeit denn für Jersey und Guernsey unternehmen wolle, hielt mich aber im letzten Augenblick zurück; es wäre sicher nicht angebracht gewesen, den Marschall in seinen hochfliegenden internationalen Plänen zu stören.

Endlich kam er auf das Thema zu sprechen, das mich interessierte:

»Sie beschäftigen sich mit dem Kaffee-Markt? Aus welchem Grund?«

»Weil ich Kaffee verkauft habe, den ich noch gar nicht besitze, den ich aber in einigen Monaten, genauer im kommenden September, zu liefern habe.«

(Nun, in Wahrheit hatte ich genau das Gegenteil unternommen: ich hatte Kaffee auf Termin gekauft und nicht verkauft. Aber ich hatte vor, die Rolle Yahls zu übernehmen.)

»An wen verkauft?«

»An Röster. Nein, keine Engländer, sondern Schweizer. (Ich hoffte nur, daß er nichts gegen die Schweizer einzuwenden

hatte.) Und wenn ich im kommenden September den zu liefernden Kaffee zu einem günstigen Preis kaufen kann, das heißt, wenn die offiziellen Preise kurz vor dem Auslaufen meines Vertrages plötzlich nachgeben, dann könnte ich, und natürlich damit alle, die an diesem Geschäft beteiligt sind, eine hübsche Stange Geld verdienen.«

»Wie alt sind Sie?«

Ich hatte keinen Anlaß, ihm die Wahrheit zu verschweigen. Der Marschall spielte weiter mit seinem eisernen Lineal, und ich hatte den unangenehmen Eindruck, als ob er es durchaus fertigbrächte, mich damit ins Gesicht zu schlagen, wenn ihn die Lust dazu überfallen sollte. Ich erinnerte mich plötzlich an Dora Bloch, diese Geisel aus dem Entebber Flugzeug, die spurlos verschwunden war.

Endlich stellte er die Frage, auf die ich wartete und wegen der ich extra nach Uganda geflogen war; selbstverständlich hatte ich meine Antwort vorbereitet. Der Marschall wollte wissen, was Uganda denn mit meinen Kaffee-Spekulationen zu tun habe.

Die Antwort:

»Uganda gehört zu den wichtigsten Kaffee-Produzenten nicht nur Afrikas, sondern der ganzen Welt. Ihr Land verfügt nicht nur über die laufende Produktion, sondern auch über gewaltige Vorräte aus der letztjährigen Ernte. Wenn in einigen Monaten diese Vorräte, kurz bevor ich den Kaffee einkaufen werde, den ich bereits verkauft habe, auf dem Markt auftauchen, wird der Kaffee-Preis weltweit in den Keller rutschen.«

»Und Sie werden ungeheuer viel Geld verdienen.«

Folgte die obligate Feststellung meinerseits, daß ich bereit wäre, die Gewinne mit denjenigen zu teilen, die bereit gewesen waren, mir bei der Spekulation zu helfen.

Seine Augen veränderten sich, und ich spürte, daß ich ihn verärgert hatte. Er stand auf, ging um seinen Schreibtisch



herum und kam so dicht an mir vorbei, daß er mich um ein Haar gestreift hätte. Ich fühlte mich wie ein Faltboot, das in den Sog eines Flugzeugträgers geraten war.

»Sie heißen Cimballi, Franz Cimballi, nicht wahr?«

Ich bestätigte dies und redete ihn mit allen Titeln an, die mir gerade durch den Kopf gingen, Exzellenz, Marschall, Präsident, Herr Doktor, Herr Professor, Eminenz, alle gleichzeitig und alle miteinander vermischend.

Er kam wieder auf mich zu. Als er mir erklärte, daß Uganda ein sauberes Land sei, weil er, der größte Ugander aller Zeiten, sein Land von allen Unreinheiten gereinigt hatte, sprach er zuerst überraschend ruhig und gelassen, bevor er sich in eine Art Delirium steigerte, das gefährliche Ausmaße annahm. Er habe, fuhr er fort, sein Leben dem Kampf gegen die Korruption gewidmet, er lasse es nicht zu, daß sein Land von internationalen Geschäftemachern ausgebeutet würde und daß ich – seine Stimme begann, sich zu überschlagen – eine unverschämte Kreatur sei und nur der Umstand, daß ich kein ugandischer Staatsbürger sei, mich vor ernsthaften Schwierigkeiten bewahre. Zum Schluß schrie er und warf mich hinaus.

Meine Popularität war gesunken; Yusuf Mwamba hatte plötzlich dringende Verabredungen, die keinen Aufschub duldeten, und Chandra II achtete trotz der besten Empfehlungen, meine bescheidene Wenigkeit betreffend, darauf, daß sich zwischen uns ein gebührender Abstand befand, ganz, als ob ich plötzlich an einer schrecklich ansteckenden Krankheit litte. Wie aus weiter Ferne rief er mir zu:

»Es ist sicher das beste, Sie nehmen das erste Flugzeug, das Uganda verläßt.«

Ein Rat, den ich mir nicht zweimal geben ließ.

Bei meinen Kaffee-Spekulationen hatte ich drei Millionen Dollar als Depot eingesetzt, zehn Prozent der Vertragssumme. Ich hatte folglich für dreißig Millionen Dollar Kaffee gekauft, sechzig Millionen Mark, eine unvorstellbare Menge, die im kommenden September geliefert werden sollte.

Die Verträge waren teilweise in London und teilweise in New York unterzeichnet worden und betrafen sowohl ›Robusta‹- wie ›Arabica‹-Qualitäten. Um genau zu sein: sechzig Prozent der Summe hatte ich in New York und vierzig Prozent in London investiert.

Aus Gewohnheit hatte ich die Verträge nicht unter meinem Namen abgeschlossen, sondern über eine anonyme panamesische Gesellschaft, die ihrerseits einer in Curaçao beheimateten, natürlich ebenfalls anonymen Gesellschaft gehörte; diese Gesellschaft wiederum kannte nur den Namen meines Bankiers in Nassau, wußte aber nichts von mir.

Trotz dieser Vorsichtsmaßnahmen blieb ich natürlich von der Entwicklung auf dem Kaffee-Markt abhängig. Doch auch im schlimmsten Fall, einer furchterlichen Baisse, während ich auf eine Hausse gesetzt hatte, würde ich keinen Grund haben, Selbstmord zu begehen. Ich würde natürlich meine Depot-Gelder verlieren und unter Umständen auch die sogenannten *margin calls* erfüllen, das heißt Gelder nachschießen müssen. Falls Martin Yahl mir auf diesem Gebiet eine Falle stellen sollte, dann würde ich drei, im schlimmsten Fall wohl fünf bis sechs Millionen Dollar verlieren, natürlich keine erfreuliche Tatsache, aber bei weitem nicht mein Ruin.

Und welche Falle konnte Yahl mir wirklich stellen, nüchtern betrachtet? In Uganda hatte ich so gehandelt, wie ein Martin Yahl oder ein von ihm Beauftragter handeln würde. Ich hatte so getan, als hätte ich auf eine Baisse spekuliert, während ich in Wirklichkeit auf eine Hausse spekulierte. Und als ich Yussif Mwamba und dem Marschall-Präsidenten gegenüber

durchblicken ließ, daß ich bereit war, denjenigen, die mir bei einer Baisse-Spekulation helfen würden, eine hübsche Summe, natürlich steuerfrei, auszuhändigen, da hatte ich zu meiner größten Überraschung und Freude feststellen müssen, daß in Uganda niemand zu einer solchen Spekulation auf sinkende Kaffee-Preise bereit war und daß man mich kommentarlos hinausgeschmissen hatte. Besser hätte das Ergebnis für mich nicht ausfallen können.

Denn wenn Yahl oder Horst oder irgendein anderer in den folgenden Monaten das gleiche versuchen würde, würde es ihm wohl gleich ergehen wie mir. Sehr beruhigend.

Marc Lavater holte mich am Flughafen ab, als ich aus Afrika zurückkam. Ich erzählte ihm, wie meine Unterredung mit dem ugandischen Staatschef verlaufen war. Er bemerkte:

»Du hast beträchtliche Risiken auf dich genommen.«

»Er auch; er hat immerhin riskiert, meinen Schnupfen zu erben.«

»Du hast noch einen Abstecher an die Elfenbeinküste gemacht, bevor du endgültig nach Paris zurückgeflogen bist?«

Von Kampala aus war ich in der Tat nach Abidjan an der Elfenbeinküste geflogen, da auch dieses Land als Kaffee-Produzent eine entscheidende Rolle spielt. Ich hatte dort vier Männer getroffen, bedeutende Kaffeespezialisten, denen man nichts vormachen konnte und die, was für mich noch wichtiger war, an den Entscheidungen des Staates in erheblichem Maße beteiligt waren. Mit unendlicher Vorsicht hatte ich allen vieren, in getrennten Gesprächen natürlich, zu verstehen gegeben, daß ich mich SEHR dankbar zeigen würde, könnten sich die Herren dazu bereit erklären, mir bei meiner kleinen Spekulation zu helfen (auch hier hatte ich wieder Yahls

Position eingenommen und vorgespiegelt, auf sinkende Kaffeepreise zu spekulieren).

Ich war sogar so weit gegangen, von Hunderttausenden von Dollars zu reden, die eine solche Hilfe einbringen würde, diskret auf ein Schweizer oder ein anderes Konto überwiesen. Zwei meiner Gesprächspartner warfen mich kurz und bündig hinaus, der dritte stimmte zu, mußte aber schon bald einräumen, daß er gar nicht über die notwendigen Mittel verfügte, mich bei meinen geplanten ›Betrügereien‹ wirkungsvoll zu unterstützen, während der vierte sich königlich über meine Naivität amüsierte:

»Wir sind hier nicht in Uganda! Für ein Betrugsunternehmen dieses Ausmaßes müßten Sie schon den Staatspräsidenten selbst bestechen. Monsieur Cimballi, ich ziehe es vor, darüber zu lachen.«

Er war so ehrlich gewesen, daß ich ihm reinen Wein einschenkte und erklärte, ich versuche nur herauszufinden, ob eine solche Betrügerei überhaupt möglich wäre.

»Auf keinen Fall an der Elfenbeinküste«, hatte er mir versichert.

Kurz, ich war gescheitert, glücklicherweise. Denn ich war ja in der Rolle Yahls aufgetreten. Marc sagte zu mir, während wir auf mein Gepäck warteten:

»Du hättest eigentlich gar nicht über Abidjan zurückfliegen müssen, denn jedermann weiß, daß dort andere Zustände herrschen als in Uganda. Aber immerhin – die vier werden jetzt ganz automatisch den Markt noch schärfer überwachen.«

»In Uganda ebenfalls.«

»Sicher. Wie heißt der Mann, den du dort unten getroffen hast?«

»Yusuf Mwamba.«

»Richtig. Ich habe diesen Namen schon gehört. Genau der richtige Gesprächspartner. In Uganda entscheidet er allein die den Kaffee betreffenden Fragen. Ein Volltreffer.«

Marc lachte mich an, ich lachte zurück. In diesem Augenblick entdeckte ich, zehn Meter von uns entfernt, von Marcs Schulter halb verdeckt, kaum erkennbar in der Menge der Passagiere, die schwarzen Augen des Mädchens, das mir in Amsterdam und San Francisco aufgefallen war und das, wie ich inzwischen erfahren hatte, Sharon Maria de Santis hieß. Ich konnte einen überraschten Ausruf nicht unterdrücken, während sie ein Bild nach dem anderen von mir machte. Marc drehte sich um:

»Wo ist sie?«

Unmöglich, daß er sie nicht bemerkte, unmöglich, daß sie ihm entgehen sollte, obwohl sie im gleichen Augenblick ihren Fotoapparat senkte, auf dem Absatz kehrte und davonging, nachdem sie mich ironisch angelächelt hatte. Sie verschwand in der Menge.

»Ich habe sie nicht gesehen!« versteifte sich Marc.

Ich war nur vier Tage unterwegs gewesen, doch während dieser Zeit war es in Paris empfindlich kalt geworden, was für uns recht unangenehm war, denn das Heizungssystem in der Wohnung in der Rue Raynouard zeigte deutliche Anzeichen von Schwächen und war vielleicht für englische Gemüter geeignet, aber keineswegs für unsere, zumal die Salons riesengroß waren und die zur Seine gerichteten Fensterfronten eiskalt. Kurz und gut, kaum auszuhalten.

»Laß uns bloß hier verschwinden.«

Ich brauchte drei, vier Tage, aber dann hatte ich Catherine überzeugt. Mit dem völlig unerwarteten Beistand meines Schwiegervaters – das erstemal, daß mir dieser Typ keine Knüppel zwischen die Beine warf, sondern mir, wenn auch nur indirekt, behilflich war! Ich hatte ihn zusammen mit Catherines Mutter zum Co-Verwalter der Ranch in Arizona gemacht, eine reine Formsache, doch er nahm diese Angelegenheit ernst; er hatte sich mit der Idee angefreundet, einige Tage im sonnenüberfluteten Arizona zu verbringen, natürlich auf meine Kosten. Er schlug sogar vor, auf dem Hinflug einen kurzen Aufenthalt in Nassau einzulegen. Warum eigentlich nicht? Ich hatte eine letzte Unterredung mit dem japanischen Innenarchitekten, der die Wohnung in der Avenue Henri-Martin einrichtete und stritt mich mit ihm; er wollte im Eßzimmer unbedingt eine Heuraufe installieren (immerhin mit Heu aus Plastik), und ich war strikt dagegen:

»Humol, sehl komisch!« erklärte er im Brustton der Überzeugung und sprach dabei wie immer mit dem Akzent, den Li und Liu nur benutzten, wenn sie die Clowns spielten.

Ich ließ mich nicht erweichen: keine Heuraufe in meinem Eßzimmer. Sollte er mich doch für völlig ›humollos‹ halten, das war mir gleichgültig.

Wir verließen am 2. Dezember Paris und flogen direkt auf die Bahamas. Wir, das heißt Catherine, Marc-Andrea, meine Schwiegereltern, eine Nurse und ich. Während die Familie sich im Britannia Beach häuslich einrichtete, flog ich sofort nach New York weiter, wo ich mit meinen wichtigsten Beratern kurz die laufenden Angelegenheiten durchging: mit Lupino den Safari-Park, mit Rosen meine Kaffee-Spekulation (ich hatte ihn inzwischen mit der Überwachung der Weltmarktpreise beauftragt) und die Tennis-Angelegenheit und mit Vandenbergh meine Silber-Spekulation.

Wir gingen wohl zum zwanzigsten Mal alle Punkte durch und versuchten, die Schwachstellen aufzudecken, die ein Mann wie Martin Yahl benutzen konnte, um mich zu ruinieren. Doch ich fand weder bei meiner Silber-Spekulation noch bei meinen Geschäften mit den Texanern und den Chinesen noch bei meiner Kaffee-Spekulation einen kritischen Punkt. Um im Hinblick auf den Kaffee noch sicherer sein zu können, nahm ich mir vor, meine Reise nach Afrika durch eine gleich geartete nach Südamerika, und hier vor allem nach Brasilien und Bolivien als den Hauptproduktionsländern, zu ergänzen, um an Ort und Stelle persönlich die für mich positiven Informationen zu überprüfen, die mir alle europäischen und amerikanischen Spezialisten, die ich konsultierte, übereinstimmend gaben. Was, zum Teufel, konnte ich noch anstellen, um mich abzusichern?

Doch im Augenblick gönnte ich mir weiterhin Ferien. Ich verfolgte eine amüsante Idee. An Häusern und Wohnungen mangelte es mir kaum: die Villa in Saint-Tropez, die in Beverly Hills, die Ranch in Arizona, die Wohnung in Manhattan, die ich wohl früher oder später wieder verkaufen

würde, denn wir benutzten sie kaum, und inzwischen auch die zweistöckige Wohnung in der Avenue Henri-Martin in Paris.

»Du bist völlig verrückt mit deinen Häusern und Wohnungen«, hatte Marc mir einmal ungeniert gesagt, »du solltest einen Psychiater aufsuchen.«

»Ich wäre fähig, seine Praxisräume aufzukaufen!«

Gut, ich räume gern ein, daß meine Sucht, Wohnungen und Häuser zu sammeln, kindisch ist, überflüssig, und daß ein Psychiater darin vielleicht nichts anderes als einen Ausdruck meiner Suche nach Geborgenheit erkennen würde, doch um auf meine Idee zurückzukommen: Ich war fest entschlossen, eine Insel zu kaufen.

Sobald ich mich in New York freimachen konnte, flog ich nach Nassau zurück. Catherine haßte New York. Die Stadt bedrückte sie, sie empfand sie als dreckig und feindlich und hatte Angst, sich allein in ihr zu bewegen, sobald es dunkel geworden war. Ob sie mit mir einige Zeit in Florida verbringen wolle? Nun, damit war sie einverstanden. Während meine Schwiegereltern nach Arizona flogen und auf die Ranch fuhren, baten wir Flint, uns nach Palm Beach zu bringen, wo wir uns allerdings nicht länger aufhielten; wir fuhren gleich weiter nach Disney World im Südosten Orlandos, wobei uns natürlich die Nurse, die mit der Betreuung meines Sohnes beauftragt war, begleitete. Ich hatte die entsprechende Suite im Lake Buena Vista Club reserviert, obwohl ich nicht hatte wissen können, ob Catherine mit mir käme oder nicht. Die Betonburg des Modern Hotel hatte mich immer abgeschreckt, genau wie das Paradies der Golfer, denn ich kann Golf nicht ausstehen. Und dann noch dieses polynesisches Dorf, das man nur mit Hilfe einer einspurigen Eisenbahn erreichen konnte...



Mein Sohn war inzwischen sechs Monate alt geworden; wirklich noch zu jung, um die Wunder von Disney World zu entdecken. Ich hatte den Eindruck, zu den Vätern zu gehören, die ihren Söhnen elektrische Eisenbahnen kauften, nur um selbst damit spielen zu können. Quietschvergnügt schlenderte ich mit Catherine durch Aschenputtels Schloß, Pinoccchios Dorf, entdeckte die Welt des Peter Pan, der Aristocats, der Magier...

Hassan hatte sich genau diese Zeit ausgesucht, um mich anzurufen.

»Wo halten Sie sich gerade auf, Franz?«

»Sie müssen um den Elefanten Jumbo herumgehen und sich vor Schneewittchen höflich verbeugen, dann können Sie mich nicht verfehlen. Und wo sind Sie?«

»In New York.«

Er nannte den Namen eines Hotels, das mir völlig unbekannt war und das irgendwo in der dreißigsten Straße lag. Typisch Hassan, in kleinen, bescheidenen Hotels abzusteigen, wobei er die Mittel hatte, das Carlyle, das Pierre und das Waldorf auf einen Schlag zu kaufen und bar zu bezahlen.

»Was soll das bedeuten, um Elefanten herumgehen und sich vor Schneewittchen verbeugen?«

Ich erklärte ihm, daß ich meine Tage mit Catherine zusammen in Disney World verbrachte. Er lachte:

»Genau das richtige in Ihrem Alter!«

»Warten Sie nur ab – in ein oder zwei Jahren werden Sie wieder soweit sein, daß Sie sich in Disney World wohl fühlen. Wollen Sie eigentlich mit mir über etwas Bestimmtes reden, oder rufen Sie mich nur an, um mich zu beleidigen?«

»Ich möchte mit Ihnen sprechen, länger, aber nicht am Telefon.«

Ich überlegte kurz und fragte mich, ob ich wirklich Lust hatte, vor dem Abendessen noch einen Abstecher Orlando-New York-Orlando einzulegen. Doch Fezzali fügte sofort hinzu:

»Ich könnte, wenn Sie es wünschen, zu Ihnen kommen; im Augenblick habe ich etwas freie Zeit.«

Er sprang ins nächste Flugzeug; am gleichen Nachmittag noch trafen wir uns gegenüber der futuristischen Fassade der ›Welt von Morgen‹, auf einer Terrasse sitzend, vor uns zwei monströse Becher mit Eiscreme. Rechts von uns flog Ali auf einem fliegenden Teppich durch die Lüfte Floridas, ein in meinen Augen recht passender Umstand. Fezzali hatte Zivilkleidung angelegt, wenn ich es einmal so ausdrücken darf. Das heißt, er trug wie jeder halbwegs zivilisierte Mann auf dieser Welt einen Anzug, für den er aber sicher nicht sehr viel Geld ausgegeben hatte; man konnte beinahe glauben, er habe ihn gebraucht erstanden. Mit seiner großen Hakennase erinnerte er an einen alten Indianerhäuptling am Ende von langen Dreharbeiten in Hollywood. Er verschlang sein Eis und fragte mit vollem Mund:

»Sie haben mich vor nicht allzulanger Zeit einmal angerufen; Sie wollten offensichtlich in bezug auf ein bestimmtes Geschäft beruhigt werden, stimmt das?«

Als ob er sich nicht an jedes Wort erinnerte! Dieser alte Heuchler! Natürlich hatte ich ihn angerufen, um Sicherheiten hinsichtlich meiner Silber-Spekulationen zu erhalten. Und ich erinnerte mich natürlich daran, daß ich ihm alles über Horsts Herausforderung erzählt hatte.

»Warum, gibt es etwas Neues?«

»Ich ziehe das italienische vor, der Geschmack ist nicht der gleiche.«

(Ich nahm an, daß er sich über die Qualität seiner Eiscreme ausließ.)

»Nein, es gibt nichts Neues. Wenn Sie Ihr Eis nicht wollen, dann esse ich es auf, es wäre schade, es umkommen zu lassen.«

Völlig sinnlos, ihn zu drängen, das wußte ich bereits. Er schlang mein Eis mit der gleichen Geschwindigkeit hinunter, mit der er sein eigenes vertilgt hatte, und schaute dann bedauernd auf den leeren Tisch. Und da er nun einmal da sei, sei es schade, nicht von der Gelegenheit zu profitieren; er wolle sich unbedingt Disneys heile Welt anschauen. Wir machten zu zweit die gleichen Spaziergänge, die ich seit zwei Tagen bereits einmal unternommen hatte. Ein merkwürdiger Anblick, dieser knotige, knöcherne, mehr als sechzig Jahre alte Beduine zwischen den Horden amerikanischer Schulkinder, doch alle meine anzüglichen Bemerkungen prallten an ihm ab. Mit majestätischer, fest entschlossener Würde schickte er sich an, alles selbst zu erforschen, von dem Piratenschiff angefangen bis hin zu den Flügen Peter Pans.

»Ich werde Ihnen ein Mickey-Mouse-Kostüm schneidern lassen; in Beirut oder Kairo werden Sie darin viel Erfolg haben!«

Unsere Spaziergänge wurden nur durch riesige Eisportionen unterbrochen.

»So schlecht ist es eigentlich gar nicht!«

Endlich kam er zur Sache:

»Sprechen wir von den Geschäften; ich suche einen Partner bei einer höchst persönlichen Investition.«

Unter den dicken Augenbrauen warfen mir seine Raubvogelaugen einen schnellen, prüfenden Blick zu.

»Sind Sie interessiert, Franz?«

»Um was geht es bei diesem Geschäft?«

Er lachte kurz und trocken, beinahe bellend:

»Um was kann es wohl gehen, wenn ich Ihnen ein Geschäft vorschlage? Um Erdöl natürlich.«

Am gleichen Tag noch telefonierte ich mit Lavater, der in Paris geblieben war und mit dem ich seit einigen Tagen keinen Kontakt gehabt hatte. Er ließ mir nicht einmal die Zeit, Fezzalis Projekt eingehend zu beschreiben:

»Ich bin auf dem laufenden, Franz. Hassan hat mich vorgestern hier in Paris angerufen, bevor er versuchte, dich zu erreichen...«

Warum, zum Teufel, hatte Marc mich wohl nicht umgehend von diesem wichtigen Gespräch in Kenntnis gesetzt? Kaum hatte ich mir die Frage gestellt, da wußte ich auch schon die Antwort: Marc wollte sichergehen, daß ich ihm noch vertraute; er wollte herausfinden, ob ich ihn von mir aus über Fezzalis Angebot informieren und seinen Rat einholen würde.

»Und hat er dir gegenüber auch über die Details gesprochen? Ich meine, seine Vorschläge?«

»Ja.«

»Und was hältst du davon?«

Er hatte seine Antwort parat, das war deutlich zu spüren:

»Franz, ich habe Fezzali gefragt, ob er einverstanden ist, wenn auch ich Geld in das von ihm vorgeschlagene Geschäft stecke. Er meinte, ihn würde das nicht stören, vorausgesetzt, du bist ebenfalls damit einverstanden.«

»Wieviel willst du anlegen?«

»Vier Millionen Francs.«

Knapp eine Million Dollar also.

Soweit ich wußte, war das ungefähr die Gesamtsumme, über die Marc verfügen konnte, ohne seine Immobilien natürlich, aber die würde Marc nie bei einem Spekulationsgeschäft aufs Spiel setzen. Und ich verstand natürlich, warum er diesen für seine Verhältnisse sehr hohen Einsatz wagte: Er wollte mir zeigen, daß er sowohl in Fezzali wie in mich absolutes Vertrauen hatte.

Oder aber er stellte mir eine besonders heimtückische Falle und hatte sich für diesen Zweck mit Hassan Fezzali verbündet...

*Hör auf, Cimbali, du wirst noch überschnappen, wenn du weiterhin die ganze Welt verdächtigst!*

Ich sagte zu Marc:

»Du brauchst dieses Geld nicht anzulegen.«

Wenn er, was selten vorkam, sich einmal erregte, schlug sein leichter burgundischer Akzent durch, der im Augenblick trotz der Entfernung Paris-Orlando deutlich hörbar war.

»Ich lege dieses Geld an, weil ich an dieses Geschäft glaube! Weil Freunde, in die ich volles Vertrauen habe wie in dich oder Hassan, mit eigenem Kapital ebenfalls in dieses Geschäft einsteigen.«

Er lachte kurz:

»Ich hoffe sogar, einen bedeutenden Gewinn zu erzielen.«

Ich hielt mich in einer der Telefonkabinen am Ufer der Lagune von Buena Vista auf; die Nacht war über Florida hereingebrochen und alle Lichter in der Märchenwelt aufgeflammt. Mir genau gegenüber reckte die *Kaiserin Lilly*, ein fünfstöckiger Raddampfer, ihre beleuchteten Aufbauten und den doppelten Kamin in den nächtlichen Himmel. Das Geschäft, das Hassan Fezzali mir vorgeschlagen hatte und das von Marc Lavater als so aussichtsreich beurteilt wurde, daß er mit eigenem Kapital einsteigen wollte, betraf eine Erdöl-Spekulation auf dem freien Rotterdamer Markt. Hassan Fezzali hatte sich uns gegenüber verpflichtet, iranisches Öl zu einem konkurrenzlos billigen Preis von den Iranern zu beziehen; dieses Öl wollte er dann teilweise an Israel und teilweise an Südafrika auf dem freien Markt zu leicht überhöhten Preisen verkaufen; es war allgemein bekannt, daß diese beiden Staaten aus politischen Gründen Schwierigkeiten hatten, sich mit Erdöl zu versorgen. Der Umfang des Geschäftes war bedeutend.

Fezzali hatte mir gegenüber die Summe von dreißig Millionen Dollar fallen lassen; zwei Drittel wollte er selbst übernehmen, für den Rest sollte ich geradestehen.

»Franz, bist du einverstanden, daß ich bei diesem Geschäft euer Teilhaber werde?«

»Wenn du darauf Wert legst.«

»Ich lege darauf Wert.«

Die Sirene der *Kaiserin Lilly* dröhnte plötzlich los, als ob sie ablegen wollte.

»Einverstanden, Marc. Riskieren wir es.«

Ich legte auf und ging über die Passagierbrücke an Bord. Catherine und Hassan saßen bereits an einem Tisch in einem der Schiffsrestaurants im zweiten Stock, das sich auf Fischgerichte spezialisiert hatte. Catherine strengte sich schon seit einigen Wochen an, vergnügt und ausgelassen zu erscheinen, und war dabei wie so häufig nur fieberhaft nervös; sie erklärte, sie habe mit Hassan, während sie auf mich warteten, über die Rolle der Frau in den muselmanischen Ländern gesprochen, und fragte mich:

»Und was hältst du davon?«

Fezzali schaute mich direkt an; dieser Libanese-Beduine und erprobte Eisesser wußte ganz offensichtlich, was in meinem Kopf vorging, welche Fragen ich mir stellte, ihn betreffend, das Geschäft betreffend, das er mir vorgeschlagen hatte, Marc Lavater betreffend, meine Zweifel an ihrer Aufrichtigkeit, meine Angst, in die Falle zu tappen, die irgendwo auf mich lauerte... Doch das alles schien ihn nur zu amüsieren.

»Nun, was hältst du davon?« fragte Catherine ein zweites Mal, weil ich nicht sofort Antwort gegeben hatte.

»Ich werde zum Islam übertreten und mich El Cimballi nennen.«

»Und wir werden zusammen nach Mekka pilgern«, nahm Fezzali den Faden auf, »ich werde euch meinen Koran ausborgen.«

Nachdenklich schaute ich auf die großen Schaufelräder, die sich genau vor unserem Fenster befanden. Ich hatte das unerklärbare, rein intuitive Gefühl, das ich im Begriff war, etwas Entscheidendes zu unternehmen, wobei ich nicht wußte, ob dieses Entscheidende sich im positiven oder im negativen Sinne auswirken würde. Ich antwortete:

»Wir werden dieses Geschäft zu dritt machen; ich bin einverstanden, das heißt, wir sind einverstanden. Meine Antwort ist endgültig.«

Er nickte mit dem Kopf; an seinem Gesicht konnte niemand ablesen, was in ihm vorging.

»Ich habe einen wahnsinnigen Hunger«, sagte ich lachend zu Catherine, die offensichtlich bereits etwas zuviel getrunken hatte, »ich werde mir ein weiteres Eis bestellen, am besten mit Meeresfrüchten.«

Am nächsten Morgen reiste er wieder ab. Bis zum letzten Moment wollte er Disney World besichtigen. Zum Abschluß schenkte ich ihm eine aufblasbare, einen Meter fünfzig große Mickey Mouse. In aufgeblasenem Zustand. So als ob es die normalste Sache auf der Welt wäre, stieg er, die Mickey Mouse an sich gepreßt, ins Flugzeug, als ob er sein Kamel bestiege, ein echter Wüstensohn, dem das Lächerliche nichts anhaben konnte.

Wir, das heißt Catherine, Marc-Andrea, die Nurse und ich, reisten wieder nach Palm Beach. Als erstes stolperten wir in der riesigen Hotelhalle über Joachim, der am selben Morgen angekommen war, direkt aus Mombasa. Er war noch ziemlich durcheinander von den plötzlichen Veränderungen in seinem

Leben. Chandra hatte ihn, meinen Instruktionen gemäß, von Kopf bis Fuß neu eingekleidet.

»Du siehst großartig aus!«

Er schimpfte und murrte vor sich hin, wußte nicht, welchen Ton er Catherine gegenüber anschlagen sollte, fühlte sich unbehaglich und hatte nur einen Wunsch: so schnell wie möglich zu verduften und diesem Hotelpalast in Florida, in dem er sich völlig entwurzelt vorkommen mußte, den Rücken zu kehren. Ich erinnerte mich noch an den Verschlag, in dem er in Mombasa gehaust hatte, einen Bretterschuppen, in der Hauptsache mit einem riesigen Überseekoffer aus Blech ausgestattet.

»Hast du eigentlich deinen Überseekoffer mit nach Florida gebracht?«

Natürlich hatte er ihn mitgebracht. Er hatte ihn schließlich nicht in Afrika lassen können, wo man ihn hundertprozentig gestohlen hätte. Und genauso selbstverständlich hatte er seine vier Jagdgewehre mitgebracht, die im Augenblick beim Zoll unter Verschuß waren...

»Ich werde mich darum kümmern; hab keine Angst, du wirst sie schon bald wiederbekommen.«

... Und die Statue von Unserer Lieben Frau von Fatima, vor der er jeden Abend betete. Nun, da wir gerade von Religion sprachen... Er holte aus seiner Brusttasche ein kleines, in Hirschleder eingewickeltes, an einer silbernen Kette hängendes Medaillon.

»Für deinen Sohn, Franz; das wird ihm Glück bringen.«

Das Medaillon war aus purem Gold. Auf der einen Seite war der Umriss von Unserer Lieben Frau von Fatima eingraviert und auf der anderen Seite ein Männerporträt, das ich nicht erkannte.

»Wer ist denn das?«



»Eusebio. Der größte Fußballer aller Zeiten. Viel besser als Pele!«

Während er diese Behauptung aufstellte, blieb Joachim seriös wie der Papst. Was für eine Kombination – der portugiesische Fußballstar und die Madonna von Fatima! Im letzten Moment erst konnte ich mir das Lachen verkneifen; Joachim wäre sonst tief gekränkt gewesen.

»Ein sehr schönes Medaillon!« sagte Catherine.

Und als ob sie ihre Behauptung bekräftigen wolle, hängte sie das Medaillon Marc-Andrea um den Hals. Joachim strahlte. Wir aßen zusammen zu Abend und sprachen von den vergangenen Zeiten in Kenia. Am nächsten Morgen nahm ich meinen portugiesischen Freund und seinen Überseekoffer, der mindestens dreihundert Kilo wog – nur Gott allein wußte, was er da so alles mit sich herumschleppte! – mit zu Ocoee, dem Seminolen, der sich nicht lange bitten ließ, seine Alligatoren-Nummer zu wiederholen. Joachim ließ sich allerdings nicht im gleichen Maße beeindrucken wie wir normalen Sterblichen, sondern war auf der Stelle bereit, es dem Seminolen gleichzutun; wie erhofft, verstanden sich die beiden Männer anscheinend ausgezeichnet, selbst wenn sie noch einige Sprachschwierigkeiten zu überwinden hatten.

»Ich bin zufrieden«, räumte Joachim ein. Florida gefiel ihm, die Everglades jagten ihm keinen Schrecken ein, im Gegenteil, er fühlte sich auf Anhieb in dieser Natur heimisch, und in Ocoee hatte er einen Gesinnungsgenossen gefunden. Er brannte darauf, das Jagdreservat einzurichten, um das er sich kümmern sollte.

Wir hatten ausgemacht, Weihnachten und Silvester auf der Ranch in Arizona zu verbringen; in den Tagen, die den Festen vorausgingen, half ich Joachim, sich in Florida zu installieren, führte ihn offiziell in sein Amt als technischer Berater für Jagdangelegenheiten ein und zeigte ihm sowie Catherine das

Gelände des zukünftigen Safari-Parkes. Um den 15. Dezember herum verließ ich Florida für knapp vier Tage, die einzige Unterbrechung meiner Ferien. Offiziell hatte ich vorgegeben, ich müsse nach New York, doch ich verbrachte in Manhattan nur einen Nachmittag und eine Nacht, gerade die Zeit, die ich benötigte, um mit meinen Rechtsanwälten sowie mit Adriano Letta, dessen Vertreterkolonnen ausgezeichnet gearbeitet hatten, die Geschäfte durchzusprechen. Ich unterschrieb die inzwischen ausgearbeiteten Verträge mit Ute und dem Türken, so daß wir das Bauunternehmen aufkaufen konnten, das die Tennisplätze konstruieren sollte. Alles lief glänzend; offensichtlich brauchte man mich nicht. So stieg ich ohne zu zögern in Flints Flugzeug und flog Richtung Nassau.

Nach einer kurzen Nacht landeten wir gegen zehn Uhr dreißig, um sofort wieder weiterzufliegen, in einem Wasserflugzeug, das ich von New York aus telegrafisch gemietet hatte, ohne Pilot, denn Flint kannte sich auch mit solchen Maschinen aus. Er richtete die Nase des Flugzeugs genau nach Süd-Süd-Ost.

Die Antillen bilden eine Linie aus großen Inseln, mit Kuba, Hispaniola, auf dem die beiden Staaten Haiti und die Dominikanische Republik liegen, sowie Puerto Rico, an die sich die Jungferninseln und endlich die kleinsten Inseln, die französischen und britischen Antillen anschließen, die genau nach Süden ausgerichtet sind und fast bis nach Venezuela vorstoßen. Doch die Avantgarde bilden die Bahamas, Tausende von Inseln und Inselchen, die in ihrem extrem südlichen Teil die Caicos- oder Turksinseln genannt werden. Die Insel, die mir angeboten worden war, lag fast genau auf der Höhe des Wendekreises des Krebses und gehörte offiziell zu dem Territorium der Bahamas.

Flint studierte eingehend die Karte:

»Ich bin mir nicht sicher, ob ich diese Insel finden werde!«

Er war ausgesprochen guter Laune, lachte und legte viel Wert darauf, mir zu zeigen, daß er das Wasserflugzeug völlig im Griff habe; er raste dicht über die Wellen und genauso dicht über Palmen oder Kamp-Eschen, die zu der Familie der Bluthölzer gehören. Das Abenteuer amüsierte ihn ausgesprochen, und, ganz nebenbei gesagt, mich ebenfalls. Ich hatte den mehr als romantischen Eindruck, in einer unbekannten und unbewohnten Inselwelt auf die Suche nach sagenumwobenen, von den Piraten in grauer Vorzeit versteckten Schätze zu gehen. Flint brüllte vor Begeisterung, als ihm ein besonders schönes Spiel mit gischenden Wellen gelang, und stimmte *My Bonny is over the Ocean* an; ich fiel ein und versuchte, ihn zumindest was die Lautstärke anbelangte zu übertrumpfen. Rechts von uns blieb Waltling-San Salvador zurück, wo Christoph Kolumbus zum erstenmal nach der Überquerung des Meeres wieder festen Boden unter die Füße bekommen hatte, während links die Lange Insel mit dem kleinen Dorf Deadman's Cay lag; der Name war so richtig nach meinem Geschmack, der tote Mann, das roch nach Pulver und Säbel und einbeinigen Piraten. Je weiter wir nach Süden vorstießen, desto enger drängten sich die Inseln zusammen und desto menschenleerer wurden sie.

»Dort liegt sie.«

Aus der Höhe war deutlich der Farbunterschied des Wassers auf den beiden Inseleiten zu erkennen: während es im Osten dunkelblau, beinahe schwarz war (auf der Karte ist eine Meerestiefe von mehr als fünftausend Metern angegeben), schien es im Westen hellblau, beinahe violett, vor allem an den Stellen, an denen sich die nur wenige Meter unter der Wasseroberfläche liegenden Korallenbänke mit ihren oft bunten Umrißlinien abzeichneten. Diese Insel vereinte, was ich liebte: die weite Ferne auf der einen Seite mit dem gewaltigen,

auch Angst einflößenden Ozean, die ruhige, karibische See auf der anderen.

»Kein Zweifel. Das ist sie. Maria Cay.«

Ich verglich die Insel vor uns mit den Aufnahmen, die mir der Immobilienmakler in Nassau anvertraut hatte: Es war kein Zweifel mehr möglich. Wir befanden uns über meiner zukünftigen Insel, neun Kilometer lang und an ihrer breitesten Stelle eintausendsechshundert Meter breit. Auf der von uns aus, gesehen rechten Seite zeichnete sich eine Erhöhung ab – natürlich konnte man nicht von einem Berg oder einem Hügel sprechen –, die kaum mehr als fünfzig Meter zu betragen schien. Die Insel war dichter bewachsen, als ich es mir nach den Aufnahmen vorgestellt hatte: Mahagoni, Zedern, Kamp-Eschen und die unvermeidlichen Palmen drängten sich aneinander. Flint flog zweimal sehr tief über das Eiland; wir konnten keine Spuren menschlichen Lebens entdecken. Dann landete er und stellte den Motor ab; das Flugzeug schaukelte sanft in den Wellen. Es war so still, daß die Stille beinahe betäubend wirkte.

»Ich kann sicher noch näher an die Insel rangehen«, bemerkte Flint.

»Nicht notwendig.«

Ich zog meine Badehose an, sprang ins Wasser und mußte nur wenige Schwimmzüge machen, dann befand ich mich auch schon an dem blendendweißen Strand. Es grenzt für einen Europäer schon an ein Wunder, mitten im Dezember, nur wenige Tage vor Weihnachten, diese Sonne auf den Schultern zu spüren und diese Insel zu betreten, die sich anscheinend seit den Zeiten von Christoph Kolumbus nicht geändert hatte. Ich schaute auf die Landkarte, die ich zusammen mit den Fotos bekommen hatte; das Haus mußte sich nicht weit von mir entfernt zu meiner Rechten befinden, zwei-, dreihundert Meter nur, dort, wo das Gelände langsam begann anzusteigen. Ich

fand es ohne Schwierigkeiten, verborgen in der üppig wachsenden Vegetation, die das Gebäude langsam überwucherte. Ich stieß auf die große Veranda, die man mir in der Agentur beschrieben hatte und die gleichzeitig als Zugang zu den riesigen Volieren diente, die das Haus umgaben und die von den früheren Besitzern der Insel, einem englischen Paar im Ruhestand, konstruiert worden waren. Die beiden Engländer waren in die Vogelwelt der Karibik vernarrt gewesen und hatten allen geflügelten Wesen Schutz geboten, nicht nur den seltenen. Auch heute noch, vier Jahre, nachdem die Engländer die Insel verlassen hatten, waren die Vögel auf ihr heimisch und hielten sich zum Teil sogar in den offenen Volieren auf; ich war auf einen entsetzlichen Lärm gefaßt gewesen und sah mich angenehm überrascht: Natürlich gurrten und zwitscherten die Vögel, doch gedämpft, faszinierend...

Ich hatte Schwierigkeiten, mich loszureißen. Langsam schlenderte ich zur anderen Seite der Insel hinüber, dort, wo der Atlantik begann. Die fünfzehn, zwanzig Meter, die der alte, noch erkennbare Weg anstieg, reichten aus, um einen prächtigen Blick über ›meine‹ Insel zu bieten; einen Blick, der mir den Atem verschlug: dieser endlos weite Horizont, das tief dunkelblaue, schwarze Meer. Tiefer vor mir entdeckte ich die Reste des alten, kleinen Hafens, nichts anderes als ein mehr schlecht als recht angehäufter Steindamm, der bei Unwetter Schutz geben sollte, und ein Bretterschuppen, der wohl nur auf mich wartete, bevor er endgültig zusammenbrach nach all den Jahren, die er treue Dienste geleistet hatte. Die Vorbesitzer der Insel hatten, wie mir von der Immobilienagentur in Nassau mitgeteilt worden war, eine große Yacht besessen und waren so auf einen Hafen im tiefen Wasser angewiesen gewesen.

Ich kehrte zu unserem Wasserflugzeug zurück, trocknete mich ab, zog mich um und setzte mich auf einen freien Platz neben meinem Privatpiloten Flint:

»Bitte, flieg noch einmal über die Insel.«

Wahrscheinlich hatte er an meinen Augen erkannt, wie beeindruckt ich war, denn während er mit beinahe wollüstiger Langsamkeit über meine Insel flog und seine Flugbewegungen ihren Formen anpaßte, hielt er den Mund. Wir schwiegen, bis wir wieder in Nassau gelandet waren.

In Nassau überreichte mir der Immobilienhändler die Papiere, meine zukünftige Insel betreffend. Die gesetzlichen Bestimmungen verboten es Ausländern, auf den Bahamas Grund und Boden zu erwerben, aber es war mir mit Hilfe meines Rechtsanwaltes gelungen, durchzusetzen, daß ich Maria Cay für neunundneunzig Jahre mieten konnte gegen eine einmalige Bezahlung von vierhundertdreißigtausend Dollar, die mein Bankier augenblicklich auf das angegebene Konto transferierte. Nur der Immobilienmakler, mein Bankier und mein Rechtsanwalt waren über die Transaktion informiert. Und Flint natürlich. Ich hatte nicht einmal mit Catherine darüber gesprochen; ich wollte sie überraschen, und eine immerhin neun Kilometer lange Insel war in meinen Augen schon eine Überraschung.

Den Rest des Tages verbrachte ich mit dem Immobilienhändler, mit dem ich die notwendigen Reparatur- und Umbauarbeiten durchsprach, die allerdings nicht sehr aufwendig waren, da ich die Insel selbst soweit wie möglich unberührt lassen wollte und es mir nur darum ging, den etwas bescheidenen Komfort im Wohnhaus zu verbessern und den Hafen in einen funktionsfähigen Zustand zu versetzen.

Als ich mich auf dem Nassauer Flughafen gerade anschickte, wieder in Flints Gramman zu steigen, tauchten die Fotografen auf – es waren diesmal nur zwei. Blitzlichtgewitter. Plötzlich erfüllte mich wütender, unreflektierter Zorn, und ich entriß einem der beiden Männer, der sich etwas zu weit vorgewagt hatte, den Fotoapparat. Ich wollte ihn schon auf den Boden

schmettern, als mein Zorn genauso plötzlich wieder nachließ. Und ich mir klar wurde, daß ich genau das tat, wozu meine Gegner mich treiben wollten: Ich war drauf und dran, meine Nerven zu verlieren und Dinge zu tun, die ich später hätte bereuen müssen. Ich wollte weder den Fotografen noch den Männern, die sich hinter den Fotografen verbargen, dieses Vergnügen machen. So gab ich die Kamera ihrem Besitzer zurück, und es gelang mir dabei sogar, den Mann noch freundlich anzulächeln:

»Meine nächsten Stationen sind New York, Palm Beach und Phoenix, Arizona. In dieser Reihenfolge.«

Ich hätte auch zu einem der Räder von Flints Flugzeug reden können; der Mann schien mir nicht einmal zuzuhören, sondern machte sich, ohne mit der Wimper zu zucken, wieder daran, mich zu fotografieren.

Als ich mitten in den Ereignissen steckte, war ich mir nicht bewußt, in wie starkem Maße die Begegnungen, Zwischenfälle, Entscheidungen, Überraschungen und Fakten ineinandergriffen und ein Ganzes bildeten. Ich brauchte dazu erst den notwendigen Abstand, den nur die Zeit verleihen kann. Auch die Männer, mit denen ich zusammenarbeitete, paßten irgendwie zu den Geschäften, auf die ich sie angesetzt hatte: Marc Lavater und Hassan Fezzali bei der Erdölspekulation, Jo Lupino für den Safari-Park in Florida, Rosen für das Geschäft mit den TENNIS-IM-HIMMEL-CLUBS und die Kaffee-Spekulation und schließlich mein Intim-Ekel Philip Vandenbergh für die Silber-Spekulation. Dann natürlich Horst und der gesundheitlich schwer angeschlagene Martin Yahl in seiner Genfer Villa, der von der ›besten Detektiv-Agentur der Welt‹ auf Schritt und Tritt beobachtet wurde.

Und Catherine und Marc-Andrea auf unserer Ranch.

Und die Insel.

Die wichtigsten Spielsteine befanden sich an ihrem Platz.

Und natürlich auch die Falle, deren Mechanismus, ohne daß ich dies geahnt hätte, vielleicht schon in Gang gesetzt worden war.



## **DRITTER TEIL**

### **Die San Bernardino Mountains**

»Es gibt nur zwei Möglichkeiten«, sagte Paul Hazzard zu mir, »entweder sind wir in einen sehr tiefen Graben oder direkt in den Mississippi geraten.«

Unser in Texas zugelassenes Ford Kabriolett neigte sich in der Tat gefährlich nach vorne, und ich mußte mich am Steuer festhalten, wenn ich nicht an der Windschutzscheibe anstoßen wollte. Paul öffnete die Tür, setzte vorsichtig einen Fuß auf die Erde, schaute sich um, stieg dann ganz aus und wurde, nachdem er sich nur zwei Meter von dem Wagen entfernt hatte, von dem dichten Nebel völlig verschluckt. Nach kurzer Zeit tauchte er wieder neben dem Kabriolett auf und lehnte sich an meine Tür:

»Ich glaube nicht, daß das der Mississippi ist. Ich habe nirgendwo Lastkähne entdecken können. Wahrscheinlich ist es nur ein tiefer Graben. Auf alle Fälle gibt er merkwürdig schmatzende Geräusche von sich.«

Er schüttelte sich aus vor Lachen.

»Schon gut«, antwortete ich, »stell dir halt vor, daß auch ich mich vor Lachen ausschütte, auch wenn ich es nicht kann. Doch davon einmal abgesehen – was können wir in dieser Lage überhaupt unternehmen?«

Beeindruckend der Nebel, der so dicht war, daß ich nur seinen Oberkörper erkennen konnte:

»Was hast du eigentlich mit deinen Beinen angestellt? Ein Trick wie im Kino?«

Er antwortete nicht, sondern forderte mich nur auf, zu hupen.

Gehorsam drückte ich auf die Hupe; in meinen Augen ein sinnloses Unterfangen, denn wer sollte uns schon hören? Es

war inzwischen der 10. Januar des neuen Jahres; wir hielten uns im Staat Louisiana südöstlich von New Orleans auf und waren im Prinzip nur noch wenige Kilometer von einer Kleinstadt namens Larose entfernt.

»Hup weiter.«

»Dann geht nur unsere Batterie drauf!«

»Immer noch besser, als die Nacht im Wagen zu verbringen. Der übrigens immer tiefer einsinkt, falls dir das noch nicht aufgefallen sein sollte.«

Er hatte recht; die Schlagseite wurde immer bedrohlicher, hätte man wohl gesagt, wenn das Kabriolett ein Schiff gewesen wäre, und der Ford neigte sich immer deutlicher Steuerbord zu. Die schmatzenden Geräusche wurden immer unappetitlicher.

Paul Hazzard hatte die Feiertage am Jahresende bei uns in Arizona verbracht, und wir waren über den Bundesstaat Texas nach Louisiana gefahren. Er hatte die Stimmung bei uns angeheizt, aber sehr schnell war mir klargeworden, daß Paul nicht nur zum Feiern gekommen war. Er hatte mich schon kurz nach seiner Ankunft beiseite genommen und mich gefragt:

»Wärst du damit einverstanden, mit mir zusammen den *wildcater* zu spielen?«

Ich hatte nur gelacht und geantwortet, er solle mir keine unanständigen Vorschläge machen. Natürlich hatte ich nicht die geringste Ahnung, um was es sich bei diesem *wildcater* wohl handelte. Er erklärte mir, das sei eine sehr anständige Beschäftigung. *Wildcater* waren Menschen, die nach Erdöl suchten und dies bei Erfolg auch förderten, und zwar in den Zonen, die nicht von den großen Ölgesellschaften ausgebeutet wurden, und die dann das geförderte Erdöl faßweise an die großen Erdölgesellschaften verkauften.

»Und aus welchem Grund willst du ausgerechnet mich zu einem *wildcater* machen?«

»Weil du dabei ein paar Millionen Dollar verdienen kannst, zumindest ein recht hübsches Monatseinkommen. Und du mußt bei diesem Geschäft keinen einzigen Cent investieren, wenn du keine Lust dazu hast.«

Diese Art von Geschäften, bei denen man gewaltige Summen verdienen kann, ohne eigenes Kapital investieren zu müssen, waren ganz nach meinem Geschmack...

»Drück jetzt weiter auf die Hupe. Dauernd!«

Mir wurde dieses Spiel schon bald zu langweilig, so daß ich *Ihr Kinderlein kommet* mit der Hupe rhythmisch nachvollzog.

Paul hatte anscheinend ein Aha-Erlebnis; auf alle Fälle sagte er zufrieden:

»Oh! *Die Marseillaise!* Ich erkenne den Rhythmus.«

Doch zurück zu den *wildcaters*. Er hatte mir lang und breit auseinandergesetzt, daß es kein Problem wäre, das Geld aufzutreiben, sondern das Erdöl. Auf diese Idee wäre ich unter Umständen auch selbst gekommen... Als ich ihn fragte, wie man es denn am besten anstelle, dieses Erdöl aufzuspüren, antwortete er:

»Oh, das ist ganz einfach! Man muß mir die besten Spezialisten auf diesem Gebiet engagieren, die besten ›Nasen‹, die es einfach im Gefühl haben und spüren, ob eine bestimmte Gegend erdölverdächtig ist oder nicht. Bei der klassischen Methode engagiert man als ›Nase‹ einen Ingenieur. Ich kenne aber in Lousiana einen außergewöhnlichen Typen, die beste ›Nase‹ weit und breit.«

»Spiel weiter die *Marseillaise!*« forderte Paul mich auf. »Aber du tätest vielleicht ganz gut daran, ebenfalls auszusteigen, denn der Wagen sinkt immer tiefer in den Morast ein.«

Ich wollte immerhin nicht Kapitän spielen und mit meinem Schiff untergehen, auch wenn ich den Wagen auf meinen Namen gemietet hatte und er so quasi mir gehörte.

Ich drückte weiter *Ihr Kinderlein kommet* auf die Hupe, allerdings von außen, durch die heruntergekurbelte Windschutzscheibe. Plötzlich drangen Scheinwerfer durch die Nebelwände, ein kleiner Lastwagen tauchte auf, aus dem ein Mann ausstieg und mich auf französisch unter anderem fragte, was ich denn in seinem Garten zu suchen habe und warum ich so stupide *Sur le pont d'Avignon* ausgerechnet auf seinem Besitz mit der Hupe spiele.

»Sprechen Sie Französisch?« fragte mich Thibodeaux, dessen Namen ich etwas später erfahren sollte.

»Sicher.«

Dann sagte er etwas in einer Sprache zu mir, die ich eher für Kroatisch oder Russisch hielt. Ich ging nicht darauf ein. Konnte ich auch gar nicht.

»Haben Sie verstanden, was ich gesagt habe?«

»Nicht ganz.«

»Und Sie sind ganz sicher, daß Sie französisch sprechen?«

Ich erklärte ihm, daß meiner Ansicht nach unsere Verständigungsschwierigkeiten darauf beruhten, daß ich in Saint-Tropez geboren sei. Er antwortete, er wisse nicht, wo dieses Nest liege und habe noch nie von ihm gehört.

»In Südfrankreich«, erklärte ich, »in einer völlig verlassenen Gegend, von lauter Deppen bewohnt, und das Französisch, das man dort spricht, ist natürlich nicht das gleiche wie in Paris.«

Ich selbst spräche nur das Französisch, das in Saint-Tropez gesprochen würde, seines dagegen sei wohl eher das pariserische, und so sei es doch verständlich, daß wir uns nicht so richtig verstehen könnten.

Ich unternahm diese Anstrengungen, um den Mann nicht gegen mich aufzubringen, denn erstens hatte er Hände wie der Telefonbücher zerreiße Graf Luckner und zweitens war er mindestens so groß wie Paul Hazzard, aber sehr viel gewichtiger. Trotz seiner anscheinend siebzig Jährchen war er

wohl in der Lage, mich mit einer Ohrfeige in den Golf von Mexiko zu expedieren. Und außerdem handelte es sich bei meinem Gesprächspartner um den ›Mann mit der großartigen Nase‹.

Er schaute mich mißtrauisch an und lachte dann plötzlich schallend:

»Sie wickeln einen ja ganz schön um den Finger!«

Sein Französisch war fast akzentfrei. Er hatte sich auf meine Kosten einen Spaß erlaubt.

»Sie sind aber auch nicht schlecht auf diesem Gebiet.«

In Wirklichkeit kannte er Saint-Tropez, zwar nicht aus eigener Anschauung, aber immerhin dem Namen nach, und meinte, dort würden alle Leute nackt baden. Er zog eine Taschenfeldflasche aus seiner Gesäßtasche und bot uns einen Whisky an, den er natürlich selbst gebrannt hatte in seiner Eigenschaft als patentierter Schwarzbrenner. Er hieß Thibodeaux, das war schon richtig, wie die benachbarte Stadt, mit Vornamen Duke. Wir tranken abwechselnd seinen Selbstgebrannten, der ziemlich in der Kehle schmerzte, und vielleicht war es die Wirkung des Alkohols, vielleicht aber auch nur ein Zufall: Auf alle Fälle hatte ich den Eindruck, als ob der Nebel, der uns eingehüllt hatte, sich langsam auflöse. Ich konnte ein Haus erkennen, das nur wenige Schritte von uns entfernt und sehr viel größer und vor allem luxuriöser war, als es von außen den Anschein hatte; Duke führte mich später stolz durchs ganze Haus. Nach der Besichtigung ließ sich der Hausherr auf der großen Veranda in einem bequemen Schaukelstuhl nieder, ein lebendes Bild für das absolute Glück.

»Gibt es Alligatoren in der Gegend?«

»Ja, einige. Warum, suchen Sie einen?«

Der Nebel lichtete sich jetzt schnell. Ich konnte den Garten erkennen, der mich an einige der schönsten erinnerte, die ich in Florida gesehen hatte. Ein etwas mechanisches Keuchen

allerdings war mir fremd; Paul Hazzard, der in Texas zu Hause war, erkannte anscheinend das Geräusch, denn er fragte:

»Wieviel Barrel täglich?«

Duke Thibodeaux streckte seine rechte Hand gegen die Decke; alle Finger, außer dem Daumen, zum Zählen hochgereckt: vier. Paul fragte weiter:

»Hundert bis hundertzwanzig Dollar pro Tag, nicht wahr?«

Thibodeaux stellte seine Whisky-Flasche ab, rekelte sich in seinem Schaukelstuhl und griff nach seiner Maultrommel. Er brachte die Metallzungen zum Vibrieren und war anscheinend davon überzeugt, daß das, was das Instrument als Töne von sich gab, als Musik bezeichnet werden konnte.

»Ungefähr.«

»Noch andere Bohrlöcher?«

Die Maultrommel verstummte. Wieder die Finger der rechten Hand (anscheinend wollte er uns das Kopfrechnen ersparen): fünf. Die Maultrommel vibrierte.

»Und wieviel Barrel pro Tag pro Bohrloch?«

Drei. Fünfzehn Barrel täglich, alles zusammengerechnet. Dazu die vier des ersten, macht neunzehn. Die Rechnung war wirklich nicht schwer. Duke Thibodeaux hatte wieder angefangen, mir mit seiner Maultrommel auf die Nerven zu gehen und schaute mich, während er spielte, verschmitzt an. Es war offensichtlich, daß er seine kleine Inszenierung genoß und sich fragte, ob es mir ebenfalls so ginge.

»Genau das habe ich dir beweisen wollen«, kommentierte Paul, »genau aus diesem Grund habe ich dich bis hierher geschleift. Diese Zahlen sind natürlich authentisch, Franz, du kannst sie jederzeit überprüfen. Duke ist ein *wildcater*, ein kleiner *wildcater*...«

»Meister, bleib bei deinem Leisten«, kommentierte jetzt Duke den Kommentar von Paul.

»Er hat sechs Bohrlöcher und produziert täglich neunzehn Barrels. Reingewinn pro Tag: um die fünfhundert Dollar. Und weißt du, wieviel er investiert hat, um diese Summe zu verdienen?«

Die Maultrommel quietschte fürchterlich. Der Nebel hatte sich inzwischen völlig aufgelöst, und es war herrliches Wetter in Lousiana.

»Nichts, rein gar NICHTS!« begeisterte sich Paul Hazzard, »er hat keinen einzigen Cent investiert!«

Nehmen wir einmal an, Sie besitzen irgendwo auf dem alten Kontinent einen Gemüsegarten, gleichgültig wo. Und nehmen wir weiter an, daß Sie plötzlich in einem Anfall von Fantasie (oder Wahnsinn) anfangen, in Ihrem Gemüsegarten nach Erdöl zu suchen. Und nehmen wir weiter an, daß Sie tatsächlich Erdöl finden. In diesem Fall muß ich Sie bitten, mit Ihren Ausgaben vorsichtig zu sein, wenn Sie nicht sowieso zu den Reichen Ihres Landes gehören, denn in Europa können Sie zwar sehr wohl der Besitzer von Grund und Boden sein, aber das, was sich darunter verbirgt, das gehört Ihnen nicht.

In Amerika ist genau das Gegenteil der Fall. Sie können nicht nur zwischen zwei Reihen Tomaten soviel Erdöl fördern, wie Ihr Boden hergibt, sondern dieses Erdöl auch an den verkaufen, der bereit ist, den besten Preis dafür zu bezahlen. Und das Schönste habe ich Ihnen bisher verschwiegen: Sie brauchen, wie wir noch sehen werden, nicht einmal einen Gemüsegarten oder ein anderes Grundstück zu besitzen.

Doch kommen wir auf die erste Hypothese zurück: Sie besitzen also einen Gemüsegarten und sind überzeugt, zu Recht oder zu Unrecht, daß sich unter Ihrem Grundstück ein Ölfeld befindet. Die Idee, dieses Ölfeld anzubohren und das Öl zu fördern, liegt nahe. In diesem Augenblick wird die Sache



spannend, denn um dieses Öl zu fördern, brauchen Sie Geld, das Sie, das versteht sich von selbst, nicht haben. Kein Grund zur Aufregung. Sie müssen, das ist der erste Schritt, von einem oder mehreren Spezialisten eine Studie erstellen lassen; diese Spezialisten haben in der Regel an der Universität von Texas studiert und nach ihrem Studium einige Jahre praktische Erfahrungen entweder in Texas selbst oder in Kalifornien, in Mexiko, den arabischen Ländern oder sonstwo, wo eben Öl gefördert wird, gesammelt. Diese Spezialisten existieren sehr wohl und sind fähig, mit sechzigprozentiger Sicherheit festzustellen, ob es unter ihren Tomaten ein Ölfeld gibt oder nicht.

Natürlich verlangen diese Männer für ihre Gutachten eine entsprechende Bezahlung. Darüber hinaus müssen Sie natürlich mit den Kosten einer Probebohrung rechnen, die im Erfolgsfall in der Regel gleich als endgültige Bohrung verwendet werden kann: Bohrgerüste, Bohrgestänge usw. die Mannschaft und den leitenden Ingenieur.

Nun, überschlagsweise gerechnet kostet das Unternehmen bis zur Probebohrung ungefähr fünfzigtausend Dollar. Also einhunderttausend Mark.

Und Sie haben nicht einmal tausend?

Das ist nicht weiter tragisch.

Zwischen der Art, in der eine europäische und eine amerikanische Bank Werbung betreiben, gibt es einen fundamentalen Unterschied: Verkünden die europäischen Banken in Großbuchstaben: IHR Geld interessiert uns!, sehen die Inserate der amerikanischen Banken ganz anders aus: IF YOU NEED A MILLION DOLLARS COME AND SEE US! (Wenn Sie eine Million Dollar brauchen, dann besuchen Sie uns!). Kurz und gut, die fünfzigtausend Dollar für die

Gutachten der Spezialisten und die Probebohrung leihen Sie sich bei Ihrer Hausbank. Die ganze Summe. Die Bank wird natürlich einige Vorsichtsmaßnahmen ergreifen und sich, um ein Beispiel zu nennen, versichern, ob reale Chancen bestehen, daß unter Ihren Tomaten sich auch wirklich ein Ölfeld befindet.

Aber sobald sie einmal davon überzeugt ist, wird sie ihren Tresorraum mit einer Geschwindigkeit öffnen, die Sie verblüffen wird.

Die in diesen Fällen vereinbarte Rückzahlungszeit beträgt zumeist zehn Jahre, bei einem Jahreszins von 12%. Das heißt, Sie verpflichten sich, der Bank inklusive Tilgung und Zinsen monatliche neunhundertsechzehn Dollar zu bezahlen.

Das sind nicht die einzigen Kosten (für den Fall, daß Sie wirklich Öl finden). Als wichtigster Ausgabeposten kommen die Staatsabgaben hinzu, die allerdings nicht so groß sind, wie allgemein angenommen wird. Als kleiner *wildcater*, und als klein gelten Sie, wenn Ihre Tagesproduktion tausend Barrel nicht übersteigt, genießen Sie erhebliche Steuervorteile (damit will der Staat die private Erdölsuche auch in kleinem Umfang begünstigen); sie bezahlen nur sieben Prozent pro Barrel oder, in einer greifbareren Summe ausgedrückt, 2,66 Dollar pro Faß.

Sie müssen, bei günstigem Geschäftsverlauf, mit einer weiteren Steuer rechnen, der sogenannten *unquart*; sie beträgt pro Barrel 6,75 Dollar.

Und wenn Ihre Bohrung erst einmal erfolgreich verlaufen ist, kommen natürlich die Kosten für die eigentliche Erdölförderung hinzu: Unterhalt der Bohrleitungen, Personalkosten, Energiekosten für die Förderung usw. Im Durchschnitt belaufen sich diese Kosten auf 3,26 Dollar pro Barrel.

Rechnen Sie jetzt einmal alles zusammen, dann kommen Sie auf 12,67 Dollar, die Sie pro Barrel ausgeben müssen, wenn Ihre Ölprospektion erfolgreich verlaufen sein sollte.

Rechnen wir weiter: Als Minimum müssen Sie pro Bohrloch drei Barrel pro Tag fördern, wenn die ganze Sache überhaupt rentabel sein soll; Sie fördern durchschnittlich dreißig Tage im Monat. Folglich belaufen sich Ihre Kosten monatlich pro Bohrloch bei einer Förderung von drei Barrel  $12,67 \times 3 \times 30$  gleich 1140,30 Dollar.

Dazu kommt die Rückzahlung des Bankkredites inkl. Zinsen, das heißt 916 Dollar pro Monat.

Ihre Gesamtunkosten betragen also pro Monat bei einer Förderung von drei Barrel 2056,30 Dollar.

Und wer kommt als Käufer für das Erdöl in Frage, das Ihren Gemüsegarten plötzlich so interessant macht? Ganz einfach: die großen Erdölgesellschaften, die Ihnen das Öl abnehmen, ohne die geringsten Schwierigkeiten zu machen. Unter Kollegen, Sie verstehen? Sie werden also Lieferant der Exxon oder der Gulf.

Auf ein amerikanisches Barrel kommen zweiundvierzig Gallonen, und auf eine amerikanische Gallone 3,7854 l. Ein Barrel enthält also 158,99 l Erdöl. Die großen Gesellschaften zahlen Ihnen für diese Menge im Durchschnitt 38 Dollar.

Da Sie drei Barrel aus Ihrem Bohrloch gewinnen, bekommen Sie pro Tag 114 Dollar, das heißt 3420 Dollar pro Monat (wieder mit dreißig Tagen gerechnet). Ihre Unkosten betragen 2056,30, Ihr Gewinn folglich 1363,70, abzüglich 20 Dollar monatliche Versicherungskosten, ergibt einen Reingewinn von 1343,70 Dollar oder 2347,40 DM.

Die Sie einkassieren, ohne irgend etwas tun zu müssen, im Schaukelstuhl auf der Veranda Ihres Hauses sitzend und Pfeife rauchend.

Bei einer Förderung von drei Barrel täglich sind Sie natürlich nicht nur ein kleiner, sondern ein sehr kleiner *wildcater*. Kein Gesetz hindert Sie daran, Ihre Operation so oft zu wiederholen, wie Sie dazu Lust haben, und sich dabei wieder der Hilfe Ihrer Bank zu bedienen, die sich, wenn die erste Operation erfolgreich verlaufen war, noch unkomplizierter verhalten wird. Ihre Gewinnaussichten können Sie selbst kalkulieren; Sie müssen dazu nur Ihren monatlichen Reingewinn mit den neu dazukommenden Bohrlöchern multiplizieren (vorausgesetzt, daß auch diese drei Barrel pro Tag liefern).

Und eines sollten Sie nicht vergessen: Falls Sie keinen Tropfen Öl finden sollten, müssen Sie natürlich den Bankkredit trotzdem zurückzahlen, über zehn Jahre hin eine machbare Sache. Ganz ohne Risiko geht es aber nicht.

Doch damit wollen wir unsere Beispielkette noch nicht abschließen. Nehmen wir einmal an, Sie sind inzwischen zum glücklichen Ölförderer aufgestiegen, und Ihre Bohrerfolge lassen Sie nicht ruhen; Sie werden aktiv und kommen auf die Idee, Ihrem Nachbar vorzuschlagen, in SEINEM Garten in IHREM Namen eine Probebohrung durchzuführen. Und wenn Ihr Nachbar damit einverstanden ist, spricht nichts gegen dieses Unternehmen. Natürlich leihen wieder SIE sich das Geld von der Bank, und nicht Ihr Nachbar. Es gibt sogar ein Gesetz, das genau festlegt, welche Summe Sie Ihrem Nachbarn bezahlen müssen, sollte Ihre Bohrung fündig werden: 5,40 Dollar pro Barrel, 480 Dollar im Monat.

Unter der Voraussetzung, daß die von Ihnen finanzierte Bohrung in Nachbars Garten mindestens drei Barrel Erdöl pro Tag an den Tag bringt, verdienen Sie steuerfrei 1343,30 Dollar weniger 480 Dollar gleich 863,30 Dollar monatlich.

Und wenn Sie MEHRERE Bohrungen auf den Tomatenfeldern Ihres Nachbarn durchführen...

Und wenn Sie MEHRERE faule oder nichtsahnende Nachbarn haben...

Ich fragte Duke Thibodeaux:

»Und täusche ich mich, wenn ich mir vorstelle, daß Sie verschiedene Bohrungen in verschiedenen Gärten verschiedener Nachbarn durchgeführt haben?«

Seine blöde Maultrommel machte weiter einen Höllenlärm. Seit Stunden hielten Paul Hazzard und ich uns bereits in seinem Haus auf. Wir waren zum Mittagessen eingeladen worden und hatten die Mahlzeit mit der Horde der Thibodeauxschen Kinder beiden Geschlechtes und aller Altersstufen geteilt; eine anstrengende Unternehmung. Nach dem Essen hatte der Alte sich wieder in seinen Schaukelstuhl gesetzt, mir zugelächelt und wieder einmal *O Suzannah* gespielt.

»Oh, ich habe schon einige Löcher gegraben, hier und dort«, sagte er endlich.

»Wieviel?«

Zum sechzehnten oder siebzehnten Mal *O Suzannah!*

»Siebenundsechzig produktive.«

»Und wieviel Barrel macht das pro Tag?«

*O Suzannah!*

»Sagen wir einmal zweihundertundzwanzig, mein Junge.«

Ich vergewisserte mich, ob in dieser Summe bereits die neunzehn Barrels enthalten seien, die er in seinem eigenen Garten täglich förderte.

»Sicher, mein Junge.«

Neunzehn Barrels täglich auf eigenem Grund und Boden plus zweihundertundein Barrel auf fremdem Grund und Boden, das macht...

»68915 Dollar und 90 Cent monatlich, wenn ich mich nicht verrechnet habe; stimmt das?«

Er zuckte nur gleichgültig mit den Schultern. So genau wußte er das nicht und wollte er das auch gar nicht wissen. *O Suzannah!* Welch göttliche Gelassenheit! Das waren fast einhundertvierzigtausend Mark im Monat, nach Abzug der Steuern. Ich schaute kurz zu Paul Hazzard und stellte fest, daß sich dieser kaum das Lachen verkneifen konnte. Er hatte mich bereits darauf hingewiesen:

»Wir müssen Duke irgendwie überzeugen, daß er arbeitet; das ist das Hauptproblem. Ich habe ihn bereits viermal gefragt, ob er nicht für mich arbeiten wolle, und viermal hat er bereits abgelehnt. Warum? Seine Ruhe geht ihm über alles. Und mit knapp siebzigtausend Dollar im Monat und dem einzigen Bedürfnis, Maultrommel zu spielen, ist es wirklich nicht einfach, ihn aus seiner Ruhe zu reißen.«

Endlich hatte Duke Thibodeaux sich entschlossen, seine Maultrommel auf den Tisch zu legen. Er streckte sich, gähnte und schüttete sich noch einen weiteren Selbstgebrannten Whisky hinter die Binde. Wieder lächelte er mir zu: »Gut. Und jetzt müßt ihr mir noch einen einleuchtenden Grund angeben, warum ich für Euch durch Texas und Oklahoma streifen soll, anstatt bei mir zu Hause zu bleiben.«

*O Suzannah!*

In Paul Hazzards Angebot war natürlich an keiner Stelle von Gemüsegärten oder Tomatenpflanzungen die Rede. In seinen Augen ist Duke Thibodeaux nichts anderes als ein kleiner, unbedeutender *wildcater*. Paul wollte mich zum Partner, um seinen Traum von wirklich großen, bedeutenden *wildcaters* verwirklichen zu können. Er hatte vor, den gleichen Weg wie der Mann mit der Maultrommel einzuschlagen, nur eben in einem bedeutend umfangreicheren Maße.

Paul Hazzard ist dieser Texaner aus San Antonio, den ich, wie schon gesagt, auf den Bahamas kennengelernt und der mich mit der Gruppe von Finanziers aus Dallas in Verbindung gebracht hatte, die sich bei dem Safari-Projekt so stark ins Zeug legten. Seit dieser Zeit war er überzeugt und hatte sich auch keineswegs geniert, dies auszusprechen, daß ich ihm einen Gegendienst schulde. Zum Beispiel, sein Partner zu werden.

Wir hatten uns dann nachmittags von Duke Thibodeaux verabschiedet, denn wir hatten Angst gehabt, uns vollständig zu betrinken; dazuhin begannen die metallenen Geräusche der Maultrommel langsam, aber sicher meine Nerven zu strapazieren. Wir hatten uns nach New Orleans geflüchtet, in das Royal-Sonesta-Hotel in der Bourbon Street. Paul redete auf mich ein; er hatte alles durchgerechnet, an alles gedacht. Die in Frage kommenden Gebiete, die nach seinen Unterlagen erdölverdächtig waren, lagen in Oklahoma in drei verschiedenen Grafschaften, alle in der Nähe von Tulsa. Die Voruntersuchungen waren von einem erfahrenen Geologen durchgeführt worden.

»Franz, ich habe die Unterlagen für dich vorbereitet; ich bin mir sicher, daß ich nichts vergessen habe.«

Es war wirklich alles vorhanden: eine detaillierte Karte der betreffenden Region (an den beiden Ufern des Arkansas; ich amüsierte mich königlich, als ich entdeckte, daß Coffeyville, die Stadt, in der die Brüder Dalton ihre Bezwingen fanden, mit zu diesem Gebiet gehörte), Luftaufnahmen der Landschaft, Anzahl der vorgesehenen Bohrstellen, die erhoffte Tagesförderung und der Gewinn, wenn die ersten Investitionen erst einmal wieder eingebracht waren. Eine saubere Arbeit. Und die Investitionen waren so bedeutend, daß man wirklich nicht von kleinen *wildcaters* sprechen konnte: zwei Millionen und siebenundvierzigtausend Dollar.

»Die wir natürlich nicht ganz vorfinanzieren müssen, Franz, das weißt du ja. Es reicht, wenn wir fünfhunderttausend auftreiben; den Rest übernimmt die Mercantile National Bank von Dallas, unter der Bedingung natürlich, daß die ersten Bohrungen positiv verlaufen. Und alles weist darauf hin, daß sie positiv verlaufen werden.«

»Alles weist darauf hin, aber du sähest es doch ganz gern, daß der alte Duke einmal ein Auge auf das Gelände wirft.«

Er lachte:

»Stimmt. Dieses Original hat sich zu Recht den Ruf erworben, sich kein einziges Mal getäuscht zu haben. Die großen Gesellschaften kennen ihn und haben ihm goldene Brücken gebaut. Er hat sie nie betreten wollen. Macht er mit, wird die Bank ohne Bedingungen alles vorfinanzieren.«

Er fuhr mit anderen Zahlengeschützen auf und schlug mir verschiedene Konzessionen vor: Allein eine einzige, die zwischen zwanzig und sechsundzwanzig Bohrlöcher umfassen sollte, war auf eine erhoffte Tagesproduktion von sechshundert Barrels ausgelegt. Was einem Tagesverdienst von zwölftausend Dollar entsprach oder einem Jahresverdienst von



vier Millionen zweihunderttausend (bei dreihundertfünfzig Fördertagen jährlich). Und die Ölfelder sollten zumindest theoretisch zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre ergiebig sein.

Ich hörte Paul zu, konnte aber keine Entscheidung treffen. Dabei sollte in meiner Lage eine Summe von fünfhunderttausend Dollar mich eigentlich nicht erschrecken können. Doch um ehrlich zu sein muß ich einräumen, daß ich zu diesem Zeitpunkt fast meine ganzen Reserven bereits angelegt hatte, wenn man einmal die Kaffee- und Silberspekulationen, die fünf Millionen, die ich in Florida anzulegen hatte, die Fezzali versprochenen Gelder und letztlich die für die TENNIS-IM-HIMMEL-CLUBS vorgesehenen zusammenrechnet, ohne von dem Kauf der Insel zu sprechen, und auch meine recht beträchtlichen persönlichen Aufwendungen nicht vergißt, die Kosten für die beiden Privatdetektiv-Agenturen, die in Europa und Amerika Tag und Nacht für mich arbeiteten usw. Meine Schweizer Obligationen hatte ich bereits verscherbelt und auch sonst schon alles Flüssige zusammengekratzt. Vor acht Monaten war ich mit Horst zum erstenmal im Hotel Biltmore in New York zusammengetroffen; in diesen acht Monaten hatte ich, um einer eventuellen Attacke begegnen zu können, von der ich bis zu diesem Zeitpunkt noch nichts spürte, alles darangesetzt, um meine Geschäfte auf allen Gebieten soweit wie nur irgend möglich voranzutreiben, ohne die notwendige Rücksicht auf meine Rücklagen zu nehmen. Und Yahl hatte noch nicht einmal angegriffen, zumindest nicht offen.

»Franz, fünfhunderttausend, die sofort überwiesen werden müssen, und zwei Millionen, die wir bei der Bank aufnehmen.«

»Für die wir aber trotzdem geradestehen müssen, wenn die Bohrungen nicht fündig werden.«

»Das stimmt. Aber wenn wir die ersten Gewinne wieder investieren, können wir, ohne anderes frisches Geld nachzuschießen, innerhalb von fünf Jahren eine Tagesproduktion von zweitausendfünfhundert Barrels erreichen, was einem Tagesverdienst von vierzig- bis fünfzigtausend und einem Jahresverdienst von 14,6 bis 18,2 Millionen Dollar entspricht. Dreißig bis fünfunddreißig Millionen Mark pro Jahr, das hört sich doch ganz gut an, oder?«

Natürlich hörte sich das ganz gut an, aber ich mußte trotzdem nachdenken. Über dieses Problem und über alle anderen. Enttäuscht und auch ein wenig überrascht über meine mangelnde Begeisterung räumte Paul Hazzard mir eine Bedenkfrist ein, nachdem ich relativ heftig hatte darauf bestehen müssen. Am nächsten Morgen fuhr er nach San Antonio zurück, während ich in New Orleans blieb. Am Abend zuvor hatte ich Catherine auf der Ranch in Arizona angerufen, doch sie war nicht dagewesen und ihre Eltern ebenfalls nicht; die Familie hatte frei Freunden zu Abend gegessen. So rief ich an diesem Morgen ein zweites Mal an und bekam nach einem relativ unerfreulichen Intermezzo mit Schwiegerpapa, der sich weigerte, seine Tochter zu wecken, da es am Abend zuvor spät geworden war, meine Frau an den Apparat. Sie lehnte es ab, zu mir nach New Orleans zu kommen, das sie so wenig liebte wie New York; sie zog es vor, auf der Ranch zu bleiben oder aber nach Frankreich zurückzufliegen, sie wußte es noch nicht so genau. Selbst am Telefon war ihre außergewöhnliche Nervosität spürbar. Zweimal hatte ich ihr bereits vorgeschlagen, einen Spezialisten auf diesem Gebiet aufzusuchen, denn die vielen Tabletten, die sie schluckte und die sie vor mir zu verbergen suchte, beängstigten mich. Zornig hatte sie meinen Vorschlag abgelehnt und war dabei noch von ihren Eltern unterstützt worden, vor allem von Schwiegerpapa,

der in meinen Augen bei der ganzen Angelegenheit überhaupt nichts zu suchen hatte.

Unser Gespräch artete zu einem Streit aus. Wütend legte ich auf.

Ich lief durch die Straßen von New Orleans, eine der wenigen Städte Amerikas, in denen Fußgänger eine gewisse Lebensberechtigung haben, zumindest im Zentrum. Ich war wütend und hatte die Schnauze voll. Diese achtmonatige Wartezeit seit Horsts Herausforderung hatte meine Nerven beinahe überfordert, so daß ich nicht mehr die Kraft hatte, meiner Frau gegenüber so ruhig zu bleiben, wie es vielleicht notwendig gewesen wäre. Beinahe hätte ich mir gewünscht, daß Yahl mich endlich angriff. Wenn er mich überhaupt angreifen wollte und dies alles nicht nur ein gigantischer Bluff gewesen war und Yahl in seiner Genfer Villa sich ins Fäustchen lachte, darauf wartend, daß ich aus lauter Nervosität einen Fehler nach dem anderen beging.

Doch als ich mir Horsts Augen in Erinnerung rief, seine Geste, mit der er den Scheck verbrannte, wußte ich, daß meine Hypothese auf sehr schwachen Füßen stand.

Marc Lavater rief an: »Was hast du denn in New Orleans zu suchen?«

»Wie, um Himmels willen, hast du mich denn nur gefunden?«

»Ich habe mit Paul Hazzard telefoniert. Franz, ich muß dich unbedingt sprechen. Ich werde in drei, nein, in zwei Tagen in New York sein, am 15. Januar. Meinst du, daß du nach New York kommen kannst?«

»Natürlich. Um was geht es denn?«

»In Genf kommen die Dinge in Bewegung. Yahl hat eine Reise unternommen.«

Er war nach London geflogen, wo er am Tag zuvor ein Zimmer im Browns reserviert hatte. Laut Auskunft des Portiers, der diskret befragt worden war, wartete der Ex-Bankier auf einen bestimmten Mann.

»Und ahnst du, auf wen?«

Ich hatte wirklich keine Lust, Rätsel zu raten.

»Er wartet auf Erwin Horst. Und das ist noch nicht alles, Franz. Mit Hilfe dieses Hubrechts, eines ehemaligen Assistenten, von dem ich dir erzählt habe, hat er verschiedene Überweisungen durchgeführt. Gestern allein für sieben Millionen Dollar. Von Zürich aus. Vier Millionen nach New York und drei Millionen nach New Orleans. Wann bist du eigentlich in New Orleans eingetroffen?«

Das konnte kein Zufall sein. Das Geld war gegen zehn Uhr morgens auf ein Konto bei einer Lokalbank in der Carondelet Street überwiesen worden, genau zu dem Zeitpunkt, zu dem Paul Hazzard und ich im dichtesten Nebel versuchten, den Thibodeauxschen Familienbesitz zu finden.

Die Überweisung nach New York war auf das Konto eines gewissen Solon R. Ridgewood erfolgt, auf eine Bank in der Fulton Street in Manhattan.

»Und wer ist dieser Ridgewood?«

»Keine Ahnung. Wir versuchen gerade, es herauszubekommen. Franz, wir wissen zwar nicht, was deine Gegner vorhaben, aber daß sie in Kürze handeln werden, davon sind wir alle überzeugt.«

»Wo hält sich Horst auf?«

»Im Prinzip befindet er sich gerade auf dem Weg nach London, wo er in Kürze eintreffen soll.«

»Ich wünsche, daß er ab sofort Tag und Nacht überwacht wird.«

»Wir können schließlich nicht den ganzen Globus überwachen.«

»Und warum nicht?«

»Franz, jetzt beruhige dich!«

Leicht gesagt. Ich informierte Marc, daß er mich im Royal Sonesta erreichen könne und später dann wie ausgemacht in New York. Dann legte ich auf.

Das Royal Sonesta liegt in der Bourbon Street im Herzen der Altstadt von New Orleans. Das Hotel ist mit seinen etwas mehr als fünfhundert Zimmern größer, als es den Anschein hat, und ruhiger, als man aufgrund der unmittelbaren Nachbarschaft vieler Bars, Striptease-Kneipen und anderer ›Vergnügungsstätten‹ befürchten könnte, in denen verschiedene Orchester, die alle von sich behaupten, den einzig wahren Dixieland zu spielen, versuchen, sich gegenseitig an Lautstärke zu übertrumpfen.

Der Patio des Hotels ist eine wahre Oase des Friedens. Ich hatte dort gerade beim Frühstück gesessen, als Lavaters Anruf mich erreicht hatte. Nachdem ich fertig gefrühstückt hatte, ging ich auf mein Zimmer, um verschiedene Telefonanrufe zu erledigen; ich wollte noch einmal mit Catherine sprechen und meine Anwälte über meine bevorstehende Ankunft in New York informieren. Es war so gegen elf Uhr, als ich wieder hinunterging und das Hotel verließ. Für einen Amerikaner gibt es in seiner Heimat zwei wirklich anrühige Orte: Las Vegas und das französische Viertel von New Orleans, in dem ich mich gerade aufhielt und in dem die Straßen für amerikanische Ohren merkwürdige Namen hatten: Bourbon, Chartres, Dauphine, Bienville, Ursulines oder auch Toulouse; der Obst- und Gemüsemarkt in New Orleans könnte genausogut in Toulon oder Nizza liegen, und die Bistros der Stadt sind für Franzosen vertraute Institutionen. Ich war bei jedem Besuch vor dem Schmutz erschrocken, der die Stadt befleckte, vor dem halb zerfallenen Zustand der vielgerühmten Sehenswürdigkeiten und der absoluten Mittelmäßigkeit und

Durchschnittlichkeit, die die sogenannten französischen Vergnügungen auszeichnete. Alles hier riecht nach Schlamm und Morast. Nicht einmal die Toten werden begraben, denn sie tauchen aus dem schwammigen, morastigen Untergrund unweigerlich wieder an die Oberfläche auf. Und den Mississippi, auf den sich die Nichtsahnenden freuen, sieht man nicht, denn er ist hinter riesigen Dämmen verborgen, was freilich auch besser ist, denn er ist grau und stinkt. Wer von einem in der Sonne ruhig dahinfließenden überbreiten Fluß mit vielen Raddampfern träumt, wird schnell enttäuscht sein: der Hafen von New Orleans ist weit weniger exotisch als der von Newcastle oder Hamburg.

In dem Augenblick, in dem ich die Bourbon Street überquerte, erkannte ich sie, ungefähr dreißig Meter vor mir, ihre schwarzen Haare, die Linie ihrer Schultern und diese beinahe verächtliche Art, den Kopf hoch erhoben durch die Welt zu tragen. Sie trug Jeans und dazu eine Bluse, deren Ärmel sie hochgerollt hatte; in ihrer linken Hand hielt sie die unvermeidlichen Fotoapparate. Ich hatte den Eindruck, als ob sie mich nicht gesehen hätte.

Eigentlich wollte ich zur Carondelet Street gehen, um einen Blick auf die Bank zu werfen, wo vor vierundzwanzig Stunden in bestürzender Übereinstimmung mit meiner eigenen Ankunft in New Orleans die drei Millionen Dollar eingetroffen waren, die Yahl in mir unbekannter Absicht überwiesen hatte. Ohne eine Sekunde zu zögern, machte ich mich an die Verfolgung von Sharon Maria de Santis.

Sie machte nicht den Eindruck, als ginge sie eilig zu einem bestimmten Treffpunkt; sie schlenderte durch die Straßen und schaute sich lange die Schaufenster der Antiquare in der Royal Street an. Ich folgte ihr in kaum dreißig Meter Abstand, und

trotz der in Amerika ungewöhnlichen Enge der Straße lief ich kein Risiko, von ihr entdeckt zu werden, denn es waren an diesem Vormittag wie an jedem anderen viele Menschen in der Innenstadt von New Orleans zu Fuß unterwegs. Etwas weiter bog sie von der Royal Street in die etwas kleinere Pirate Alley ab, die an der Kathedrale vorbeiführt und auf dem früheren Marsfeld, dem heutigen Jackson Square mündet. Sie schlenderte durch die Reihen der Maler, die ihre Staffeleien um den Platz herum aufgestellt hatten und zum x-ten Male die beliebtesten Touristen-Motive kopierten. Sie, und während ich sie verfolgte dann auch ich, wurde von den Pferdedroschkenbesitzern zu einer Rundfahrt in der offenen Kutsche aufgefordert, und langsam begann dieses Spielchen mich zu amüsieren, denn zum erstenmal seit acht Monaten hatte ich die Rollen getauscht: ich verfolgte meine Verfolgerin.

Endlich setzte sie sich auf die Terrasse des kleinen Cafés Pontalba, an der Ecke der Chartres Street und des Jackson Squares. Ich hatte plötzlich das Bedürfnis, mein Versteckspiel aufzugeben und mich ganz einfach neben sie zu setzen, doch irgend etwas in mir hielt mich zurück. Und dieses Irgendetwas hatte richtig gehandelt: die Kellnerin, bei der Sharon gleich nach dem Betreten der Terrasse eine Bestellung aufgegeben und dabei kurz mit ihr gesprochen hatte, kam zu ihr und machte ihr ein Zeichen. Auf meiner Uhr war es genau elf Uhr dreißig. Die junge Frau stand auf und ging ins Innere; ich näherte mich schnell und beobachtete, wie sie in einer Telefonkabine verschwand. Beinahe hätte sie mich überrascht, denn das Gespräch war verblüffend kurz, und ich war mir sicher, daß man Sharon nur eine Mitteilung durchgegeben hatte. Sie setzte sich wieder an ihren Tisch und notierte etwas in ihrem Notizbuch, das sie auf dem Tisch liegenließ. Sie kramte in ihrer Handtasche und suchte offensichtlich nach Kleingeld; wenn ich sie ansprechen wollte, hatte ich keine Zeit

zu verlieren. Ich hatte mich in den Eingang des Petit-Theâtre, des kleinen Theaters, zurückgezogen und überquerte mit wenigen Schritten den Platz: »*Quiere dinero?*« fragte ich sie auf spanisch. »Brauchen Sie Geld?«

Sie drehte sich um und schaute mich gelassen, kaum überrascht an, wobei ich auf dem Grund ihrer schwarzen Augen diesen amüsierten Schimmer entdeckte, den ich von Sarah Kyle kannte.

»Wer braucht schon kein Geld?«

Wieder einmal war ich über die Ähnlichkeit zwischen Sharon und meiner früheren Geliebten betroffen; mit Sarah hatte ich vor meiner Hochzeit ein Jahr zusammen gelebt. Sie hatte mich verlassen, nachdem ich Catherine begegnet war. Sarah hatte kastanienbraune, ins Rötliche spielende Haare und grüne Augen und war Irländerin; Sharon de Santis hatte braune Haare, schwarze Augen und war offensichtlich italienischer Abstammung. Doch von diesen kleinen Unterschieden einmal abgesehen, waren sie sich sehr ähnlich: sie hatten die gleiche dreieckige Gesichtsform, dieses gleiche leise Lächeln, das ihre Lippen ständig umspielte, und die gleiche Art, mich ironisch zu mustern, ohne dabei aggressiv zu werden, im Gegenteil. Bei der Fotografin war dieses Lächeln beinahe freundschaftlich. Ich nahm den Faden wieder auf:

»Ich muß Ihnen Vorwürfe machen: Sie nehmen mich immer von meiner häßlichen Seite auf.«

Sie musterte mich:

»Drehen Sie sich einmal herum!«

Neue Musterung.

»Sie haben absolut recht – Ihre linke Profilseite ist sehr viel anziehender als Ihre rechte. Wirklich, ich bin untröstlich!«

Ich setzte mich.



»Nicht gerade überwältigend, aber immerhin anziehender«, korrigierte sie sich. »Ich habe nichts dagegen, wenn Sie mir ein zweites Bier bestellen.«

Das kleine Notizbuch lag noch immer auf dem runden Cafe-Tisch mit der typischen Marmorplatte. Ich bestellte zwei Bier; während wir warteten, bis die Getränke gebracht wurden, ließ sie meine Musterung über sich ergehen – mit ausgeglichener Schamlosigkeit, bin ich beinahe versucht zu sagen, und einem Schuß ironischen Spotts.

»Keine Fotos heute?«

Sie stand auf, holte eine ihrer Kameras aus der Lederhülle, trat einige Schritte zurück und machte mehrere Aufnahmen. Dann setzte sie sich wieder.

»Die linke Seite, wie gewünscht.«

»Nun, rekapitulieren wir die Tatsachen«, sagte ich. »Sie heißen Sharon Maria de Santis. Wie redet man Sie im Familienkreis an? Sharon?«

»Nein, Maria.«

»Fünfundzwanzig Jahre alt, geschieden, eine dreijährige Tochter...«

»Die bald vier Jahre wird.«

»... die Sie Ihren in Flushing wohnenden Eltern anvertraut haben. Ihr Arbeitgeber heißt Yates. Ihr früherer Mann, ein Arzt, der in einem kleinen Dorf in der Nähe der Niagara-Fälle wohnt, hat wieder geheiratet und bereits ein neues Kind gezeugt.«

Während ich sprach, schaute ich unverwandt auf das Notizbuch.

Die Kellnerin brachte uns das bestellte Bier, das ich nicht anrührte. Maria schon. Als sie ihr Glas zu ihren Lippen hob, griff ich nach dem Notizbuch, öffnete es und las laut die Mitteilung, die ich auf der letzten beschriebenen Seite fand:

»Royal Sonesta, Zimmer 265.«

Mein Zimmer. Gleichgültig stellte sie ihr Glas wieder ab und lächelte mich an:

»Ihr Zimmer, natürlich.«

Ihr natürliches, unverkrampftes Verhalten faszinierte mich. Man hätte beinahe glauben können, unsere früheren Begegnungen in Amsterdam, San Francisco und Paris hätten uns zu dicken Freunden werden lassen. Ich war bereit, auf ihr Spiel einzugehen und sagte es auch. Sie zuckte nur mit den Schultern, als ob sie nichts anderes erwartet hätte, und nahm meine Einladung zum Essen an.

Wenn man Callaways Bericht Glauben schenken durfte, und ich hatte keine Veranlassung zum Gegenteil, sprach sie neben Englisch und Italienisch fließend Spanisch und Portugiesisch, aber kein Französisch, und die große Speisekarte des Restaurants Antoine, bei der in aller Arroganz darauf verzichtet worden war, die englische Sprache zu verwenden, machte sie ratlos. Etwas später, als ich sie fragte, ob sie denn die Austern á la Rockefeller möge, antwortete sie phlegmatisch:

»Sie sind ausgesprochen widerlich!«

Und was sie denn in New Orleans anderes zu tun habe, als mich zu fotografieren? Nun, mich eben fotografieren, nichts anderes.

Erst nachdem sie diese Frage beantwortet hatte, änderte sich ihre Haltung. Ihre Hand streckte sich zu mir aus, bis ihre Finger beinahe die meinen berührten:

»Mister Cimballi, ich bin von meiner derzeitigen Arbeit nicht gerade sehr begeistert. Doch wenn ich sie nicht erledige, dann eben ein anderer oder eine andere«, sagte sie.

Ich fragte mich unwillkürlich, ob sie mir nicht eine Komödie vorspielte, bevor ich antwortete:

»Ich finde es besser, wenn Sie diese Arbeit übernehmen und niemand anderes.«

Sie nickte dankend mit dem Kopf, und während sie ihn anmutig senkte, erinnerten mich ihre kurzen Locken und die Form ihres Nackens genauso an Sarah Kyle wie vorher ihr Kinn und ihre Lippen.

»Sie erinnern mich an jemanden, den ich gut kenne.«

Sie, spöttisch:

»Sicher eine sehr hübsche Frau.«

»Vor allem, wenn sie sich frisch rasiert hat!«

Sie lachte schallend:

»Eins zu null für Sie! Touché, auf französisch, das einzige Wort dieser Sprache, das ich kenne.«

Wir tranken zum Schluß einen glühendheißen Kaffee und dazu einen Tequila; als wir vor dem Restaurant standen, sagte sie plötzlich unvermittelt:

»Kurz bevor Sie mich auf der Café-Terrasse begrüßten, war ich per Telefon informiert worden, daß Sie im Royal Sonesta abgestiegen seien.«

»Wer hat Sie angerufen?«

»Yates Büro, wie üblich.«

»Und wann hat man Ihnen gesagt, Sie sollen nach New Orleans fliegen?«

»Gestern abend. Ich war in New York und habe heute morgen das erste Flugzeug genommen.«

Anders ausgedrückt, Yates wußte zwar gestern abend, daß ich in New Orleans übernachten würde, wußte aber noch nicht, in welchem Hotel ich abgestiegen war. Anscheinend war er nicht von Paul Hazzard informiert worden, denn der hatte für uns die Zimmer in meinem New Orleaner Hotel reserviert. Man hatte mich also seit meiner Abreise von der Ranch in Arizona verfolgt und nicht aus den Augen verloren. Beunruhigend.

»Wieviel bezahlt man Ihnen?«

»Vierhundertfünfzig Dollar pro Woche, und natürlich alle Unkosten.«

Sie hatte sofort verstanden, auf was ich hinauswollte, und schüttelte, nachdem sie kurz gezögert hatte, noch bevor ich die Frage stellen konnte, den Kopf:

»Nein, machen Sie mir keinen Vorschlag. Ich würde ihn nicht annehmen.«

»Zweitausend Dollar pro Woche.«

Wir gingen während dieses Gesprächs langsam in Richtung Sonesta.

»Nein, wirklich nicht. Ich werde nicht ewig für Yates arbeiten. Man hat mir einen Job in Brasilien in Aussicht gestellt.«

»Es wäre für mich ein leichtes, Ihnen Arbeit zu verschaffen.«

Sie ging neben mir her, und ich spürte, daß es sie verlangte, ja zu sagen. Nach einer langen Pause sagte sie endlich:

»Meine Antwort lautet nein. Aber ich danke Ihnen trotzdem.«

Vor meinem Hotel trat sie einige Schritte zurück und machte ihre Aufnahmen, während ihr Gesicht noch die Überlegungen spiegelte, die sie aufgrund meines Vorschlags angestellt haben mußte. Ich weiß nicht genau, aus welchem Grund ich plötzlich den Clown spielte, vielleicht wollte ich das Unbehagen nicht wahrnehmen, das zwischen uns aufgekommen war, vielleicht aber auch nur, weil mir die Rolle des Clowns im Grund sehr vertraut ist, auf alle Fälle bemühte ich mich, sie zum Lachen zu bringen. Endlich war sie fertig, sie lachte schallend und sagte zum Abschied:

»Sie sind sehr nett.«

Bevor ich mich hatte rühren können, war sie zu mir getreten und hatte mich schnell auf den Mund geküßt.

»Und vielen Dank für das Essen.«

Dann ging sie, drehte sich noch einmal um und winkte mir zu. Eine merkwürdige junge Frau. Ich wußte nicht so recht, was ich von ihr zu halten hatte.

Lavater hatte in meiner Abwesenheit angerufen und eine Botschaft hinterlassen, bei der die Namen durch Buchstaben ersetzt worden waren: Horst war inzwischen in London eingetroffen und zu Yahl gestoßen, um neun Uhr abends, Ortszeit. Und, was mich wirklich überraschte: Horst war von New Orleans aus nach London geflogen; er hatte sich fast zur gleichen Zeit wie ich in dieser Stadt aufgehalten, in die auch drei der sieben Millionen Dollar überwiesen worden waren, von denen Martin Yahl sich erst vor kurzem getrennt hatte.

Ich verstand nichts mehr.

Am gleichen Abend noch flog ich nach New York.

Die Weihnachtsferien auf der Ranch in Arizona und die anschließende Reise mit Paul Hazzard durch Louisiana waren so etwas wie eine Ablenkung für mich gewesen. Jetzt war es an der Zeit, meine laufenden Geschäfte zu überprüfen, voranzutreiben und Verträge abzuschließen. Die Männer, die für mich auf den verschiedenen Gebieten arbeiteten, standen bei Fuß. Als erstes traf ich Rosen.

Jimmy Rosen ist kleiner als ich; ein eher positives Erlebnis für mich. Er arbeitete wahrscheinlich auch, während er schlief. Mit ungeheurer Geschwindigkeit ratterte er Zahlenkolonnen herunter, die die Entwicklung der TENNIS-IM-HIMMEL-CLUBS verdeutlichten. Ich schnitt ihm das Wort ab und fragte:

»Ein gutes oder ein schlechtes Geschäft?«

»Das wird ein gutes, ein sehr gutes Geschäft; im Grunde ist es bereits ein gutes Geschäft.«

Dann allerdings kam Rosen auf ein Problem zu sprechen, das ich von meiner Scherzartikelzeit her kannte: sobald eine einleuchtende, leicht zu verwirklichende Idee, die nicht allzu viel Kapital benötigt und die weder durch Patente noch durch Gebrauchsmusterschutz geschützt werden kann, bekannt wird, werfen sich andere auf die gleiche Idee und machen demjenigen, der die Idee als erster verwirklicht, heftige Konkurrenz. Wie befürchtet, ging es mir mit meiner TENNIS-IM-HIMMEL-Idee genauso.

»Franz, deine Konkurrenz arbeitet sehr rasch. Und wir müssen jetzt noch schneller sein als sie. Ich habe Ihnen keine Vorwürfe zu machen, möchte aber doch darauf hinweisen, daß wir Sie in der letzten Zeit nicht allzu häufig gesehen haben.«

»Wer steht an der Spitze meiner Konkurrenz?«

»Geschäftsleute aus Chicago mit viel flüssigem Kapital, das sie bedenkenlos einsetzen.«

»Und der Türke?«

Der Türke war zweimal nach New York geflogen, wie Rosen mir bestätigte, für ihn eine ungeheure Leistung, denn er haßte es, seine Villa in Hampstead zu verlassen. In New York hatte

er auch meine Arbeit erledigt und die Grundstrukturen organisiert, angetrieben, wo er nur antreiben konnte, die Baugesellschaft, die wir zusammen gekauft hatten, auf Vordermann gebracht und mit den von Letta aufgestellten Teams eng zusammengearbeitet, die in New York von Long Island bis Yonkers über Queens, Brooklyn, die Bronx, Staten Island, Newark und natürlich Manhattan tätig geworden waren, zudem noch in anderen amerikanischen Großstädten wie Boston, Chicago, Philadelphia, Washington usw.

»Hier die komplette Liste der erreichten Ziele und der Ziele, die aufgrund der Studien, die wir angestellt haben, noch zu erreichen sind.«

Rosen reichte mir einen dicken Stapel Papiere. Ich zückte zusammen. Erst jetzt wurde mir bewußt, welch riesige Maschinerie ich da in Gang gesetzt hatte, und erschrak. Allerdings nicht so, daß ich nicht mehr hätte arbeiten können. Ich fragte Rosen:

»Und die Sponsoren?«

Auch auf diesem Gebiet ging alles überraschend gut voran, obwohl unsere Konkurrenten natürlich nicht von vorgestern waren und uns auch hier bekämpften. Große Anzeigenkunden, mit denen bereits unterschiftsreife Verträge ausgearbeitet worden waren, die privaten Radiostationen, mit denen wir zusammenarbeiten wollten und die sich bereit erklärt hatten, unsere Aktion unter ihre Fittiche zu nehmen, zögerten plötzlich...

In Louisiana war mir eine Idee gekommen, als ich Duke Thibodeaux' Maultrommel hatte zuhören müssen und versucht hatte, sie zu überhören. Eigentlich zwei Ideen. Die erste:

»Jimmy, ich werde in den Stadtvierteln Tennis-Turniere organisieren, der TENNIS-IM-HIMMEL-CLUB in der dreiundzwanzigsten Straße gegen den in einer anderen Straße in der Bronx usw. nur die lokalen Spieler, keine gesetzten oder

gar Superstars; der siegreiche Club kann dann von anderen herausgefordert werden. Der Wochensieger erhält eine Medaille oder, vielleicht besser, ein gelbes Trikot wie in der Tour de France der erste der Gesamtwertung, verbunden mit einem Preis, entweder ein Geldpreis oder ein Sachpreis. Oder, bei größeren Gelegenheiten, eine Reise nach Wimbledon zum Endspiel. Natürlich werden nicht wir für die Siegerprämien aufkommen, sondern werbungtreibende Firmen. Coca-Cola, die machen ganz bestimmt mit, oder die Tennisschlägerhersteller Bumm-Bumm, oder auch die Slip-Hersteller Ich-kleide-dich...«

Rosen nickte verständnisvoll mit dem Kopf. Er meinte, die Idee sei gut, so gut sogar, daß die noch Zögernden wohl in unser Lager kommen würden. Immerhin ein erstes Resultat Ich erklärte Jimmy meine zweite Idee, die wohl für alle Menschen sehr komisch sein mußte, denn er brach in schallendes Gelächter aus, was bei ihm genauso selten vorkam wie bei Letta; beide gehörten eher zu den sturen Typen.

»Ein anderes Problem, Jimmy?«

Ja, es gab noch ein anderes Problem. Das Geld. Die irrsinnig schnelle Entwicklung der TENNIS-IM-HIMMEL-IDEE, die Armee, die zu ihrer Verwirklichung rekrutiert worden war, und der Kampf gegen die Geschäftsleute aus Chicago, die uns zeitlich wie finanziell zu übertrumpfen versuchten, das alles hatte enorme Kosten zur Folge. Im Augenblick bereits, aber auch in den kommenden Monaten...

»Wieviel?«

»Zwei Millionen Dollar.«

Dieser ›Nachschlag‹ war in seinen Augen unabdingbar notwendig; ohne ihn würde die Konkurrenz die Plätze in Beschlag nehmen, die wir aus finanziellen Gründen nicht hatten für uns reservieren können. Was schlimme Folgen für uns haben könnte, denn es schien sich schon jetzt



abzuzeichnen, daß die Konkurrenten, waren die beiden Systeme erst einmal installiert, alles daransetzen würden, um uns zu schlucken. So daß es unumgänglich war, eine möglichst unangreifbare Ausgangsposition aufzubauen...

»Jimmy, wissen Sie eigentlich, wie sich diese Gruppe zusammensetzt? Ich finde, die Geschwindigkeit, mit der die Gruppe reagiert hat, ist befremdend. Drei Wochen, nachdem wir angefangen haben, auf breiter Basis zu arbeiten, hatten die ihre eigenen Teams bereits auf die Beine gestellt und ihre Infrastruktur so weit aufgebaut, daß sie arbeiten konnten. Adrianos Berichte lassen in diesem Punkt keinen Zweifel zu.«

»Und das Schönste: Ihre Gegner arbeiten genau mit Ihrer Methode und Ihren Argumenten.«

»Horst oder Yahl?«

»Wären die beiden Namen in diesem Zusammenhang gefallen, hätte ich Sie schon lange informiert. Nein, es hat den Anschein, als ob ein gewisser Ridgewood dahintersteckt.«

Jetzt wußte ich Bescheid:

»Solon Ridgewood?«

Rosen war völlig überrascht, als er meine Frage bestätigte:

»Kennen Sie ihn, Franz?«

Ich kannte ihn nicht. Ich wußte nur, daß auf das New Yorker Konto des Solon R. Ridgewood vor nicht einmal dreißig Stunden von Martin Yahl vier Millionen Dollar überwiesen worden waren.

Ich hatte mir gewünscht, der Gegner solle endlich zum Angriff übergehen. Mein Wunsch war schneller erhört worden, als ich gedacht hatte...

Jo Lupino erwartete mich in meinem New Yorker Hotel, im Pierre. Wenigstens einer, von dem man annehmen konnte, daß er das Leben schön fand.

»Wo warst du eigentlich gewesen, Franz? Ich habe überall herumtelefoniert. Hast du eine kleine Blonde aufgerissen, du Kanaille?«

Ja, es lief wirklich gut, antwortete er auf meine diesbezügliche Frage, er wäre gerade in Florida gewesen und sehr zufrieden mit dem Ergebnis seiner Reise.

»Es war äußerst schönes Wetter dort unten, und da du ja den Flug und das Hotel bezahlst... Im übrigen, jetzt warte ich schon eine Stunde auf dich, die du ebenfalls wirst bezahlen müssen.«

»Rosen hat mich aufgehalten. Wieweit ist der Safari-Park vorangekommen?«

Lupino hatte in Palm Beach lange mit seinen texanischen und chinesischen Geschäftspartnern verhandelt; äußerst sympathische Typen, so erzählte er wenigstens, und die Unterredung war mit detaillierten Studien der in ihren Badeanzügen wie ausgezogen wirkenden Mädchen in Florida zu Ende gegangen...

»Jo?«

»Ja, Franz?«

»Das ist mir völlig gleichgültig.«

Nun, wenn ich unbedingt darauf bestand, dann war er bereit, mit mir auch über Geschäfte zu reden. Es ging alles in einer atemberaubenden Geschwindigkeit voran, und ob ich, Franz Cimbali, mir eigentlich bewußt sei, daß meine Idee die größte Baustelle Amerikas zur Folge habe... Ja, das wäre mir durchaus bewußt. Ich wies ihn eher griesgrämig darauf hin, daß es inzwischen elf Uhr abends geworden sei und wenn ich mich schon mühsam wachhalten müsse, dann eigentlich nur, um wirklich Neues zu erfahren und keine lyrischen Berichte entgegenzunehmen... Er wiederum strahlte mich fröhlich an und meinte, er habe im Grunde nichts wirklich Neues

mitzuteilen, nur eben, daß alles bestens voranginge auf der besten aller Welten...

»Und du hast eine Stunde auf mich gewartet, eine Stunde, die du mir natürlich in Rechnung stellen wirst, um mir zu sagen, daß es nichts Neues gibt!«

Er lächelte noch fröhlicher:

»Nervös? Nein, es läuft wirklich alles ausgezeichnet, du hast nichts zu befürchten. Deine chinesischen Freunde haben bereits fünfzig Millionen Dollar eingezahlt, die zur Erarbeitung der allgemeinen Konzeption verwendet werden. So, wie wir es vertraglich festgehalten haben. Die Texaner haben ihre Verpflichtung bestätigt, zweihundertfünfzig Millionen Dollar einzubezahlen, und ich bin mir sicher, daß sie diese Summe noch erhöhen werden. Franz, deine Partner sind völlig in deine Idee vernarrt! Und ich habe natürlich dein finanzielles Engagement bestätigt, so, wie du mir aufgetragen hast.«

»Die genaue Zahl?«

»Fünf Millionen sechshundertdreißigtausend Dollar. Die nächsten Freitag überwiesen werden müssen.«

Er schaute mich, plötzlich ernst geworden, aufmerksam an:

»Probleme, Franz?«

»Nichts Ernsthaftes.«

»Wenn du. Lust hast, bist du immer herzlich bei den Lupinos willkommen, zu Spaghetti carbonara. Ganz anständige Typen, diese Lupinos. Mit Herzen aus reinem Gold.«

Er ging. Wenn dieser Mann mich verriet, dann hatte er wirklich einen Oscar als bester männlicher Hauptdarsteller verdient.

In Arizona, wo die Mountain Time galt, war es inzwischen neun Uhr abends. Ich rief in der Ranch an und mußte es lange läuten lassen, bis Catherine zu meiner Überraschung endlich selbst abhob. Ich fragte sie:

»Was ist denn los? Warum nimmt denn niemand ab? Sind die Angestellten alle fort?«

»Ich war als erste am Apparat, das ist alles. Warum daraus ein Drama machen?«

»Ich mache kein Drama daraus, aber...«

Es war passiert; wir waren von neuem auf dem besten Weg, einen Streit vom Zaun zu brechen. Ich versuchte, ruhiger zu werden: »Bist du allein?«

Sie antwortete sarkastisch und aggressiv, nervöser als je zuvor:

»Nein, natürlich nicht. Zwei meiner Liebhaber liegen neben mir, und ein dritter, von dem die beiden ersten nichts wissen, hat sich unter meinem Bett versteckt!«

»Catherine, hör auf!«

»Du hast schließlich mit deiner blöden und unerträglichen Bemerkung angefangen. Und jetzt verdächtigst du mich noch zu allem Überfluß...«

Und so weiter und so weiter. Ich beschränkte mich auf das Wesentlichste. Ihre Eltern? Sie schauten sich eine Video-Kassette an. Und Marc-Andrea? Er schlief.

»Stell dir vor, es ist neun Uhr abends, und um diese Zeit schlafen Kleinkinder, wenn dich das überhaupt interessiert. Was mich überraschen würde...«

Um Himmels willen. Endlich legte ich zornig auf. Während ich auf der einen Leitung sprach, war auf der anderen ein Gespräch für mich angekommen, das ich jetzt entgegennahm. Ute aus London:

»Franzy, ich habe es einfach nicht geschafft, dich an die Strippe zu bekommen!«

»Jetzt hast du es geschafft. Was willst du noch mehr?«

»Ich habe Probleme, schöner Wikinger! Da will mir jemand an den Kragen.«

»Das TENNIS-IM-HIMMEL-GESCHÄFT betreffend?«

Sie lachte schallend:

»Franzy, der Typ, der mir persönlich an den Kragen und mich vergewaltigen will, der wird voll auf seine Kosten kommen! Natürlich spreche ich von dem weißen Ball...«

Sie erklärte mir ihre Schwierigkeiten, die identisch waren mit denen, die wir in Amerika bekämpfen mußten. Auch in Europa hatte sich eine finanzstarke Gruppe an die Arbeit gemacht, Ute, wo immer es nur möglich war, Knüppel zwischen die Beine zu werfen, bei der Beschaffung der Plätze, der Spieler, beim Bau der Plätze, bei der Werbung, kurz auf allen Gebieten...

»Franzy, entweder hatten diese Typen die gleiche Idee zum gleichen Zeitpunkt wie du, oder sie haben uns über die Schulter geschaut und alles kopiert, diese Schufte. Was mich beängstigt, ist nicht der Ideenklau, sondern die Geschwindigkeit, mit der die Gruppe arbeitet.«

Und jedesmal, wenn ihre Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen (Ute arbeitete in der Hauptsache mit Frauen zusammen) mit eventuellen Spielern oder Platzvermietern oder sonstigen Personen, die für uns interessant waren, Kontakt aufnahmen, folgte ihnen eine gegnerische Abordnung auf den Fersen, wenn sie nicht schon vorher dagewesen war.

»Sie gehen mit ihren Angeboten immer etwas weiter als wir. Sie wissen, was wir von den Spielern verlangen und was wir den Platzvermietern anbieten. Ich habe unter den Mädchen, die für mich arbeiten, zwei ausgemacht, die gleichzeitig für unseren Gegner arbeiten, und natürlich sofort gefeuert, aber ich bin mir sicher, daß sich noch andere bei uns eingeschlichen haben, die uns aushorchen.«

Und noch etwas: Ute betonte, daß es dem gegnerischen Unternehmen anscheinend nicht um den an sich notwendigen Gewinn ging; es tat zumindest so, als könne es ohne Gewinne arbeiten.

»Sie wollen uns vor allem an die Wand drücken und uns ausschalten, erbarmungslos. Franzy, wir sind deine Partner geworden, weil wir die Möglichkeit gespürt hatten, mit relativ bescheidenen Investitionen große Gewinne einzustreichen. Eine großartige Gelegenheit! Der Traum eines jeden Finanziers! Im Extremfall hätten wir sogar ganz darauf verzichten können, eigenes Kapital zu investieren. Doch jetzt sind diese Typen auf den Plan getreten; gut, wenn sie den Kampf wollen, dann können sie ihn von mir aus haben!«

»Anders ausgedrückt, ihr braucht zusätzliches Kapital, neue Investitionsmittel?«

»Wie sollen wir anders vorgehen? Franzy, der Türke hat viel Geld in diese Baugesellschaft gesteckt. Jetzt kann und will er nicht mehr zurück, aus Angst, einen Teil seines Einsatzes oder auch seinen gesamten Einsatz zu verlieren. Und dir geht es ja genauso wie uns. Wieviel ist diese Gesellschaft noch wert, wenn sie keine Bauaufträge mehr bekommt?«

Sie hatten in ihrer Villa in Hampstead alles wieder und immer wieder durchgerechnet. Eine Million Dollar sollte, zumindest im Augenblick, ausreichen. Geteilt durch zwei, natürlich.

»Ich werde dir den ganzen Papierkram inklusive der Bilanzen schicken, oder, noch besser, selbst bringen.«

Und da ich nicht sofort antwortete, sprach sie weiter:

»Franzy, stimmt etwas nicht? Hast du Probleme?«

»Warum sollte ich Probleme haben? Mir geht es großartig, und...«

»Du kannst mich nicht anlügen. Gut, ich komme morgen. Bis dann! Küßchen überall...«

Ich hatte die Ranch in Arizona am 9. Januar verlassen, um mich mit Paul Hazzard in Dallas, Texas, zu treffen. Am Abend des 9. sprach er mit mir zum x-ten Male über sein Angebot, sein Partner als *wildcater* zu werden, und hatte mich sogar mit

einem Geologen aus Tulsa bekannt gemacht, der extra für diese Unterredung eingeflogen war. Am 10. hatten wir dann in Louisiana die Thibodeaux' getroffen, den Abend in New Orleans verbracht, wo ich dann am 11. alleine geblieben war, bevor ich Maria de Santis getroffen hatte und dann nach New York weitergefliegen war.

Am 12. holte mich in der Früh ein Taxi im Pierre ab- die Fotografen vom Dienst waren auf ihrem Posten und machten ihre obligatorischen Aufnahmen – und brachte mich in die Vesey Street zum Gebäude der amerikanischen Postverwaltung.

Zu Fuß ging ich über die Plaza mit dem Marmorfußboden und dem mit Bänken umstellten Brunnen in der Mitte. Ich erinnerte mich daran, im letzten Sommer hier Blumen gesehen zu haben, doch jetzt im Winter liegt die Plaza nackt und eiskalt da. Das Wetter war genau so, wie ich es mir erhofft hatte, noch hell genug, obwohl über die Bucht von New York, vom Atlantik kommend, die ersten Wolken das Tageslicht dämpften. Es war neun Uhr fünfzehn in der Früh.

Zum erstenmal hob ich die Augen. Ein Schock. Die Zwillingstürme des World Trade Center auf der Südspitze Manhattans standen vor mir, nicht enden wollend, gigantisch, weiß, funkelnd und so hochgereckt, daß der Gigantismus zum absoluten Größenwahn entartete. Vierhundertelf Meter und achtundvierzig Zentimeter hoch. Einhundertdreißigtausend Menschen, die sich täglich in dem Gebäude aufhielten. Ich verfolgte einen Augenblick lang das merkwürdige Tier, das an der Außenfassade eines der Türme hochkletterte, der mobile Korb, in dem der Fensterputzer seiner Herkulesarbeit nachging und methodisch eines der dreiundvierzigtausend-sechshundert Fenster nach dem anderen reinigte; nach zwei Monaten haben er und seine Kollegen jedes Fenster einmal gereinigt und können von vorne anfangen.

Ich mischte mich in den Strom aus Menschen, der unter der Erde, von den Parkplätzen oder den verschiedenen U-Bahn-Stationen kommend, das Gebäude betrat. Der Mann, den ich besuchen wollte, arbeitete in einem Büro im vierundsechzigsten Stockwerk, das eine Ecke des linken Turmes einnahm, so daß man ganz Manhattan links und rechts den East River und Brooklyn erkennen konnte. Der Italo-Amerikaner, ein Freund von Jo Lupino, war über mein Kommen informiert; er regierte als unangefochtener Herrscher über diese unabhängige Stadt, die von den beiden Türmen gebildet wurde.

Als ich ihm meine Idee auseinandersetzte, hatte er die gleiche Reaktion wie Rosen: er lachte, nur viel freier und ungezwungener.

»Ihre Idee ist wirklich verrückt!«

»Aber durchführbar?«

»Warum eigentlich nicht?«

Er telefonierte und vertraute mich einem seiner Assistenten an; wir fuhren bis zum obersten Stockwerk hoch. Als wir auf die Terrasse kamen, erlebte ich eine erste Überraschung: es war deutlich kälter als unten.

»Zehn Grad Temperaturunterschied in der Regel«, erklärte mir mein Begleiter.

Zweite Überraschung: der Blick. Ungeheuer. Die umliegenden Hochhäuser waren von hier oben aus nichts anderes mehr als kleine Hütten, und selbst das Empire State Building hatte viel von seinem Prestige verloren. Die Stadt New York, sonst so beeindruckend, ja erdrückend, wirkte wie das Modell eines Architekten, und man konnte am Horizont den Atlantik in seiner ganzen Größe erkennen. Das heißt, ohne die Wolken, die ich von der Straße aus gesehen hatte und die sich jetzt unter mir befanden; sie wuchsen verblüffend schnell, und innerhalb von wenigen Minuten war New York unter



einem dichten Nebel verschwunden, aus dem nur die beiden Türme herausragten. Sehr beeindruckend.

»Kommt das häufig vor?«

»Ziemlich häufig. An bestimmten Tagen sind diejenigen, die in den obersten Stockwerken arbeiten, gezwungen, die Pförtner anzurufen, wenn sie wissen wollen, ob es in New York regnet oder schneit.«

Wir schlenderten über die betonierte Terrasse. Ich bedauerte, daß ich mein Zentimetermaß nicht mitgebracht hatte.

»Unnötig«, beruhigte mich mein Begleiter, »ich spiele selbst; ich kann Ihnen garantieren, daß Sie hier oben einen Platz unterbringen können.« Er lachte und schlug sich auf die Schenkel:

»Das wird der Tennisplatz werden, der die tiefsten Fundamente auf der Welt aufweist: vierhundertvierundfünfzig Meter Beton!«

Meine zweite Idee, das Tennis-Projekt betreffend, die sogar Jimmy Rosen zum Lachen gebracht hatte: auf dem höchsten Turm New Yorks ein Tennis-Match zu organisieren. Mein Begleiter fragte mich:

»Und Sie werden nur ein Spiel organisieren?«

»Ein einziges. Mit dreihunderttausend Dollar Prämie.«

»Becker gegen Ivan Lendl?«

»Oder gegen John McEnroe. Oder McEnroe gegen Lendl.«

Er lachte und nickte mit dem Kopf:

»Und wie wird sich Ihre Aktion nennen?«

»TENNIS-IM-HIMMEL!«

Mit Rosen hatte ich die Entwicklung meiner Tennis-Geschäfte und mit Jo Lupino die des Safari-Parks abgestimmt.

Jetzt war ich bei Philip Vandenbergh:

»Damit wir uns recht verstehen, Mister Cimbali: Sie haben mir die Überwachung und Verwaltung Ihrer Interessen auf dem Silberspekulationsmarkt anvertraut; ich habe mich darum gekümmert und werde mich auch weiterhin darum kümmern.«

Hätte ich unter den drei Rechtsanwaltskanzleien, mit denen ich in New York zusammenarbeite, mit der Rosens, Lupinos und Vandenberghs, diejenige auszusuchen, die am wirkungsvollsten und schlagkräftigsten arbeitete, dann hätte ich, ohne zu zögern, die Vandenberghs gewählt (die von Rosen und Lupino haben andere Vorzüge). Was die menschlichen Beziehungen anbelangt, da lagen die Dinge allerdings ganz anders. Bei Vandenberghs Anblick sträubten sich wie immer meine Haare, und ich war mir sicher, daß es ihm mit mir ebenso ging. Ich lächelte ihm honigsüß zu:

»Nur weiter so, mein Lieber.«

Ein eiskalter Blick, der selbst einen durchtrainierten Eskimo hätte vor Kälte erstarren lassen.

»Und ich werde mich weiterhin darum kümmern, unter der Bedingung, daß ich ständig mit Ihnen in Kontakt stehen kann. Ich kann es nicht zulassen, daß der größte Teil meiner Angestellten den Hauptteil ihrer Arbeitszeit damit verbringt, Sie zu suchen.«

Dabei zahlte ich diesem Typen einhundertfünzigtausend Dollar Jahreshonorar, dreihunderttausend Mark! Und wenn ich auch zu seinen wichtigen Kunden gehöre, dann bin ich bei

weitem nicht der einzige. Ich hasse es, beschimpft zu werden, auch wenn derjenige, der mich beschimpft, vielleicht sogar recht hat.

»Des Rätsels Lösung: Das Ziel liegt südsüdöstlich von Ihnen, Richtung Chihuahua in Mexiko in der Provinz gleichen Namens, allerdings viel dichter bei Ihnen, nur drei Meter und zwölf Zentimeter von Ihnen entfernt, grob geschätzt, richtig, die Tür, die Sie jetzt bitte nehmen werden!«

Er stand auf und ging tatsächlich auf die Tür zu, blieb aber dann stehen und drehte sich um:

»Mit meiner allerdings unfreiwilligen Hilfe haben Sie Erwin Horst zum erstenmal getroffen. Remember Sie sich?«

Worauf wollte Vandenberg hinaus? Er ließ mir nicht lange Zeit, um mir diese Frage zu stellen, sondern fügte fast übergangslos hinzu:

»Dieser gleiche Horst rief mich gestern an.«

Ich wartete auf die Fortsetzung der Geschichte, ohne mich zu rühren.

»Er schlug mir vor, sich mit mir zu treffen, und meinte, dies sei zu unserem beiderseitigen Vorteil.«

Ich wartete immer noch. Natürlich war mir sofort durch den Kopf gegangen, daß Erwin Horst sich zumindest gestern in London im Hotel Browns befunden haben mußte und sich wahrscheinlich immer noch dort aufhielt.

»Er rief mich aus London an«, nahm Vandenberg das Gespräch wieder auf, als ob er meine Gedanken lesen könne. Er legte eine Pause ein.

»Ich habe sein Angebot abgelehnt.«

»Mir kommen die Tränen«, antwortete ich sarkastisch, »soviel Anstand und soviel Edelmut auf einem Haufen! Nun, ich schlage Ihnen vor, an Ihren Platz zurückzukehren, so daß wir endlich ernsthaft arbeiten können, nachdem wir unsere Liebenswürdigkeiten ausgetauscht haben.«

Würdevoll ging er an seinen Platz zurück. Er fing an, von den laufenden Geschäften zu sprechen, und beinahe augenblicklich war er wieder so emotionslos, methodisch und intelligent, wie ich ihn kannte. Inzwischen waren die von mir eingegangenen Verträge auf dem Silberspekulationsmarkt auf insgesamt einhundertzweiundvierzig angewachsen, was einer Gesamtinvestitionssumme von neun Millionen neunhundertvierzigtausend entsprach, und ich möchte meine Leser daran erinnern, daß diese Investitionssumme ja nur zehn Prozent des tatsächlichen Wertes ausmachte. Vandenbergh dozierte:

»Alles in allem setzt sich die Tendenz zur Hausse fort; vor ungefähr einem Jahr kostete eine Unze Silber noch um die fünf Dollar. Heute zeichnet sich ab, daß die Unze in wenigen Monaten wohl schon bald vierzig oder ganz fünfzig Dollar wert sein wird.«

Er kannte auch die Gründe für diese starken Preissteigerungen: die massiven Silberkäufe einer finanzkräftigen Gruppe texanischer Finanziers, die bei dieser Spekulation von arabischen und brasilianischen Anlegern unterstützt wurde. Diese Gruppe wollte allem Anschein nach auf dem Silbermarkt eine marktbeherrschende Stellung erreichen, die sogenannte *cornerstone*, wie das im Fachjargon bezeichnet wird, das heißt, eine Stellung, von der aus man die Kursentwicklung nach Belieben steuern kann. Um eine solche Stellung zu erreichen, muß man über fantastische Finanzmittel verfügen und diese, ohne Risiken zu scheuen, auch hemmungslos einsetzen.

»Angesichts der sich überschlagenden Entwicklung auf dem Markt müssen wir davon ausgehen, daß die texanische Gruppe in Kürze bereits für zehn bis zwölf Milliarden Dollar Silber besitzen wird.«

Schweigen. Endlich gab ich meinen Kommentar ab:

»Sie sind, wie immer, glänzend informiert.«

Er zuckte nur mit den Schultern.

»Natürlich...«

»Haben Sie auch selbst auf Silber spekuliert?«

»Im Rahmen meiner bescheidenen Möglichkeiten, die natürlich mit Ihren nicht verglichen werden können.«

Neues Schweigen. Gleichgültig hielt er meinen Blick aus. Ich war mir sicher, ja, ich hätte beschwören können, daß er wußte, welche Frage mir in diesem Augenblick durch den Kopf ging: Warum er, falls seine Informationen richtig waren, sie ausgerechnet an mich weitergab, für den er so wenig oder gar keine Sympathie übrig hatte? Unsinnig, ihm eine solche Frage zu stellen, denn die Antwort stand von vorneherein fest; er würde nur darauf hinweisen, daß er schließlich für mich arbeite. Ein loyaler Mann, dieser Philip Vandenberg. Und so anständig!

Oder aber es versteckte sich eine andere Antwort hinter seinem eiskalten Blick: hinter der Silber-Spekulation war eine Falle verborgen, in die er mich locken wollte.

Ich brach das Schweigen als erster:

»Und aus welchem Grund müssen Sie mich so dringend sprechen?«

Weil trotz der Hausse die Markttendenz nicht ganz einheitlich war, es hier und da vorübergehend Einbrüche gab und ich mit den berühmten *margin calls*, mit der Erhöhung der Depot-Einlagen zu rechnen hatte, da ich auf Hausse spekuliert hatte; natürlich stand dies noch nicht fest, aber ich hatte damit zu rechnen, und er hatte Wert darauf gelegt, mich frühzeitig darauf hinzuweisen.

Fünfhunderttausend Dollar. Im Grunde eigentlich nicht der Rede wert. Ich sollte halt das Geld bereithalten.

»Vandenbergh, ich verspreche Ihnen, daß Sie mich ab sofort Tag und Nacht erreichen können, wo immer ich mich aufhalten sollte.«

Unbeweglich schaute er mich an:

»Mehr verlange ich gar nicht von Ihnen, Mister Cimbali.«

Am nächsten Morgen, am 13. Januar, traf Marc Lavater in New York ein. Als erstes schaute er sich nach den unvermeidbaren Fotografen um:

»Sind sie immer noch hinter dir her?«

»Hartnäckiger als je zuvor.«

»Franz, wie schaffst du es nur, diese Meute auszuhalten? Ich wäre schon lange übergeschnappt!«

»Du kannst einem richtig Mut machen!«

Er erkundigte sich nach Catherine. Ich berichtete ihm, sie sei auf der Ranch geblieben.

»Allein?«

Seine Frage ärgerte mich.

»Natürlich nicht! Ihre Eltern lassen sie keine Sekunde aus den Augen. Vier Hausangestellte wachen darüber, daß es ihr an nichts mangelt. Außerdem verbringen französische Freunde, die in Kalifornien leben, einige Tage auf der Ranch. Warum hast du nur diese Frage gestellt?«

»Ist schon gut, ich ziehe die Frage zurück«, sagte er lächelnd und hob dabei zum Zeichen seiner Aufgabe seine Hände. Dabei spürte ich aber deutlich, daß er sich Sorgen machte und mir dies nur nicht eingestehen wollte. Vielleicht aber sah ich auch nur zu schwarz, und Marc war gar nicht besorgt.

Ich erzählte ihm, was ich in der Zwischenzeit alles unternommen hatte, verschwieg aber meine Insel in der Karibik, von der er erst sehr viel später erfahren sollte. Er

berichtete mir anschließend von Martin Yahl und dessen Reise nach London.

»Er hat sich mit Horst getroffen. Ihre Unterredung hat ausgesprochen lange gedauert. Wir können das genau abschätzen, denn erst als sie in einem Wagen gemeinsam übers Land fuhren, haben sie über die wichtigen Dinge gesprochen; sie hatten, zu Recht, Angst gehabt, von uns abgehört zu werden.«

Eine Information war allerdings wirklich neu: Yahl hatte sich nicht nur mit Horst getroffen, sondern auch mit zwei Bankiers, einem englischen und einem aus Frankfurt.

»Mehr kann ich dir leider nicht sagen. Diese Bankiers sind eine diskrete Rasse. Auf alle Fälle haben die vier Männer inzwischen London verlassen. Schau her.«

Ein mit einem riesigen Teleobjektiv aufgenommenes Foto, dessen Qualität dementsprechend schlecht war, zeigte Martin Yahl beim Verlassen des Browns; er war gerade dabei, in einen Wagen zu steigen, dessen rückseitige Fenster mit Vorhängen verhangen waren.

»Man könnte fast meinen, Yahl sei ein alter Greis, dessen Stunden gezählt sind.«

»Das ist genau der Eindruck der Detektive, die sich auf seine Fersen gesetzt haben. Ein Arzt hat ihn während der Reise begleitet. Übrigens, ich habe noch etwas für dich...«

Er zeigte mir Karteikarten; ich las sie, ohne genau zu verstehen, um was es eigentlich ging:

»Was bedeutet das?«

»Das bedeutet, daß derjenige, von dem auf diesen Karteikarten die Rede ist, mit einem Fuß im Grab steht. Er kann jeden Augenblick sterben. In Wirklichkeit war diese Reise nach London ein bodenloser Leichtsinn; er hätte auf keinen Fall verreisen dürfen.«

»Und es ist sicher, daß es sich bei dem auf diesen Karteikarten beschriebenen Kranken um Yahl handelt?«

»Ein Zweifel ist ausgeschlossen; ein Betrug wäre nur unter der Voraussetzung denkbar, daß sich drei der besten französischen Kardiologen gemeinsam zu diesem Betrug hergeben. Kaum anzunehmen. Die drei haben Yahl getrennt untersucht; ihre Ergebnisse sind eindeutig.«

Auf der einen Karteikarte war der Name eines Pariser Herzspezialisten verzeichnet. Ich war mir keineswegs über die Mittel und Wege im klaren, die die ›beste Agentur‹ angewandt hatte, um an ähnlich vertrauliche Dokumente heranzukommen. Einbruchsdiebstahl gehörte sicher noch zu den harmloseren Mitteln.

»Marc, glaubst du nicht, daß wir zu weit gehen?«

Er antwortete nicht. Wenigstens nicht sofort. Mit meinen eigenen Problemen beschäftigt und an den Umgang mit ihm gewohnt, hatte ich mir bisher noch nicht die Mühe gemacht, mir meinen Freund wirklich anzuschauen. Jetzt tat ich es, und ich entdeckte einen abgemagerten, gespannten, verkrampften Mann, dessen Nerven offensichtlich die stärksten Belastungen auszuhalten hatten. Er war nicht glücklich. Und all dies hatte er mir zu verdanken; ich hatte ihn aus seinem friedlichen Leben gerissen, aus seinem halben ›Ruhestandszustand‹ in seinem Landhaus in Burgund, und an meiner Seite in das hineingezogen, was ich euphorisch ›Cimballis Tanz‹ nannte. Plötzlich fühlte ich mich zu ihm hingezogen, auf eine unerklärliche Art.

»Jetzt bin ich daran, eine Frage zurückzuziehen.«

Er lächelte mich an: »Die Geschworenen werden gebeten, den letzten Satz zu vergessen.«

Nach einer kurzen Pause fügte ich hinzu:

»Ich lade dich zum Mittagessen ins Four Season ein; sie haben dort ausgezeichnete und üppige Gerichte.«



Jetzt lachte er schallend:

»Na, dann werde ich mich wohl anstrengen müssen. Für mich ist es gerade die Stunde des Five o'clock tea!«

Diese Zeitverschiebungen!

Bevor er nach New York geflogen war, hatte er wie ein Schwerarbeiter über den Erdölakten gebrütet. Über dieses Geschäft, das mir von Fezzali vorgeschlagen worden war und in das er mit seiner gesamten verfügbaren Kapitalreserve selbst eingestiegen war.

Auf dem offiziellen Erdölmarkt werden die Preise von der OPEC, der Vereinigung der erdölproduzierenden Länder, festgelegt.

Neben diesem offiziellen Markt, der theoretisch die gesamte Produktion der in der OPEC zusammengeschlossenen Länder umfaßt, gibt es noch einen freien Markt, bei dem der Preis für ein Barrel nicht festgelegt, sondern durch das Spiel von Angebot und Nachfrage bestimmt wird. Entgegen ihren sich selbst auferlegten Bestimmungen verkaufen auf diesem Markt nicht nur die Länder, die nicht zur OPEC gehören, sondern auch die Teilnehmerstaaten selbst einen Teil ihrer Produktion. Was nicht nur im Interesse der jeweiligen Staatskasse liegt, sondern auch die internationale Spekulation begünstigt.

Marc hatte ein ungeheures Arbeitspensum bewältigt. Dabei ist der eigentliche Mechanismus dieser Finanzoperation recht unkompliziert. Fezzali behauptete, Erdöl zu besonders günstigen Bedingungen aus einem der OPEC-Staaten beziehen zu können; dieses Öl sollte in Tankern, die wir selbst bei unabhängigen Reedereien chartern würden, unabhängig von den großen erdölverarbeitenden Firmen natürlich, die über ihre eigenen Flotten verfügen, nach Rotterdam transportiert werden, wobei die Charterverträge entweder auf eine

bestimmte Zeitspanne oder auf einen einzigen Transport laufen konnten. Marc hatte alles durchkalkuliert und die gewinnbringendsten Lösungen erarbeitet und sagte beinahe stolz zu mir:

»Im Grunde sind wir die Reeder.«

»Richtig; nenn mich ab sofort Sokrates.«

Die Öltanker, die zumeist unter liberianischer oder panamesischer Flagge fahren, transportieren regelmäßig Erdöl aus den Golfstaaten oder aus Afrika nach Rotterdam, wo es auf dem freien Markt verkauft wird. Doch es kommt häufig vor, daß die Ladung eines solchen Tankers schon verkauft wird, noch bevor er den Rotterdamer Hafen erreicht hat und, wie Marc mir erklärte, ist es kein Einzelfall, daß eine solche Ladung während der Reise mehrmals den Besitzer wechselt. Den Rekord hält bis zum heutigen Tage eine Ladung, die während der hektischen Spekulationen fünfzehnmal den Besitzer wechselte, bevor sie in Rotterdam eintraf.

Marc hatte sich auch Gedanken gemacht, wie die Gesellschaft aussehen sollte, die sich mit der Spekulation befassen würde, denn es war natürlich ausgeschlossen, dieses Geschäft über eine Martin Yahl bekannte Gesellschaft abzuwickeln. Er schlug vor, in Curaçao eine anonyme Gesellschaft ins Leben zu rufen, die wiederum einer Liechtensteiner Gesellschaft gehören sollte; diese Liechtensteiner Gesellschaft sollte die Gelder nach Curaçao überweisen, die wir vorab eingezahlt hatten: Fezzali neunzehn Millionen Dollar, Marc eine Million und ich zehn.

»Noch einmal, Marc, du hättest dich nicht dermaßen in diesem Geschäft engagieren sollen!«

Auf seine sehr höfliche Art und Weise war er dickköpfig; nein, das Geschäft sei äußerst vielversprechend, er glaube daran und es biete sich nicht jeden Tag die Gelegenheit, an der Seite eines Fezzali und eines Cimbali eine Gesellschaft

mitzugründen. Er wolle sich diese Gelegenheit auf keinen Fall entgehen lassen. Soweit seine Argumente. Und ich konnte ihn kaum zurückweisen, wenn er darauf bestand, sein Geld in dieses Geschäft zu stecken, auch wenn er dies in erster Linie wohl tat, um mir zu beweisen, in welchem Maße er Vertrauen in mich und Fezzali hatte, denn auch ich war von der Solidität unserer Spekulation voll überzeugt.

Ein weiterer wichtiger Punkt in Marcs Überlegungen: die eingezahlten Gelder konnten nur dann bewegt werden, wenn die drei Teilhaber einstimmig ihr Einverständnis dazu gaben; oder natürlich ihre gesetzlichen Vertreter, falls ihnen während der Laufzeit des Gesellschaftervertrages etwas zustößen sollte.

»Hassan ist damit einverstanden?«

Marc war in diesem Punkt absolut eindeutig; er hatte den Wüstensohn in Kairo besucht und mit ihm alles durchgesprochen. Gegen Ende des Monats wollten sie sich wieder treffen, wahrscheinlich in Italien.

Sobald ich Fezzalis Antwort erhalten hatte, hatte ich eine Londoner Wirtschaftskanzlei gebeten, mir eine umfassende Studie über den Rotterdamer Erdölmarkt mit allen Risiken, Gefahren und Vorteilen zu liefern. Ich hatte diese Studie erhalten und aufmerksam gelesen; sie stimmte in allen Punkten mit dem überein, was Marc Lavater seinerseits erfahren und bei seinen Berechnungen als Grundlagen angenommen hatte. Trotzdem wollte ich sichergehen und die Studie noch einmal durcharbeiten, was zwei Stunden in Anspruch nahm; sobald mir der Sinn einer Passage nicht ganz eindeutig und manche juristischen Begriffe zu kompliziert erschienen, rief ich in einem der Büros meiner New Yorker Rechtsanwälte an und bat um Auskunft. Alles hatte Hand und Fuß. Marcs Analyse und der darauf aufbauende Gesellschaftervertrag waren völlig in Ordnung. Ich unterschrieb.

Marc hatte sich in der Zwischenzeit mit seiner gewohnten Diskretion zurückgezogen und kam mit Ute an der Hand zurück, die vor Vitalität überschäumte und die ganze Menschheit liebte. Am liebsten natürlich auf einen Schlag, Sie war soeben von London kommend eingetroffen und vergötterte Marc und mich. Marc während meines Aktenstudiums wohl noch intensiver als mich, wenn ich meinen Augen trauen durfte.

»Du wirst es mir nicht glauben, aber diese dänische Nymphomanin hat mich doch tatsächlich im Aufzug vergewaltigen wollen.«

»Jetzt verwechselt er schon seine Träume mit der Realität«, antwortete Ute, die nicht nur das Leben liebte, sondern auch sehr intelligent und schlagfertig war. »Ich hatte ihm nur zeigen wollen, wie gerne ich ihn mag.«

Sie warf mir einen Blick zu, der mir Angst einjagte: sie fixierte mich so lüstern, daß ich schleunigst einen Tisch zwischen uns brachte:

»Ruhig Blut!«

»Aber Franz, wer wird denn wohl vor der kleinen Ute Angst haben!«

Wir gingen zu dritt zum Essen. In New York war es in diesem Januar entsetzlich kalt. Die Pferde der berittenen Polizisten stießen aus ihren Nüstern Dampfwolken in die Luft, ein Lappe hätte sich in zusätzliche Wolljacken gehüllt, doch Ute fühlte sich ausgezeichnet; sie trug eine Nerzjacke, die sich mit ihrem gewaltigen Ausschnitt von allen anderen Jacken dieser Art grundsätzlich unterschied; ihre Brüste wären sichtbar gewesen, hätte sie sie nicht mit einer Diamantkette verhüllt:

»Ein Geschenk des Türken, er liebt mich, dieser internationale Hochstapler!«

Sie erinnerte lebhaft an eine Nackttänzerin, die zu Beginn ihrer Nummer noch einige dekorative Kleidungsstücke auf der bloßen Haut trägt. Ute lud uns in ein dänisches Restaurant in der achtundfünfzigsten Straße ein und schleifte uns anschließend in einen Club, wo wir uns anstrebten, wenigstens so zu tun, als ob wir tanzten, während uns eine Abordnung skandinavischer Parlamentarier fast die Luft abschnitt, so nahe rückten sie uns auf den Leib, um Ute, die sich durch nichts einschränken ließ und sich aller hemmenden Kleidungsstücke entledigt hatte, besser bewundern zu können. Ich weiß nicht, wie es ihr gelungen war, mir mitten in diesem Tohuwabohu einen dicken Umschlag zuzuschieben, in dem sich die Unterlagen über die europäische Filiale von TENNIS-IM-HIMMEL befanden:

»Laß dir soviel Zeit wie du willst, Franzy, und lies dir alles in aller Ruhe durch. Es reicht mir, wenn du mir deine Antwort morgen früh gibst. Ich komm' dich wecken und geb' dir noch vor dem Frühstück ein Küßchen!«

Es war vier Uhr in der Früh! »Laß dir soviel Zeit, wie du willst...«

Marc und ich kamen uns als richtige Schlappschwänze vor, als wir sie mit ihren betrunkenen Skandinaviern allein ließen. Wir gingen zu Fuß ins Pierre. Yates Fotografen begrüßten uns auf dem Gehweg der Fünften Avenue. Marc war noch erschöpfter als ich, denn für ihn war es immerhin zehn Uhr in der Früh. Trotzdem spürte ich, daß er sich noch nicht schlafen legen wollte.

»Wir haben noch nicht einmal unsere Partnerschaft begossen! Bis zu dem heutigen Tag habe ich für dich gearbeitet und wurde dafür bezahlt; jetzt sind wir Partner!«

»Ich bin sehr glücklich darüber.«

Er nickte zustimmend mit dem Kopf:

»Viel wird sich allerdings nicht ändern.«

Ich weiß nicht, ob die Müdigkeit daran schuld war oder die nervöse Spannung, die ihn seit einiger Zeit beherrschte, doch er sah wirklich nicht wie jemand aus, der unbedingt feiern wollte.

»O. K. Marc, sag mir, was du mir so dringend sagen willst.«

Er setzte sich in einen Sessel, lehnte seinen Kopf zurück und schloß die Augen. Er meinte, er habe eine Verantwortung auf sich genommen, auf die er gerne verzichten würde, denn er sei der einzige, der die Details aller meiner geschäftlichen Unternehmen kenne, derjenigen, die gerade abliefen, und derjenigen, die ich plante. Und zwei Dinge hatten seine Besorgnis bei dem, was ich in den letzten Monaten alles unternommen hatte, besonders geweckt.

»Vor allem die Vielzahl und die Bedeutung der finanziellen Verpflichtungen, die du eingegangen bist. Du hast sie in letzter Zeit in erschreckender Eile verdoppelt und verdreifacht...«

Ohne die Augen zu öffnen, hob er eine Hand, um meinem Einwand zuvorzukommen:

»Ich weiß, ich kenne deine Theorie von der Gegenoffensive und den Eiern, die möglichst nicht alle im gleichen Korb transportiert werden sollten. Vielleicht hast du recht. Aber du hast deine Rücklagen auf gefährliche Weise angegriffen, beinahe aufgezehrt... Soundsoviele Millionen für den Safari-Park, soundsoviele Millionen für die Kaffee-Spekulationen...«

»Soundsoviele für die Erdölspekulationen...«

»Soundsoviele für die Erdölspekulationen, soundsoviele für die Silberspekulationen, für TENNIS-IM-HIMMEL. Diese Geschichte hätte wirklich noch etwas warten können; Ute hat mir erzählt, daß ihr vielleicht die Einsätze erhöhen müßt. Stimmt das?«

»Ja.«

»Und du machst mit?«

»Ich kann jetzt Ute und den Türken nicht im Stich lassen.«

Marc hielt seine Augen weiter geschlossen; durch die Lider hindurch massierte er sanft seine Augäpfel.

»Jetzt kennst du den ersten Grund für meine Sorgen; du hast dich zu stark entblößt. Bitte, unterbrich mich nicht.«

»Komisch, was du da sagst; immerhin hast du mich in diese Erdölspekulation getrieben.«

»Weil sie sicher ist.«

»Danke, Papa.«

Er reagierte nicht und zog es vor, so zu tun, als ob er diese Bemerkung nicht gehört habe.

»Der zweite Grund für meine Sorgen ist im übrigen eng mit dem ersten verknüpft. Ich bin überzeugt, daß Yahl in Kürze zum Angriff übergehen wird. Und... Um Himmels willen, Franz, laß mich einmal ausreden! Laß mich einmal alles sagen, was ich sagen will. Sonst redest immer nur du!«

Schweigen.

»Franz, diese Londoner Geschichte kommt mir unheimlich vor. Ich habe dreißig Jahre lang für die französische Steuerfahndung gearbeitet. Und hatte während dieser Zeit mit vielen Steuerbetrügern zu tun gehabt, die zum Teil überdurchschnittlich begabt waren. Und ich habe gespürt, trotz allem, wann sie logen und wann sie die Wahrheit sagten. Franz, mit Yahl stimmt irgend etwas nicht.«

Schweigen. Er öffnete die Augen und schaute mich an.

»Und du hast den gleichen Eindruck, nicht wahr?«

Ja, ich war wirklich davon überzeugt, daß mit Yahl etwas nicht stimmte. Marc sprach weiter: »Aber ich weiß nicht, was, Franz. Nicht mehr als du. Und ich bin heute bereit einzuräumen, daß ich Angst habe.«

Was sollte ich darauf antworten?

»Franz, du hast mir erzählt, daß deine TENNIS-IM-HIMMEL-Geschäfte im Augenblick sowohl in Amerika wie in Europa von mächtigen Gruppen bekämpft werden, hinter

denen sich Horst verbirgt. Ich glaube, es handelt sich dabei nur um Ablenkungsmanöver. Die wirkliche Gefahr droht woanders.«

»Bei den Kaffee-Spekulationen?«

»Vielleicht bei den Kaffee-Spekulationen.«

Ich ging in das neben meinem Wohnzimmer liegende Bad und holte eine Flasche Mineralwasser aus dem Kühlschrank. Ohne ein Glas zu holen, trank ich direkt aus der Flasche. Einige Sekunden später hörte ich, wie Marc aufstand und zur Badezimmertür kam:

»Franz, ich geh' dir auf die Nerven, was?«

Ich antwortete nicht gerade sehr höflich:

»Ja, ziemlich.«

Es war inzwischen fünf Uhr in der Früh. Marc hatte mit seiner ›Bilanz‹ nichts anderes erreicht als das, was er sicher nicht hatte erreichen wollen: meine Wut, meinen Zorn von neuem zu entfachen; seine Argumente waren mir alle bekannt gewesen, und ich hatte sie mir in den letzten Wochen immer wieder durch den Kopf gehen lassen. Wut. Auf Yahl. Auf Catherine. Auf Marc und auf mich selbst. Ziemlich viel auf einmal, vor allem, wenn man sich allein fühlt. Das Schweigen dehnte sich aus.

»Ich gehe schlafen«, sagte Marc nach einer langen Pause.

Er ging, und ich mußte mich ungeheuer anstrengen, um ihm hinterherzurufen:

»Gut, Marc, du hast wahrscheinlich recht. Ich werde nach Südamerika fliegen und mich um diesen blöden Kaffee kümmern.«



Der Türke hatte mir den besten Kontakt vermittelt, den ich in Rio schließen konnte, Kaffee-Geschäfte betreffend: ein kleiner, eleganter, etwas dicklicher, dabei aber äußerst lebhafter Brasilianer, der Joachim Gigio hieß und den man nur Gigi nannte, was gut zu ihm paßte, denn wenn er sprach, wedelte er wie ein Gigolo mit den Händen in der Luft herum; der Türke hatte mich gewarnt. Ich hatte es mit einem leidenschaftlichen Männer- und vor allem Knabenliebhaber zu tun. Um nicht gleich mit der Tür ins Haus zu fallen, sagte ich zu Beginn des merkwürdigen Gespräches, das ich mit ihm führte:

»Ich kenne noch einen anderen Joachim; ich habe ihn in Mombasa zum erstenmal getroffen.«

»Ein hübscher Junge?«

Er fingerte an dem langen Schillerkragen aus Seide herum, der sein rosa Hemd zierte.

»Ein Engel.«

Als ich an den wirklichen Joachim dachte, der sich ja inzwischen in Florida aufhielt, an seine über hundertzwanzig Kilo und an sein Gesicht, mit dem er jederzeit die Rolle eines ängstlichen Mörders hätte übernehmen können, ohne sich zu schminken, mußte ich mich zusammenreißen, um nicht schallend zu lachen.

»Sie machen mir Lust auf einen Ausflug nach Mombasa«, sagte er schelmisch. Gigi gehöre zur Finanzwelt, hatte der Türke mir eher zurückhaltend erklärt, und ich hatte wohl richtig verstanden, als ich mir darunter vorstellte, daß Gigi fähig war, große Summen zu verleihen, so ab fünf, sechs Millionen Dollar aufwärts, noch am gleichen Tag, vielleicht

auch in der gleichen Stunde, in der man darum bat, unter der Voraussetzung natürlich, daß er *absolut* sichergehen konnte, daß es bei der Rückzahlung des Kredites inklusive saftiger Zinsen keine Probleme gab. Ein in tropischer Region lebender Türke, gewissermaßen.

Er bewohnte ein märchenhaftes Apartment mit Blick auf die Lagune von Rodrigo de Freitas, zweistöckig, mindestens sechshundert Quadratmeter umfassend, mit einem großen Schwimmbad auf der Terrasse des oberen Stockwerkes. Die Einrichtung war auffallend luxuriös und deutete darauf hin, daß der Besitzer zu den Menschen mit ausgeprägtem Stilgefühl gehörte und auch über die Mittel verfügte, dieses Stilgefühl auszudrücken.

»Der Türke hat mir viel von Ihnen erzählt«, begann er das eigentliche Gespräch, »und darauf hingewiesen, daß Sie sich im Augenblick in erster Linie für Kaffee interessieren.«

Zu mir hatte der Türke gesagt:

»Franzy...«

»Nenn mich nicht Franzy!«

»Franz, Gigi kannst du alles fragen; er weiß über alles Bescheid, über Geld, Silber, Waffen, Männer und Frauen. Er kennt alle Welt und vor allem die schönen Offiziere, die über Südamerika herrschen. Sei auf der Hut, vertrau vor allem nicht seinem Äußeren, er ist älter, als man annehmen würde, und vor allem äußerst gerissen.«

Ob es mir denn nicht heiß wäre, fragte mich Gigi aufmerksam. Ob ich denn vielleicht ein Bad nehmen wolle? Badehose sei unnötig. Ich antwortete, es würde mich in der Tat entzücken, ein Bad zu nehmen, allerdings mit Badehose, ich sei in gewisser Beziehung altmodisch. Einen Augenblick später schon schwammen wir nebeneinander in dem riesigen Becken, und ich entdeckte zu meiner großen Überraschung, daß der Boden des Schwimmbeckens durchsichtig war, so daß

wir auf die darunterliegende Terrasse schauen konnten, auf der vier, fünf Knaben ein Sonnenbad nahmen, nackt natürlich. Eine merkwürdige Atmosphäre.

Nach unserer sportlichen Betätigung sagte Gigi, nachdem ich mit meiner kleinen Rede fertig war:

»Ausgezeichnet, ich habe verstanden, was Sie von mir wünschen. Sprechen wir zuerst von dem, was sie die OPEC des Kaffees nennen und was wir als die Gruppe von Bogota bezeichnen. Diese Gruppe existiert und funktioniert. Sie wissen sicher, daß die Gruppe während des letzten Jahres sechshundert Millionen Dollar aufgebracht hat, um damit den Kurs des Kaffees zu stabilisieren und sogar nach oben zu treiben. Soviel ich weiß, wird dieses Bündnis zwischen Brasilien und Bolivien auch dieses Jahr fortgesetzt.«

»So etwas läßt sich sicher überprüfen...«

»Ich werde es überprüfen, das verspreche ich Ihnen. Ich liebe Ihren Vornamen, Franz...«

»Sie überprüfen alle Bewegungen und halten mich auf dem laufenden. Regelmäßig. So daß ich über jede Bewegung auf dem Kaffee-Markt informiert bin. Wenn Sie wollen, dürfen Sie mich mit meinem Vornamen anreden.«

»Was das übrige anbelangt...«

Er sprang wieder ins Wasser; notgedrungen sprang ich ihm hinterher. Gigi streckte sich als toter Mann auf dem Wasser aus:

»Schauen Sie!«

Ich imitierte ihn. Über mir wölbte sich der Himmel Rios, der, wie zu erwarten gewesen war, sich durch ein reines, tiefes Blau auszeichnete.

»Sie sehen sie nicht, aber die Wettersatelliten, die jeden Tag die interessierten Stationen mit allen möglichen Informationen versorgen, ziehen dort oben ihre Bahnen. Im Moment ist die Wissenschaft allerdings noch nicht so weit, daß man mehrere

Monate im voraus schon wissen könnte, ob es zur kritischen Zeit einen Frosteinbruch geben wird oder nicht. Doch später, zwischen Anfang Juni und Ende August, werden die von den Satelliten übermittelten Informationen immer wichtiger.«

»Ist es möglich, diese Informationen zu verfälschen?«

»Sprechen Sie von den Informationen, die von den Satelliten übermittelt werden?« Er schaute mich verblüfft an. »Sie meinen, jemand könnte sich die Mühe machen, mit sehr viel Geld und geschicktester Vorbereitung die Informationen, die von den Satelliten übermittelt werden, ins genaue Gegenteil zu verwandeln, so daß alle Welt meint, schönes Wetter stünde bevor, während in Wirklichkeit starker Frost droht? Oder auch umgekehrt?«

»Ich frage Sie, ob dies möglich ist.«

Er schaute mich lächelnd, beinahe aufmunternd an:

»Mein lieber Franz, da müßte es jemand schon sehr böse mit Ihnen meinen... Ein grotesker Gedanke. Aber es gibt nur eine Möglichkeit, eine unangreifbare Antwort auf Ihre Frage zu geben: eine Liste aufzustellen, auf der alle verzeichnet sind, die man für eine solche Aktion bestechen müßte, und diesen Männern eine Bestechung vorzuspiegeln, um heraus<sup>^</sup>zubekommen, ob sie im Ernstfall darauf eingehen würden.«

Genau diese Vorgehensweise hatte ich in Uganda und an der Elfenbeinküste benutzt.

»Tun Sie es bitte.«

»Mein lieber Franz, eine Kleinigkeit wird diese Geschichte schon kosten.«

»Diese Kleinigkeit werde ich Ihnen jederzeit ersetzen.«

Gigi erklärte sich bereit, alle, auch die nebensächlichsten, unbedeutendsten Dinge, die sich im Zusammenhang mit dem Kaffee ereigneten, unverzüglich, Tag und Nacht an eine der von mir zu benennenden Personen weiterzugeben. Wir stiegen aus dem Wasser, und ich schrieb auf den Zettel die Namen und

Telefonnummern von mir, Lavater und Rosen und schärfte Gigi ein, etwaige Informationen immer in dieser Reihenfolge durchzugeben. Er war mit allem einverstanden und wollte mich zum Abendessen dabehalten.

»Mein sehr lieber Franz, ich werde einen charmanten Abend für Sie organisieren...«

Ich hatte Angst, er würde mich schon bald Franzzy oder noch schlimmer Franzzy Darling nennen und trat den Rückzug an. Und mein Vorwand war in Wirklichkeit nicht einmal ein Vorwand: ein Flugzeug, nein, zwei Flugzeuge warteten auf mich.

Endlich befand ich mich in dem zweiten, einem kleinen Sportflugzeug, das mich von La Paz nach Cochabamba brachte; für in Erdkunde Schwache: auch Cochabamba liegt in Bolivien. Unter uns die unglaubliche, menschenfeindliche Einöde der östlichen Andenabhänge mit den wilden Kämmen und den unzugänglichen Spitzen, die von der untergehenden Sonne so grell bestrahlt wurden, daß sie noch unzugänglicher wirkten. Mit dem Piloten, dem das Flugzeug gehörte, unterhielt ich mich auf französisch, was nicht weiter überraschend war, denn er stammte aus Frankreich. Es hatte sich herausgestellt, daß er ein entfernter Vetter von Françoise Lavater war, ein Zufall, der mich beinahe hätte mißtrauisch werden lassen. Während wir über die Anden flogen, schwärmte er von Burgund und von Chagny, wo er vor fünf Jahren einmal Urlaub gemacht hatte. In Bolivien gehörte er zu den reichsten Grundbesitzern und beschäftigte sich eher nebenbei mit Import- und Export-Geschäften. Er erzählte mir von seiner französischen Großmutter, die einen reichen Bolivianer geheiratet hatte, ein Detail, das mir völlig gleichgültig war. Er bedauerte, daß mein Aufenthalt in seiner Heimat so kurz ausfiel:

»Sind Sie sicher, daß Sie nicht länger bei uns bleiben können?«

Ich war mir sicher. Die Geschäfte... Obwohl Cochabamba auf einer Talsohle liegt, liegt es immer noch zweitausendsechshundert Meter über dem Meeresspiegel. Ich bat ihn, mir die Kaffee-Plantagen zu zeigen, die sich an den Hängen entlangzogen. Die Kaffee-Bäumchen sind ganz normale, hochgewachsene Sträucher, die nichts Besonderes an sich haben. François Vetter hatte für mich verschiedene Gäste zum Abendessen eingeladen, darunter einen der wichtigsten Kaffee-Pflanzer der Region und zwei hohe Funktionäre des Landwirtschaftsministeriums, die sich mit der Abwicklung des Kaffee-Exportes beschäftigten; der eine schien mir eher ein Soldat denn ein Zivilist zu sein. Der Abend verlief tödlich langweilig, und ich verfluchte Marc Lavater, der mich hierhergehetzt hatte, wo nichts, aber auch gar nichts los war. Die Herren sprachen von Generälen, die allgemein verehrt wurden, von Indianern, von denen Bolivien wohl besser gesäubert werden sollte, von der *salida al mar*, dem Zugang zum Meer, dem Zugang Boliviens zum Pazifik, der von Chile in Frage gestellt worden war, obwohl auch dort ein braver General, Pinochet, das Ruder in der Hand hielt. Man fragte mich, ob ich unter Umständen in Frankreich diesen Revolutionär und Volksverhetzer Régis Debray kennengelernt habe. Ich konnte die Frage guten Gewissens verneinen und hinzufügen, daß ich keinerlei Interesse an Revolutionären oder Volksverhetzern habe, sondern nur am Kaffee. Kaffee?

Die Abendgäste von Lavaters Vetter Schauten mich verblüfft an. Warum ich mir Sorgen um die Entwicklung der Kaffee-Preise mache? Auf diesem Gebiet gebe es im Gegensatz zu so vielen anderen keine Probleme, dank der mit Brasilien geschlossenen Vereinbarungen, die sich für alle Seiten als segensreich erwiesen hätten. Irgendwelche dunkle

Machenschaften, um den Preis des Kaffees zu drücken? Stirnrunzelnd, beinahe böse wurde ich angeschaut und gefragt, ob ich denn nicht wisse, daß Bolivien zu den Staaten gehöre, in denen Ordnung herrsche.

Die in diesem Augenblick den Salon betretenden Musiker ersparten es mir, die Frage zu beantworten, alles Eingeborene, darunter Frauen mit langen, roten, blauen oder orangenen Röcken und großen weißen Strohhüten und Männer in Ponchos, die die für die Anden typischen Mützen trugen, die *chullos*. Sie tanzten für die Weißen, wobei ihre kupferfarbenen Gesichter völlig ausdruckslos blieben, während sich die Gäste auf spanisch unterhielten und die Überlegenheit ihrer Rasse und Abstammung unterstrichen; ich hatte mich gehütet, auch nur ein Wort Spanisch zu sprechen, obwohl ich diese Sprache beherrsche. Plötzlich überfiel mich eine niederschmetternde Vision: Ich erinnerte mich an eine Szene aus dem Buch *Kaputt* von Malaparte und stellte mir vor, ich säße neben dem Generalgouverneur Frank und schaue auf das Warschauer Ghetto.

Am nächsten Morgen hatte ich in der Frühe das Glück, einen Platz in der Direktmaschine Cochabamba-Rio der Lloyd Aero Boliviano zu bekommen; das Flugzeug war beinahe genauso angsteinflößend wie die Tischgesellschaft am Abend zuvor, wo ich mich zu allem Übel noch hatte bedanken müssen, überhaupt eingeladen worden zu sein.

Normalerweise hätten wir auf dem internationalen Flughafen von Galeao landen sollen, doch aus irgendeinem technischen Grund war der Kapitän gezwungen, auf den Flughafen Santos Dumant in Flamengo auszuweichen, der sehr viel näher bei meinem Hotel lag, so daß ich mit diesem Umstand nur zufrieden sein konnte.

Um so erstaunter war ich, als ich, nachdem wir die Paß- und Zollkontrollen hinter uns gebracht hatten, den ersten von Yates Fotografen auf mich zukommen sah; den ersten, denn normalerweise waren es mindestens zwei, die sich bemühten, mich für die Nachwelt festzuhalten. Der zweite war in diesem Falle eine zweite, Maria de Santis. Ich ging an ihr vorbei und versuchte, einen Blick mit ihr zu tauschen, doch sie ließ sich nicht darauf ein und fotografierte unbewegt weiter. Nur einen einzigen Augenblick begegneten sich unsere Blicke, und ihre Augenbraue zuckte, als ob sie sagen wollte:

»Sprechen Sie mich bitte nicht an.«

Ich ging weiter.

In Rio wohne ich immer im Meridien in Leme-Copacabana. Nach der üblichen geistigen Gymnastik, hervorgerufen durch das Problem der Zeitverschiebung, die uns, die wir auf dem ganzen Erdball unseren Geschäften nachgehen, das Leben schwermacht, hatte ich herausgefunden, daß es bei vier Stunden Unterschied in Paris im Moment Viertel nach vier Uhr nachmittags sein mußte. Ich rief Marc Lavater an. Es dauerte gute dreißig Minuten, bis die Verbindung endlich zustande gekommen war:

»Du und deine Intuitionen!«

Ich hatte ihn vor allem aus einem Grund angerufen: ich wollte meinen Zorn loswerden.

»Marc, diese Schufte in Bolivien waren die schlimmsten Schweine, die ich in meinem Leben kennengelernt habe!«

Doch Marc blieb wie gewöhnlich gelassen und meinte, ich hätte gut gearbeitet; er bestand darauf, über alle Details informiert zu werden:

»Und dieser Mann in Rio?«

Er wußte nicht, daß mein brasilianischer Gesprächspartner Gigio hieß, denn ich hatte ihm nur kurz mitgeteilt, daß ich über



den Türken einen Termin bei einem einflußreichen Mann bekommen hatte.

»Er heißt Gigio, Marc, Joachim Gigio. Er wird uns anrufen, dich oder mich, sobald sich etwas Außergewöhnliches auf dem Kaffeemarkt ereignet.«

»Sehr gut.«

Kurzes Schweigen. Dann teilte Marc mir mit, er werde Paris verlassen und über Rom nach Neapel fliegen, um sich dort mit Hassan zu treffen, wo sie die letzten Details unseres Partnerschaftsvertrages regeln wollten. Obwohl die wichtigsten Schritte bereits abgeschlossen waren: die Gesellschaften in Curaçao und Liechtenstein waren gegründet und die vereinbarten Anteile einbezahlt worden. Jetzt mußte im Grunde nur noch das eigentliche Geschäft in Gang gebracht werden, was während dieser Reise geschehen sollte. Er hatte im übrigen genau in dem Moment zum Flughafen Orly fahren wollen, in dem ich angerufen hatte. Ich fragte ihn:

»Wann wirst du wieder zurück sein?«

»Übermorgen. Am 23. Januar, vormittags. Bist du bis dahin wieder in New York?«

»Ganz bestimmt. Spendier Hassan in meinem Auftrag ein riesiges Eis.«

Mit den zehn Millionen Dollar, die ich nach Liechtenstein überwiesen hatte, konnte sich der Wüstensohn natürlich alles Eis auf dieser Welt leisten, doch er konnte ja ohne die ausdrückliche Zustimmung von Marc und mir nicht über dieses Geld verfügen. Eine weise Vorsichtsmaßnahme.

Nach Lavater telefonierte ich mit Philip Vandenbergh in New York, wo es kurz vor zehn Uhr morgens war. Er hielt sich bereits in seinem Büro auf.

»Brauchen Sie mich? Ich werde in achtundvierzig Stunden in New York eintreffen?«

»Es liegt nichts an, was nicht bis dahin Zeit hätte.«

In den Büros von Rosen und Lupino erteilte man mir die gleiche Auskunft.

Gigio jammerte, er habe natürlich noch keine Informationen für mich, denn wir hätten uns ja vor nicht einmal vierundzwanzig Stunden zum erstenmal gesehen, was im übrigen »entzückend« gewesen sei.

Kaum war ich mit diesen Telefonanrufen fertig, da klingelte das Telefon auf meinem Zimmer:

»Ich muß Sie sprechen«, sagte sie, »diskret.«

»Jetzt?«

»Im Viertel Leblon, 1235 Avenida Ataulfo de Paiva, in der Baco Bar; ich werde in dreißig Minuten dort sein.«

Sie hatte die gleiche Hose und die gleiche Lederjacke an wie auf dem Flughafen, als sie mich nach meiner Rückkehr von Cochabamba fotografierte. Sie hatte sich ein Bier bestellt.

»Ist es schön in Bolivien?«

»Nicht für echte Bolivianer.«

Sie schaute sich um und wirkte dabei, auch wenn es kaum spürbar war leicht nervös: »Hören Sie«, sagte sie, »ich möchte nicht, daß man uns zusammen sieht. Trotzdem muß ich Sie unbedingt sprechen. Sind Sie im Wagen gekommen?«

Kurze Zeit später fuhren wir hintereinander her – sie war in ihrem eigenen Wagen da – durch die Stadt in östlicher Richtung; ich glaubte schon, sie wolle mich zum Flughafen von Galeao bringen, doch sie bog vorher ab über die Niteroi-Brücke zum Strand, nachdem wir die großartige Lagune von Itaipu hinter uns gelassen hatten.

Sie hielt vor einer kleinen, bescheidenen, einsam gelegenen Villa, deren Terrasse direkt auf den Sand der Meeresbucht ging. Eine hinreißende Gegend. Ich ging zu der jungen Frau; die Stille und die Einsamkeit, die uns umgaben, beeindruckten mich gegen meinen Willen.

»Und jetzt?«

Sie lächelte mir leicht spöttisch zu:

»Gestehen Sie, daß Sie davon überzeugt waren, ich würde Ihnen eine Falle stellen.«

»Ich zitterte vor Angst und zittere immer noch. Wer wohnt eigentlich in diesem Haus?«

»Ich. Vergessen Sie nicht, daß ich längere Zeit in Brasilien gelebt habe. Was ist, haben Sie Lust auf ein Bad?«

Sie zog ihre Jacke aus feinem Leder aus, und ich stellte fest, daß sie darauf verzichtet hatte, sich etwas unterzuziehen. Ihre Brüste waren klein, aber fest, und nahtlos braun. Sie knöpfte ihre Hose auf.

»Bitte drehen Sie sich um.«

Ich gehorchte, und als ich wieder die Erlaubnis erhielt, den Dingen ins Gesicht zu sehen, hatte sie ihren Slip gegen einen dieser ›Badeanzüge‹ getauscht, die in dem Land erfunden worden waren, in dem wir uns gerade aufhielten, in Brasilien – einen Tanga, der die Hüften und das Hinterteil völlig frei ließ und auch sonst nicht viel verdeckte.

»Ich weiß nicht, was Sie vorhaben, ich nehme auf alle Fälle zuerst einmal ein Bad; reden können wir auch anschließend.«

Sie drehte sich um, ging zum Meer und tauchte in die großen Wellen des Atlantiks. Ich hatte natürlich nicht daran gedacht, meine Badehose mitzunehmen, ließ mich aber dadurch nicht entmutigen, sondern zog mich einfach bis auf den Slip aus und folgte ihrem Beispiel. Das Wasser war nicht gerade sehr warm, obwohl es in Brasilien Hochsommer war, und hatte nichts mit den angenehmen Temperaturen in der Karibik gemeinsam.

Wir schwammen eine Weile und verließen dann gleichzeitig das Wasser.

Maria ging am Strand auf und ab; ich begleitete sie. Ich hatte den Eindruck, kilometerweit halte sich keine andere Menschenseele auf.

»Ich weiß nur, daß Sie in Bolivien gewesen sind«, begann sie. »Wir, das heißt, mein Kollege und ich, warteten im Flughafen von Galeao auf Sie und erfuhren erst im letzten Moment, daß Sie in Santos landen würden.«

»Wer hat Sie informiert?«

»Ein Mann, der wie wir für Yates arbeitet. Er hat seinen Namen nicht genannt, aber ich habe seine Stimme erkannt: ein Brasilianer namens Cabral, ein Journalist. Viele Mitarbeiter von Yates sind Journalisten.«

»Hat man Ihnen gesagt, was ich in Bolivien getan habe?«

»Nein, über das, was Sie tun, erfahren wir nie etwas; wir haben den Auftrag, Sie in der Öffentlichkeit, das heißt, an Orten, die der Öffentlichkeit zugänglich sind, aufzunehmen, das ist alles.«

»Wann haben Sie erfahren, daß ich nach Brasilien geflogen bin? Wann hat man Ihnen den Auftrag erteilt, nach Brasilien zu fliegen?«

Sie wrang ihre schwarzen Haare aus, um die letzten Meerwassertropfen, die sich noch darin befanden, auszupressen. Die Tropfen liefen bis zu ihren aufgerichteten Brustwarzen. Es war immer noch heiß, mehr als dreißig Grad, obwohl der Tag langsam seinem Ende zuing.

»Vorgestern früh, am 19. Evans, so heißt mein Kollege, und ich haben New York mit dem Flugzeug verlassen, das um elf Uhr fünfzig abfliegt.«

Nicht einmal vier Stunden nach meinem eigenen Abflug.

»Und wissen Sie, was ich hier in Rio alles unternommen habe?«

»Nein. Sobald wir gelandet waren, hat man uns mitgeteilt, daß Sie im Meridien in Lerne abgestiegen seien; wir fuhren sofort hin, aber Sie waren schon nicht mehr da. Sie hatten dort nur Ihr Gepäck abgestellt. Evans hat daraufhin jemanden angerufen; ich weiß allerdings nicht, wen. Wir fuhren, so

schnell wir konnten, zum Flughafen, aber Sie waren bereits nach La Paz abgeflogen. Schauen Sie bitte einen Moment beiseite. Doch, was soll's, wenn Sie wollen, können Sie mir auch ruhig zuschauen.«

Kurzes Schweigen. Ich rührte mich nicht; mein Puls hatte sich beschleunigt. Unsere Blicke begegneten sich.

»Ich bin fertig. Ich hatte nur etwas Sand in meinem Tanga; der Nachteil des sonst so schönen Strands hier.«

»Warum tragen Sie auch einen so großen Badeanzug, der Ihren ganzen Körper einhüllt!«

»Mein Schamgefühl, Monsieur!«

»Sie hatten gesagt, Sie wollten mit mir sprechen?«

Ich hatte einige Schwierigkeiten, mich auf die reinen Geschäftsangelegenheiten zu konzentrieren. Sie fing ruhig und gelassen mit ihrem Bericht an:

»Yates will mit mir schlafen. Eine Idee, die ihm schon seit langem durch den Kopf geht. Er hat sich regelrecht darauf versteift, der alte Hurenbock. Und vor kurzem war er nach New York gekommen, um seine Kandidatur auf mein Bett zu erneuern.«

»Ihre Bettgeschichten interessieren mich über alle Maßen, meine Liebe!«

»Abwarten. Er hat mich zum Abendessen eingeladen. Das Abendessen fand allerdings nicht als vertrauliches Tête-à-Tête statt; wir waren erstaunlicherweise zu dritt. Bei dem Dritten handelte es sich um einen blonden Typen mit knallroten Lippen, ungefähr vierzig Jahre alt, helle Augen. Er heißt Horst. Erwin Horst. Kennen Sie ihn?«

»Ja.«

»Er kennt Sie ebenfalls. Er nennt Sie nur den Tänzer, und selbst wenn Yates und er nie Ihren Namen in meiner Gegenwart ausgesprochen haben, habe ich doch sehr schnell begriffen, daß es um Sie ging.«

Wir setzten unseren Fußmarsch auf dem Sandstrand fort. Ich blieb plötzlich stehen, kniete mich hin und grub meine Hände in den warmen Sand. Maria de Santis war noch ein, zwei Schritte weitergegangen, bevor sie merkte, daß ich stehengeblieben war und mich hinge kniet hatte. Sie machte auf dem Absatz kehrt und kam zu mir zurück, während sie mich fragte:

»Zählen Sie einen Araber zu Ihren Freunden?«

Ich hob den Kopf und schaute ihr fest in die schwarzen Augen; sie fügte hinzu:

»Sie haben von einem Araber gesprochen und gemeint, was ihn anbelangt, sei alles geregelt.«

»Haben sie einen Namen genannt?«

Sie schüttelte mit dem Kopf.

»Nein, sie sprachen nur von einem Araber.«

»Versuchen Sie bitte, sich so genau wie möglich an die Worte zu erinnern, die gefallen sind!«

»Yates hatte gefragt: ›Und der Araber?‹ Worauf Horst antwortete: ›Alles geregelt.‹ Das war alles.«

Ich drehte mich um und schaute zu der kleinen Strandvilla hinüber, die gut zweihundert Meter von uns entfernt lag.

»Haben Sie dort Telefon?«

»Gott sei Dank nicht!«

Ich kramte in meinem Gedächtnis und versuchte vergebens, mich an das zu erinnern, was Marc Lavater mir vor zwei oder drei Stunden am Telefon gesagt hatte: er war gerade dabei gewesen, zum Flughafen zu fahren und nach Rom zu fliegen. Von Rom aus wollte er dann weiter nach Neapel, wo er sich mit Hassan Fezzali treffen wollte. Ich schaute auf meine Armbanduhr und versuchte zu berechnen, wo sich Marc im Moment wohl aufhielt; es war anzunehmen, daß er bereits in Rom angekommen war und sich auf dem Weg nach Neapel befand. Mit dem Wagen oder mit dem Flugzeug? Ich stand auf.

»Kehren wir um, bitte. Ich muß dringend telefonieren.«

Ich erinnere mich genau, daß ich in diesem Augenblick keine Angst empfand, eher Wut oder Zorn und merkwürdigerweise auch so etwas wie Erleichterung: die erste Attacke auf die TENNIS-IM-HIMMEL-CLUBS waren nur ein schnell improvisiertes Ablenkungsmanöver gewesen; dieser zweite Angriff auf die Erdölspekulation, auf den ich aufgrund der von Maria de Santis erhaltenen Auskunft schließen mußte, war sicher von langer Hand vorbereitet worden, mit oder ohne Mithilfe von Hassan Fezzali; dieser zweite Angriff gehörte genau zu dieser Größenordnung, die ich von Seiten Yahls erwartet hatte. Eines stand fest: Ich mußte Marc so schnell wie möglich warnen.

Beinahe mürrisch sagte ich ein zweites Mal:

»Ich muß wirklich dringend telefonieren.«

»Hat das nicht noch etwas Zeit?«

Ihre Stimme klang beinahe jungmädchenhaft, als sie mich das fragte, und zum erstenmal, seitdem ich sie kannte, war dieser sanfte Spott in ihren Augen verschwunden. Sie kam auf mich zu und zog dabei ihren Tanga aus. Es gibt Momente im Leben eines Mannes, wo man sich unweigerlich als der größte Dummkopf auf Gottes Erdboden vorkommen muß. Dieser gehörte dazu. Mit der traurigen, aber festen Überzeugung, daß alles, was ich tun oder sagen konnte, die Lage nur noch verschlimmerte, strich ich ihr über die Wange, küßte sie sanft und schlich mich davon.

Die nächstgelegene Stadt war Niteroi. Natürlich war zu dieser Stunde das Postamt geschlossen. Genau wie die Büros der Embratel, einer Kommunikations-Gesellschaft (ich hatte ein Telegramm an das Pariser Büro Lavaters schicken wollen, bevor mir klargeworden war, daß es aufgrund dieser blöden Zeitverschiebung in Paris jetzt gegen dreiundzwanzig Uhr sein mußte und folglich sich niemand in Marcs Büro aufhalten

würde). Ich hielt vor dem wichtigsten Hotel Niterois, dem Samanguaia, wo leider gerade ein Touristencharter eingetroffen und das Durcheinander dementsprechend war. Leider konnte mir die traditionelle und liebenswürdige brasilianische Nonchalance in diesem Falle auch nicht weiterhelfen. Ich wußte nicht einmal, in welchem Hotel in Neapel Lavater abgestiegen war; am besten war es wohl, nach Rio zurückzufahren und in meinen privaten Telefonverzeichnissen nachzuschauen. Vielleicht fand ich einen entsprechenden Hinweis.

Gegen neun Uhr traf ich im Meridien ein und war ziemlich nervös.

Beinahe unanständig große Trinkgelder gebend rief ich nacheinander in Marcs Landhaus in Chagny an – niemand nahm ab; selbst die burgundisch-polnische Hausbeschließerin hatte anscheinend Ausgang – im Pariser Büro (niemand), in der Pariser Wohnung in der Rue de Lille (wieder niemand), bei Pariser Freunden, die keine Ahnung hatten, wo Marc sich aufhielt und auch nichts über Françaises Verbleib wußten, doch sie wollten sich umhören und mich sofort anrufen, sobald sie eine Information für mich hätten. Dann rief ich bei Cannat an, privat natürlich, Marcs rechter Hand, doch der war nicht in Paris, sondern beim Wintersport; man nahm an, daß er sich in Alpe d’Huez aufhielt, konnte mir aber auch nichts Genaueres sagen. Ich hatte endlich die beiden Kairoer Nummern Fezzalis herausgefunden; niemand hob ab. In seinem Rjader Haus antwortete mir ein Mann auf Arabisch; ich versuchte es in allen kultivierten Sprachen, doch es war nichts zu machen. Ein letzter Versuch mit den beiden Anschlüssen Adriano Lettas in Rom – auch hier meldete sich niemand.

Einer der jungen Assistenten der Hoteldirektion hatte sich liebenswürdigerweise bereiterklärt, mir zu helfen und



begonnen, etwaige Reservationen auf die Namen Lavater oder Fezzali in den großen Hotels zu überprüfen.

»Weder im Excelsior noch im Vesuvio oder im San Germano, keine Reservation im Parkers, im Royal oder im Majestic – sind sie vielleicht in einem bescheidenen Hotel abgestiegen?«

Wer konnte das bei Fezzalis krankhaftem Geiz wissen?

»Versuchen wir es in der Umgebung von Neapel.«

»Da haben aber nicht alle Hotels Telexanschlüsse.«

Die Zeit verstrich; inzwischen war es fast elf Uhr Ortszeit geworden, drei Uhr morgens in Europa. Ich erinnere mich, daß ich zum erstenmal spürte, wie Angst in mir hochstieg und der Nervosität Platz machte. Ich spürte konfus, daß sich irgend etwas ereignet hatte und dieses irgend etwas mich bedrohte. Endlich entschloß ich mich, Ute in London anzurufen.

»Ich weiß, wieviel Uhr es in London ist, Ute. Ich würde dich nicht mitten in der Nacht stören, wenn die Sache nicht äußerst dringend wäre.«

Ich erklärte ihr, was ich von ihr wollte. Sie rief:

»Und das nennst du einen wichtigen Grund! Franz, in Neapel und Umgebung gibt es Tausende von Hotels, in denen Marc und Fezzali friedlich schlummern können! Was sie meiner Meinung nach auch tun! Und du meinst, deine Intuition sei Grund genug, daß ich mich auf den Kriegspfad gebe!«

Der junge Assistent, der mir geholfen hatte, hatte sich inzwischen schlafen gelegt, doch...

»Gut, Franzy, ich werde mein warmes Bett verlassen, eine Boeing mieten und nach Neapel fliegen. Aber wenn du meine Meinung hören willst...«

»Nein...«

Bevor mich der junge Assistent verlassen hatte, hatte er eine großartige Idee gehabt und eine Telex-Anfrage an das Büro der Air France in Neapel geschickt; inzwischen war die Antwort in

Rio eingetroffen: ein Passagier mit dem Namen Lavater war mit dem Flug um neunzehn Uhr vierzig in Neapel eingetroffen.

Sechs tödlich lange Stunden verstrichen, bis Ute als erste die Stille brach:

»Ich habe schlechte Nachrichten, Franzy.«

Ich schaute auf die Bucht von Copacabana, über der es langsam hell wurde. Genau an der Grenze zwischen Wasser und Sand ging ein einsamer Spaziergänger im ersten Frühlicht die Bucht auf und ab. Der Zuckerhut zeichnete sich allmählich gegen den immer heller werdenden Himmel ab.

Hassan Fezzali war verschwunden. Vollständig. Er hatte sich nicht in dem Hotel gemeldet, in dem er ein Zimmer reserviert hatte, im Parco dei Principi in Sorrento, achtundvierzig Kilometer von Neapel entfernt.

Dafür hatte man Marc gefunden. Er hatte einen Autounfall gehabt. Er war nicht tot, doch sein Zustand äußerst besorgniserregend. Ute Jenssens Stimme:

»Franzy, ich habe die Unfallstelle besucht; man könnte fast annehmen, Marc habe sich umbringen wollen.«

Sofort nach meiner Landung in Neapel raste ich in das Krankenhaus, in das Marc nach seinem Unfall eingeliefert worden war. Françoise, die sich in Alpe d'Huez aufgehalten hatte, was ich noch nicht wußte, war bereits eingetroffen und kam auf mich zu. Sie erklärte, Marc habe das Bewußtsein noch nicht wiedererlangt und man wisse nicht, wann er wohl würde sprechen können. Es sei unsinnig, im Krankenhaus zu bleiben. So beschloß ich, auf eigene Faust zu versuchen, die Wahrheit über diesen mysteriösen Unfall herauszufinden.

Der Unfall hatte sich auf der äußerst kurvenreichen und zum Teil sehr engen Straße zwischen Neapel und Sorrent ereignet. Vier junge Italiener in einem kleinen Fiat waren Zeugen des Unfalls geworden; einen von ihnen konnte ich im Büro der Carabinieri in Sant'Agnello sprechen und mit ihm zur Unfallstelle fahren, die sich acht Kilometer von Sorrent entfernt auf der Statale 145 befand.

Erste Überraschung: Lavater war nicht nach Sorrent gefahren, sondern von dort gekommen, gegen ein Uhr früh:

»Hier, Signore. Er hat uns mitten in der Kurve überholt. Wäre uns ein Wagen entgegent gekommen, dann wären wir alle gestorben. Er fuhr sehr, sehr schnell. Ich verstehe bis heute noch nicht, wie er seinen Wagen überhaupt hatte auf der Straße halten können; er versuchte dann, auch die beiden folgenden Kurven zu nehmen, ohne abzubrem sen. Zuerst kam das Heck des Wagens aus der Spur. Mit dem rechten hinteren Kotflügel schlug er gegen die Leitplanke; anschließend stellte sich der Wagen quer und drehte sich einige Male um seine eigene

Achse. Genau in diesem Augenblick kamen wir an und konnten gerade noch rechtzeitig abbremsen.«

»Außer Ihnen und Marc war niemand unterwegs?«

»Niemand. Er fuhr wirklich sehr, sehr schnell.« Adriano Letta hatte inzwischen das Notwendige veranlaßt: Spezialisten hatten den Wagen, oder vielmehr das, was von dem Wagen noch übrig war, untersucht. Räder, Bremsen und Aufhängung waren, von den Schäden einmal abgesehen, die direkt auf den Unfall zurückzuführen waren, unversehrt; nichts deutete auf Sabotage hin. Was im übrigen nicht ganz einfach durchzuführen gewesen wäre, denn Marc hatte den Wagen, ohne vorher zu reservieren, gemietet.

Adriano hatte auch versucht herauszubekommen, wie Marc die Zeit vor dem Unfall verbracht hatte. Er hatte den Wagen direkt nach seiner Landung um neunzehn Uhr vierzig bei der Autovermietung auf dem Flughafen Neapel gemietet und war, ohne einen Umweg zu machen, direkt nach Sorrent gefahren, wo er im Hotel Parco dei Principi kurz nach neun Uhr eintraf. Er hatte allein zu Abend gegessen, nachdem er nach Fezzali gefragt und erfahren hatte, daß der Araber noch nicht angekommen war. Zu dieser Jahreszeit war das riesige Hotel fast leer. Nach dem Essen hatte Marc sich in der Bar aufgehalten und dort länger mit dem Barkeeper gesprochen, der einige Zeit in Frankreich gelebt und gearbeitet hatte. Gegen elf Uhr dreißig war er auf sein Zimmer gegangen. Ungefähr zwanzig Minuten später war er angerufen worden, aus Kairo. Das Gespräch war, dem Nachtportier zufolge, der während der ruhigen Jahreszeit nachts auch die Telefonzentrale übernahm, sehr kurz gewesen. In der folgenden Stunde war Marc in seinem Zimmer geblieben; ohne daß man wissen konnte, was er im einzelnen getan hatte. Dann tauchte Marc Lavater in der Hotelhalle auf; er schien es eilig zu haben und bezahlte seine Rechnung mit einer Kreditkarte. Der Nachtportier war leicht

beunruhigt, denn Marc schien sehr nervös zu sein, aufgeregt, gespannt. Marc ging zu seinem Leihwagen und fuhr los. Zehn Minuten später ereignete sich der Unfall. »Wer hat angerufen? Fezzali?«

»Der Nachtportier konnte darüber keine Auskunft geben. Der Anrufer hatte nur gebeten, mit Monsieur Lavater verbunden zu werden, ohne seinen Namen zu nennen.«

Ich fuhr nach Sorrent zurück zu dem Krankenhaus, in das Marc eingeliefert worden war und das ganz am Ende des Corso d'Italia lag. In der Halle stieß ich auf Ute.

»Du kannst zu ihm hinaufgehen, Franz, aber ich glaube nicht, daß das etwas nützt; sie haben ihn mit Medikamenten vollgepumpt.«

Inzwischen war es der 23. Januar, elf Uhr morgens. Am Vorabend war ich gegen zehn Uhr, von Rio kommend, in Rom gelandet. Bisher war es mir noch nicht gelungen, ein Wort mit Marc zu wechseln. Niemand hatte mit ihm sprechen können. Nicht einmal Ute, die nach ihrer Ankunft auf dem Flughafen in Neapel die glückliche Idee gehabt hatte, bei den Leihwagenfirmen zu überprüfen, ob Marc einen Wagen geliehen hatte. Nachdem ihr dies bestätigt worden war, hatte sie sich mit der Polizei in Verbindung gesetzt, die froh über diesen Anruf war, denn sie suchte verzweifelt nach jemandem, den sie von dem Unfall benachrichtigen konnte.

Ich ging zum zweitenmal in das Zimmer, in dem man Marc untergebracht hatte. Als Françoise mich entdeckte, schüttelte sie nur leise ihren Kopf: Marc hatte das Bewußtsein noch nicht wiedererlangt. Die Röntgenaufnahmen zeigten, daß beide Beine, das Becken und der linke Arm gebrochen waren; es stand auch fest, daß die Nackenwirbel bei dem Unfall gelitten

hatten, ohne daß man zu diesem Zeitpunkt hätte sagen können, ob dauernde Schäden zu befürchten waren.

»Wann wird er wohl aus seiner Bewußtlosigkeit aufwachen?«

»Erst in einigen Stunden! Wenn sein Hirn noch in Ordnung ist. O Franz!«

Ich warf einen Blick auf den bewußtlosen Marc; sein Gesicht war beinahe bis zur Unkenntlichkeit erstarrt. Ich erinnerte mich an den Abend vor fünf Jahren, als ich ihn bei einem etwas geheimnisvollen Treffen, für das er extra eine große Abendgesellschaft verlassen hatte, zum erstenmal getroffen hatte. Er war damals um die fünfzig Jahre alt gewesen und hätte mein Vater sein können. Er sah genauso aus, wie man sich einen hohen Beamten vorstellte, der den Staatsdienst verlassen und sich selbständig gemacht hatte, zu intelligent und zu engagiert, um auf seinem bequemen Staatssessel sitzenzubleiben, selbst wenn dieser Sessel sehr hoch plazierte war, aber auch in einem bestimmten Maße so steif und unbeweglich, wie ein Staatsdiener es nun einmal war. Damals hatte er mir lachend erklärt:

»Zu einem gewissen Zeitpunkt muß man sich entscheiden. Staatspräsident kann ich nicht mehr werden; ein Kollege von mir hat vor mir an diese Karriere gedacht und sie zielbewußt eingeschlagen. Mir bleibt nur noch ein Ziel: reich zu werden.«

Die Lavaters haben keine Kinder, dafür aber unzählige Neffen und Nichten, von denen zwei bereits in Sorrent eingetroffen waren, um ihrer Tante hilfreich beiseite zu stehen. Sie grüßten mich nur kurz; ich konnte sichergehen, daß sie mich nicht mochten. Ohne mit der Wimper zu zucken, beinahe begeistert allerdings nahmen sie mein Angebot an, die Kosten für den Transport Marcs mit einem speziell ausgerüsteten Flugzeug zu übernehmen; sie schienen sich zu sagen:

»Es ist schließlich seine Schuld, daß Onkel Marc diesen Unfall gehabt hat!«

Und ich war sogar bereit, ihnen in diesem Punkt recht zu geben.

Ich schaute wieder zu Marc; Françoise beobachtete mich. In ihren Augen zumindest konnte ich keine Vorwürfe erkennen. Dabei war ich mir sicher, daß sie die gleichen Überlegungen anstellte wie ich. Ohne mich, ohne den verrückten Tanz des Cimballi befänden Marc und sie sich zweifellos im Augenblick in ihrem Haus in Chagny.

Ich schaute wieder zu Marc; eine andere Frage quälte mich noch: aus welchem Grund hatte er mitten in der Nacht völlig überstürzt sein Hotel verlassen?

Und wo hielt sich Hassan Fezzali auf?

Adriano hatte einen Tag und eine schlaflose Nacht mit dem fruchtlosen Versuch verbracht, mit Hassan Verbindung aufzunehmen. In Kairo wußte man nur, daß er sich zum Flughafen hatte bringen lassen, um dort ein Flugzeug nach Italien zu nehmen. Seitdem hatte man nichts mehr von ihm gehört, nur indirekt: Fezzali hatte sich nie am Abflugschalter der Flüge nach Rom gemeldet.

Es stand inzwischen fest, daß Fezzalis Kairoer Büro die Zimmer im Hotel in Sorrent für Marc wie für Fezzali reserviert hatte; Fezzali besuchte häufig Sorrent und stieg dann immer im Principe ab, allerdings nur außerhalb der Hochsaison.

Für mich gehörte Hassan in meinen Gedanken bereits der Vergangenheit an. In meinem tiefsten Innern war ich davon überzeugt, daß er nicht mehr am Leben war.

Ich verließ das Krankenhaus, wo meine Anwesenheit leider unnötig war. Ute hatte für mich ein Zimmer im Excelsior Vittoria reserviert, das über der Landungsbrücke liegt, von der aus die Schiffe nach Capri abgehen. Von den Terrassen des Grandhotels aus boten sich wunderbare Ausblicke über die Bucht von Neapel und den Vesuv. Trotz meiner Niedergeschlagenheit, trotz der Müdigkeit, die mich überfallen

hatten, griff ich zum Telefon und rief Cannat in Paris an, der seinen Urlaub abgebrochen hatte. Schon aufgrund seiner Stimme ahnte ich, daß die Nachrichten alles andere als angenehm waren:

»Monsieur Cimbali, unsere Befürchtungen waren mehr als gerechtfertigt. Ich habe mit Vaduz gesprochen; Ihre Überweisung, die von Marc und auch die Ihres arabischen Vertragspartners, sind auf dem besagten Konto eingetroffen. Alles ist, soweit gesehen, in bester Ordnung.«

»Doch das Geld bleibt blockiert, wenn Fezzali nicht seine Zustimmung zu Transfers gibt?«

»Für jede Überweisung oder Abhebung sind die drei Unterschriften notwendig. Die Vertragsstatuten und die der Treuhandverwaltung auferlegten Bestimmungen sind, zumindest in diesem Punkt, unanfechtbar.«

»Ich kann jederzeit unterschreiben, Marc hoffentlich in absehbarer Zeit. Was mit Fezzali los ist, bleibt offen. Aber er allein kann mit dem Konto auch nichts anfangen?«

»So wenig wie Sie oder Marc. Die neunzehn Millionen Dollar Fezzalis gehören jetzt der Gesellschaft und nicht mehr ihm.«

»Ich erinnere mich, daß für den Fall des Todes eines der Gesellschafter im Vertrag vorgesehen war, daß die Unterschriftsberechtigung auf einen Bevollmächtigten übergeht. Hat Fezzali einen solchen Bevollmächtigten ernannt?«

»Ja, mehrere. Aber diese können seine Nachfolge nur antreten, wenn Fezzali tot ist oder physisch nicht in der Lage, Unterschriften zu geben.«

»Er ist verschwunden.«

»Genau das ist das Problem. Wäre er amtlich verstorben oder wäre seine körperliche Unfähigkeit amtlich bestätigt, wäre



Fezzali überhaupt kein Problem. Doch da er nur verschwunden ist... Schließlich kann er freiwillig verschwunden sein.«

»Und wenn er es nicht ist? Ich meine, wenn er nicht freiwillig verschwunden ist, sondern entführt wurde, zum Beispiel?«

»In diesem Fall können die Bevollmächtigten eingreifen. Aber natürlich nur, wenn diese Entführung juristisch gesichert ist, denn dann läge ja Handlungsunfähigkeit vor; Monsieur Fezzali könnte in diesem Fall seine Verantwortungen nicht mehr erfüllen. Monsieur Cimbali, ich bin überzeugt, daß Sie ebenso denken wie ich; Fezzalis Verschwinden kann nur einen Sinn haben: die Gelder auf dem Liechtensteiner Konto zu blockieren, vor allem Ihre.«

Wobei es keinen Unterschied machte, ob Fezzali dabei freiwillig mitgewirkt hatte oder nicht.

»Was kann man tun, um die Gelder schnell wieder freizubekommen?«

»Schnell? Nichts! Natürlich werden wir sie eines Tages freibekommen. Doch wenn wir nicht beweisen können, daß Ihr Partner nicht freiwillig, sondern unfreiwillig untergetaucht ist, wird dies viel Zeit in Anspruch nehmen. Verdammt viel Zeit.«

Ich mußte ihm recht geben, denn einer raschen Freigabe der Gelder stand nicht nur unser Vertrag im Wege, sondern auch der bewußt verschachtelte Aufbau mit der anonymen Gesellschaft in Liechtenstein und der zweiten, ebenfalls anonymen in Curaçao. Die Gelder waren darüber hinaus auf verschlungenen Wegen auf die Konten der Gesellschaft gelangt: meine Einlagen stammten von den Bahamas, Marcs wahrscheinlich aus der Schweiz, und woher Fezzalis Gelder gekommen waren, das wußte ich nicht. Allein das alles auseinanderzufieseln, mußte eine Rechtsanwaltskanzlei mehrere Wochen in Anspruch nehmen.

Alles in allem waren wir das Opfer unserer eigenen Vorsicht geworden.

Cannat wiederholte mit einer Hartnäckigkeit, die mir auf die Nerven ging, zumal ich wußte, daß er recht hatte, es würde unter Umständen Jahre dauern, bis das Problem geregelt werden könne.

Doch was sollte oder konnte ich überhaupt tun? Ich forderte ihn auf:

»Wir sind uns einig, was die Beurteilung der Lage anbelangt. Verlieren wir keine Minute. Leiten Sie alles in die Wege, was Ihnen notwendig erscheint, um die Sache so schnell wie möglich zu bereinigen.«

Kaum hatte ich aufgelegt, rief ich Letta an und bat ihn, nach Kairo zu fliegen.

Marc Lavater weigerte sich immer noch, die Augen zu öffnen, doch eine Ader, die über seine Schläfe lief, schlug heftig.

»Wer hat dich angerufen, Marc? Hassan?«

Er brauchte unendlich lange, bis er meine Frage beantworten konnte, ganz, als ob er Tausende von Kilometern entfernt wäre. Unser Gespräch wurde von dieser irrealen Atmosphäre bestimmt, während ich mich selbst am meisten haßte, diesen Mann, der mein Freund war, in dem Zustand, in dem er sich befand, mit Fragen zu quälen.

»Nicht Fezzali.«

»Einer seiner Mitarbeiter aus Kairo? Nein? Wer dann, Marc? Ich muß es wissen.«

Marc stotterte, immer wieder um Atem ringend, keuchend, wobei er viele Pausen einlegen mußte: Der Mann, der Marc angerufen hatte, hatte Englisch gesprochen, wobei der arabische Akzent nicht zu überhören war. Er hatte weder seinen Namen genannt noch gesagt, er riefte im Auftrag einer bestimmten Person an. Er hatte ganz einfach angekündigt, daß Hassan Fezzali nicht zu dem vereinbarten Treffen käme, weder heute noch in den kommenden Tagen. Nichts weiter. Doch

eines war unbestreitbar: die Stimme hatte recht. Hassan war nicht gekommen. Schlimmer noch, er war verschwunden, freiwillig oder nicht, und wenn er für lange Zeit verschwunden blieb, dann war das Liechtensteiner Konto endgültig blockiert.

»Marc, sonst hat er wirklich nichts gesagt?«

Nein. Doch Marc Lavater hatte sofort gespürt, daß diese Botschaft ausreichend gewesen war und auch gewußt, daß er mich, und sich selbst, in die Falle gelockt hatte, vor der er mich immer hatte warnen wollen: keine flüssigen Gelder mehr zur Verfügung zu haben. Und er wußte ebenfalls, daß dieser Telefonanruf ohne Wirkung bleiben würde, denn er war ohne Zeugen erfolgt, so daß er kein Verfahren einleiten konnte, mit dessen Hilfe er die Gelder in Liechtenstein freibekommen hätte. Da Marc selbst betroffen war, konnte er vor keinem Gericht der Welt als Zeuge aussagen.

Ich kannte Marc in- und auswendig, so konnte ich mir mühelos vorstellen, was sich in seinem Kopf nach dem Telefonanruf abgespielt hatte. Wie ein durch und durch ehrlicher Buchhalter, der plötzlich feststellen muß, daß sich in den Unterlagen, für die er verantwortlich ist, ein monumentaler Fehler oder gar Betrug verbirgt, durchdrehen muß, so mußte Marc durchdrehen, als er sich klargeworden war, daß er genau den Fehler begangen hatte, vor dem er mich laufend gewarnt hatte.

»Du hättest mich anrufen müssen, auf der Stelle!«

Aber er hatte mich nicht angerufen. Er hatte eine Stunde lang versucht, allein mit der Geschichte zu Rande zu kommen, in seinem Zimmer im Parco dei Principi auf und ab gehend wie ein gefangener Löwe, bevor er sich in einem Zustand, in dem er nur noch als nicht mehr zurechnungsfähig bezeichnet werden konnte, hinters Steuer setzte.

»Ich bin an allem schuld, Franz.«

Wohin er eigentlich so schnell wollte? Er wußte es nicht mehr, er konnte sich nicht mehr erinnern. Marc hatte einfach dem Druck nachgegeben und war losgefahren. Vielleicht hatte er nach Kairo gewollt, um herauszufinden, was Fezzali zugestoßen war, den er weiterhin für unschuldig hielt. Oder mit der Polizei in Neapel Kontakt aufnehmen. Oder über Paris so schnell wie möglich nach Chagny kommen, um sich dort zu verbarrikadieren und zu versuchen, wieder klaren Durchblick zu bekommen – Marc konnte keine eindeutige Antwort geben; in seinem Gedächtnis herrschte große Unordnung, und er war sicher, daß dieser Zustand noch schlimmer gewesen war, als er sich hinter das Steuer gesetzt hatte und losgerast war auf der schmalen, kurvenreichen Straße von Sorrent nach Neapel. Ich hatte es eigentlich schon immer gehaut: Marc Lavater gehörte zu jenen Männern, die überdurchschnittlich, weit überdurchschnittlich intelligent sind, fähig zu den gewagtesten geistigen Saltos, unter der Voraussetzung allerdings, daß sie persönlich sich nicht zu engagieren haben und nicht für den Ablauf der Handlung verantwortlich sind, die sie selbst ausdenken. Das war das, was uns trennte und gleichzeitig vereinte.

»Ich bin an allem schuld, Franz.«

Selbst an dem Autounfall. Er zweifelte keine Sekunde daran, daß er der Alleinschuldige war. Er bestätigte die Beobachtungen der Zeugen und die Schlußfolgerungen der Polizei: er war schlicht und einfach viel zu schnell gefahren. Yahls und Horsts Falle hatte ausgezeichnet funktioniert: sie hatte nur darauf abgezielt, uns, das heißt in erster Linie natürlich mich, eines Teiles meines Kapitals zu berauben, wenn auch nur vorübergehend. Marcs Unfall hatte sicher nicht zu der eigentlichen Falle gehört.

Für meine Gegner ein weiterer Vorteil. Ich konnte während der Zeit, in der der große Angriff auf mich gestartet würde, der

von Horst so eindeutig angekündigt worden war, nicht auf Marc Lavaters Hilfe und Beistand rechnen.

Der Arzt machte mir ein Zeichen. Ich hatte seinen Kranken über Gebühr strapaziert. Marc wiederholte ständig:

»Ich bin an allem schuld... Ich bin an allem schuld.«

Am 25. Januar traf ich morgens in Genf ein; ich hatte mich mit dem Mann verabredet, der die Mannschaft leitete, die auf Marc Lavaters Veranlassung hin Martin Yahl Tag und Nacht überwachte. Ein Engländer namens, nun, sagen wir Chatham, ungefähr fünfzig Jahre alt mit bereits silbergrauen Schläfen und blauen, unschuldigen Augen.

Ich war überzeugt, daß er einmal im Geheimdienst Ihrer Majestät tätig gewesen war; auf alle Fälle zeichnete er sich durch jene vorgespiegelte Nonchalance, jenes britische Phlegma aus, das hohe Beamte des Königreiches kennzeichnet, verbunden mit einer beinahe schon krankhaften Vorsicht bei der Wahl seiner Worte und dem Wunsch, nach außen hin als ein Laie zu wirken, der er nun sicher nicht war. Er wußte noch nichts von Lavaters Unfall.

»So möchte ich Sie bitten, mir ab heute direkt Bericht zu erstatten.«

Ja, natürlich wisse er, daß er eigentlich für mich arbeite; er lächelte und fragte mich, ob ich einen Privatdetektiv für tüchtig halten könne, der seinen eigentlichen Auftraggeber nicht herausfinde? Ich sagte ihm, er habe selbstverständlich recht, und fragte ihn, ob es möglich wäre, einen Blick auf Yahls Grundstück zu werfen. Etwas überrascht musterte er mich:

»Wissen Sie, viel ist nicht zu erkennen.«

Er setzte sich ans Steuer und brachte mich zu Yahls Villa, die, wie ich schon beschrieben habe, direkt am Ufer des Genfer Sees lag. Erreichbar war sie über die Straße, die von Genf nach Hermance führt, bis zu der Stelle also, wo das Schweizer Ufer französisch wurde, vor den Städten Thonon und Evian. Eine

hohe, mit Stacheldraht gesicherte Mauer umgab das Grundstück, das mit vielen Bäumen bewachsen war, die in Wirklichkeit höher waren und dichter beieinanderstanden, als ich es in Erinnerung hatte, obwohl sie zu dieser Jahreszeit natürlich keine Blätter trugen. Der Engländer fragte mich:

»Haben Sie das Grundstück schon einmal betreten?«

Ich nickte mit dem Kopf. Ich hatte nicht nur das Grundstück bereits einmal betreten, sondern zwischen meinem zehnten und fünfzehnten Lebensjahr nach dem Tod meiner Mutter drei- oder viermal, so genau wußte ich das nicht mehr, meine Sommerferien dort verbracht. Meine Erinnerungen an diese Aufenthalte sind mehr als düster: ein großes, leeres Haus, dessen Angestellte in fataler Weise ihrem Herrn glichen; sie waren alle schwarz und unheimlich. Zu Mittag aß ich allein in der großen Küche, während ich abends zusammen mit Martin Yahl, neben meinem Onkel Giancarlo, dem ausgemachten Dummkopf, mein anderer Vormund, in dem riesigen Speisezimmer dinierte. Der Bankier sprach dann mit Vorliebe von meinen schulischen Leistungen, die natürlich den Erfordernissen in keiner Weise entsprachen.

»Von London zurückkommend«, erklärte der Engländer, »ließ er sich direkt in seine Villa fahren und hat sich seither nicht mehr gerührt. Er hat kaum Besuche, nur sein Kardiologe aus Paris, der ihn regelmäßig betreut, sowie sein Genfer Arzt, ein Praktiker. Außerdem wird er von einem Bankier und einem Notar regelmäßig besucht, die er seit langem kennt.«

Plötzlich erinnerte ich mich an das, was Marc Lavater mir in New York vor meinem Abflug nach Rio gesagt hatte:

»Berichten Sie mir über seine Reise nach London. Alles. Lavater hat zu diesem Thema eine merkwürdige Bemerkung gemacht, die mir nicht aus dem Sinn geht; er meinte, irgend etwas stimme nicht.«

»Diese Bemerkung stammt nicht von ihm, sondern von mir. Er hatte allerdings das gleiche Gefühl wie ich und hat Ihnen deshalb wahrscheinlich meine Bemerkung als seine eigene ausgegeben. Ich hielt mich selbst in London auf, als Yahl dort hinflieg, ich habe seine Ankunft im Browns Hotel und sein Treffen mit Horst überwacht. Und in diesem Augenblick bekam ich den Eindruck, flüchtig zwar, aber doch eindeutig, daß da irgend etwas nicht stimmte, daß da etwas ›inszeniert‹ worden war. Die beiden Männer verhielten sich, als ob sie genau wüßten, daß sie beobachtet wurden, und stellten sich an wie schlechte Komödianten...«

Ich schaute meinen Gesprächspartner aufmerksam an. Er zuckte nur mit der Lässigkeit eines Engländers, der seinem Partner gerade eine verheerende Tennisniederlage beschert hatte, 6-0,6-0, ihm aber nicht weiter böse war, daß dieser ein so ausgesprochen schlechter Tennisspieler war, mit den Schultern.

»Tut mir leid, aber ich kann Ihnen nicht sagen, was für eine Art Komödie sie für uns aufführten und zu welchem Zweck vor allem. Übrigens, auch ich kann mich täuschen. Ich neige im allgemeinen dazu, den Menschen zu mißtrauen, weiß allerdings nicht, aus welchem Grund.«

»Wahrscheinlich, weil Sie sich täglich im Spiegel anschauen!«

»*Very funny!*«

»Sie sind für mich wirklich eine unschätzbare Hilfe.«

»Sie können ruhig noch mehr von uns verlangen; die Arbeit hier ist ziemlich langweilig.«

Ich schaute auf Martin Yahls Grundstück. Im Frühjahr, wenn die Bäume wieder Blätter tragen, würde es unmöglich sein, das Haus zu erkennen, was bereits jetzt, mitten im Winter, aufgrund der dicht beieinander stehenden Bäume mit den vielen Ästen schwierig war.

»Was haben Sie über Horst herausgefunden?«

»Marc Lavater hat uns Ihren Auftrag, die Reisen von Horst zu überwachen, übermittelt. Wir tun alles, was in unserer Macht steht, um ihn nicht aus den Augen zu verlieren, was wirklich nicht ganz einfach ist. Er reist ungeheuer viel und springt von einem Flugzeug ins andere.«

Ich erinnerte mich an die Szene in dem New Yorker Restaurant, die mir von Maria de Santis erzählt worden und während der der schicksalhafte Satz, die Angelegenheit mit dem Araber sei erledigt, gefallen war. Ich sagte zu dem Engländer:

»Er hielt sich um den 17. oder 18. Januar in New York auf und aß dort mit Yates, dem Inhaber einer Presseagentur, zu Abend.«

Der Engländer lächelte:

»Ihre Information ist richtig; mich würde interessieren, wie Sie an diese Information gekommen sind. Das Abendessen fand in einem chinesischen Restaurant in der zweiten Avenue statt, und es war noch eine dritte Person dabei; eine junge, sehr hübsche Fotografin mit dem Namen Sharon de Santis.«

»Wenn Horst sich in New York mit einem Mann wie Yates trifft und ich mich zur gleichen Zeit in dieser Stadt aufhalte, dann wünsche ich, sofort informiert zu werden; schließlich zahle ich nicht gerade wenig für Ihre Dienste.«

»Wir mußten erst herausfinden, um wen es sich bei diesem Yates und dem Mädchen handelte. Und ich hatte ja den Auftrag, Marc Lavater Bericht zu erstatten; das habe ich auch getan. Vor zwei Tagen haben wir den Bericht, in dem alle Reisen Horsts verzeichnet sind und natürlich alle Personen, mit denen er sich getroffen hat und auch warum, falls wir dies in Erfahrung bringen konnten, an Lavater bereits abgeschickt. Ohne den Unfall wären Sie bereits auf dem laufenden.«



»Ab sofort werden Sie mich direkt benachrichtigen; und wenn Sie glauben, über eine wichtige Nachricht zu verfügen, sofort, per Telefon, Tag und Nacht, wenn notwendig. Bitte fertigen Sie dann jeweils trotzdem einen schriftlichen Bericht an.«

Er meinte, dies stelle keine großen Schwierigkeiten dar, und brachte mich nach Genf zurück, wo ein Flugzeug bereits auf mich wartete. Unterwegs fragte ich ihn noch:

»Die verschiedenen Reiseziele von Horst?«

»Verlangen Sie nicht von mir, daß ich sie alle aus dem Gedächtnis aufzähle.«

»Die wichtigsten...«

»Europa, Vereinigte Staaten – häufige Flüge zwischen dem alten und dem neuen Kontinent –, aber auch in den Fernen Osten und nach Südamerika.«

»Flog er auch nach Kairo?«

»Nein.«

»Und wo hielt er sich in Südamerika auf?«

»Vor zwei oder drei Tagen war er noch in Rio.«

»Auch am 20. und 21.?«

»Ja.«

Das hieß nichts anderes, als daß er zur gleichen Zeit wie ich selbst dort gewesen war. Und einige Tage früher hatte er sich zur gleichen Zeit wie ich in New York aufgehalten. Er war folglich fast zur gleichen Zeit wie ich von New York nach Rio gereist.

Fast konnte man glauben, er folge meinen Spuren. Vielleicht hielt er sich jetzt gerade in Genf auf?

Von Sorrent aus hatte ich Catherine auf der Ranch in Arizona angerufen. Sie schien mir nervöser und aggressiver zu sein als je zuvor, und selbst Marcs Unfall schien nicht bis in ihr Herz zu dringen. Ich fragte mich, ob sie mir überhaupt zuhörte, als ich ihr die traurige Geschichte erzählte.

Von Paris aus, wo ich am 25. eintraf, rief ich sie wieder an. Abends. Unser Gespräch verlief noch schlimmer. Ich bat sie, ihre Mutter an den Apparat zu holen. Catherine war endgültig wütend:

»Mit mir hast du zu reden.«

»Aber deine Mutter ist doch da, oder?«

»Wo soll sie denn sonst sein?«

»Und unsere Freunde aus Kalifornien?«

»Sind ebenfalls da. Du bist der einzige, der fehlt. Wie üblich.«

Es gelang mir, sie ein wenig zu beruhigen, und ich erzählte ihr von der Wohnung in der Avenue Henri-Martin, wobei ich die ›fantastische‹ Arbeit des japanischen Innenarchitekten lobte. (In Wahrheit hatte ich die Wohnung nicht einmal betreten.)

Ein wenig enttäuscht, daß meine Schwiegermutter nicht hatte mit mir sprechen wollen, um sich nach Marcs Befinden zu erkundigen, den sie, wie ich eigentlich angenommen hatte, doch mochte, legte ich endlich auf.

Ich konnte mir nicht vorstellen, was sich in Arizona abspielen sollte.

In Chagny. Marc war aus Italien mit einem speziellen Rettungswagen in sein Landhaus gebracht worden. Er konnte sich nicht allein bewegen, denn sein ganzer Unterkörper war eingegipst worden; darüber hinaus trug er eine Halsmanschette, ebenfalls aus Gips. Er hatte darauf bestanden, daß man ihm ein Bett in seiner Bibliothek herrichtete und nicht in seinem Zimmer, wo er sich zu sehr vom Leben abgeschnitten gefühlt hätte.

Wir hatten nur ein einziges Mal die Probleme durchgesprochen, die sich aus Hassan Fezzalis Verschwinden ergaben (Marc war weiterhin fest davon überzeugt, daß Hassan entführt worden und nicht aus eigenem Antrieb untergetaucht war). Wie auch immer, Marc war viel zu erfahren, um nicht zu wissen, was dieses Verschwinden für ihn, vor allem aber für mich bedeutete: die zehn Millionen wurden genau in dem Moment auf dem Liechtensteiner Konto blockiert, in dem meine finanzielle Lage äußerst angespannt und vielleicht sogar überspannt war.

»Überspannt, Franz; du bist zu weit gegangen, und meiner Ansicht nach...«

Er unterbrach und lächelte beinahe wehmütig:

»Wer bin ich denn, daß ich mir erlauben dürfte, dir Ratschläge zu geben? Niemand anderer als ich hat dich in diese Erdöl-Spekulation getrieben, mit der Behauptung, bei dieser Geschichte könne nichts schiefgehen. Und sie ist schiefgegangen. Das, was wir nicht vorhersehen konnten, ist eingetreten.«

In dem Landhaus in Chagny wimmelte es nur so von Nichten und Neffen, die mich alle finster musterten. Ich war ein Eindringling, und ich rechnete damit, daß ich dies schon bald zu spüren bekommen würde. Am 28. fuhr ich nach Paris zurück und traf mich dort mit Ute, die aus Deutschland eingetroffen war. Sie kämpfte auf allen Ebenen mit der von Horst geleiteten, zumindest aber eingesetzten Organisation, die anscheinend allgegenwärtig war und Ute alle in Frage kommenden Plätze streitig machte:

»Ein wahnsinniger Kampf, Franzy. Aber wir werden durchhalten!«

»Ute, es tut mir leid, daß ich dir nicht so helfen kann, wie ich es eigentlich möchte.«

»Und mir tut es leid, daß es Marc so schlecht geht; er wird dir fehlen.«

»Sicher.«

In Paris stimmte ich mich von neuem mit Cannat ab. Er kümmerte sich um die Versuche, die in Liechtenstein blockierten Gelder freizubekommen, und mußte gleichzeitig das Büro Lavaters voll verantwortlich leiten, da Marc dazu beim besten Willen von Chagny aus nicht in der Lage war. Wir rechneten damit, daß sich auch in den kommenden Monaten an diesem Umstand nichts ändern würde.

»Wenn er eines Tages überhaupt wieder arbeiten kann«, kommentierte Cannat mit seinem mir langsam zum Hals heraushängenden Pessimismus.

Auch Cannat war, bevor er Marcs engster Mitarbeiter wurde, an der Spitze der französischen Finanzverwaltung tätig gewesen. Er war dreißig Jahre alt, hart, schnell, intelligent und erinnerte mich in vielen Dingen an Philip Vandenbergh. Beide waren eiskalt, wenn es um geschäftliche Entscheidungen ging.

»Marc wird eines Tages die Leitung seines Büros wieder übernehmen.«

»Hoffen wir es.«

Wie besprochen hatte er sich bemüht, die besten international arbeitenden Wirtschaftsjuristen für die Liechtenstein-Affäre zu gewinnen, und dies war ihm auch gelungen.

»Aber ich habe Sie ja bereits darauf hingewiesen: es wird viel Zeit verstreichen, bis Sie wieder über die zehn Millionen Dollar verfügen können.«

»Tun Sie Ihr Bestes.«

Am 29. Januar flog ich nach New York, wo ich mich eigentlich nicht hatte aufhalten wollen; ich hatte vorgehabt, direkt nach Phoenix weiterzufliegen und auf die Ranch zu fahren. Doch Vandenberg hatte am Telefon darauf bestanden, mich in New York persönlich zu sehen.

Ich besuchte ihn in seinem Büro. Seine Informationen benötigten nicht sehr viel Zeit: Der Silberkurs kletterte weiterhin mit atemberaubender Geschwindigkeit in die Höhe, denn die Texaner und ihre Verbündeten kauften immer noch systematisch alle freiwerdenden Verträge auf dem Markt auf. Alle, wie Vandenberg unterstrich.

Sie verfügten bereits seit geraumer Zeit über die fantastische Summe von mehr als einhundertfünfzig Millionen Unzen Silber. Alles wies darauf hin, daß sie zumindest die Schwelle von zweihundert Millionen Unzen überwinden wollten, eine Menge, die ungefähr zwei Drittel der in privater Hand befindlichen Weltvorräte dieses Edelmetalles darstellte; anders ausgedrückt: um die achtzig Prozent der Jahresproduktion der westlichen Welt. Nach dem derzeitigen Kurs war diese Silbermenge um die zehn Milliarden Dollar wert.

Philip Vandenberg's Büro war das originellste und in gewisser Hinsicht auch schönste, das ich je gesehen hatte: die Wände waren vollständig mit Eichenholz ausgekleidet, die

Decke als Kassettendecke aus dem gleichen Eichenholz hergestellt, und auch der Fußboden war Eiche natur. Einzig ein riesiger chinesischer Teppich bedeckte den Boden; das Blau des Teppichs war identisch mit dem Blau der Augen des Chefs. Von einem Ölbild von Claude Monet abgesehen, waren die Wände leer.

»Und was soll ich nach Ihrer Ansicht tun?«

»Vielleicht ist es am besten, im Strom mitzuschwimmen. So, wie Sie es von Anfang an bei dieser Spekulation getan haben.«

»Dieses Hausse kann nicht ewig dauern.«

»Nichts dauert ewig.«

»Aber Sie sind davon überzeugt, daß die Hausse noch eine Weile anhalten wird und daß ich noch abwarten sollte?«

»Das denken auch drei unabhängige Banker, die ich um Rat gefragt habe.«

Vandenbergh überlegte kurz:

»Ich bin überzeugt, daß die Hausse noch mehrere Monate anhalten wird.«

Zehn Millionen Dollar für eine noch nicht absehbare Zeit auf dem Konto unserer Liechtensteinischen Gesellschaft blockiert, weitere zehn Millionen als Depotsumme für meine Silberverträge blockiert...

Cimballi, vielleicht ist es an der Zeit, etwas vorsichtiger zu werden...

Während des Fluges über den Atlantik und noch im Taxi vom Kennedy Airport zu Vandenberghs Büro hatte ich ein weiteres Mal über meinen verschiedenen laufenden Geschäften gebrütet und die Zahlen nachgerechnet, ein Zeitvertreib, der mir bei meiner Liebe für Zahlen nie langweilig wird. Alle eingeholten Meinungen liefen auf das gleiche hinaus: der Preis für eine Unze Silber mußte noch lange Zeit steigen.

Ich mußte entscheiden, was zu tun war, im Grunde eine einfache Angelegenheit: entweder ich ließ mein Geld stehen,

das heißt, ich rechnete mit einem weiteren Anstieg des Silberpreises; traf dies zu, würde sich mein Gewinn unter Umständen beträchtlich erhöhen.

Alle, die ich gefragt hatte, meinten, dies sei die beste Lösung, auch Vandenbergh, der normalerweise sehr vorsichtig ist, vor allem, wenn er anderen einen Rat geben soll.

Aber ich vergaß dabei nicht, was der gleiche Vandenbergh mir mitgeteilt hatte: Horst hatte Kontakt mit ihm aufgenommen und ihm eine gegen mich gerichtete Allianz vorgeschlagen oder vorschlagen wollen. Wenn ich Vandenbergh Glauben schenken durfte, dann hatte zwischen den beiden Männern keine Begegnung stattgefunden, denn Vandenbergh, dessen Loyalität zumindest in seinen eigenen Augen außer Frage stand, wäre zu einem solchen Verhalten nie bereit gewesen. Stimmt das mit der Wirklichkeit überein? Wenn irgendwo eine Falle für mich eingebaut war – wo? Horst hatte mir mit Fezzalis Verschwinden eine Lehre erteilt: ich hatte unser Treffen in New York im Biltmore-Hotel nicht geträumt. Man wollte mir tatsächlich an die Gurgel und scheute vor nichts zurück; meine Feinde wollten mich fertigmachen, mich ausziehen, und dabei nicht beim Hemd haltmachen.

In meinen Überlegungen war ich an dem Punkt angekommen, an dem ich einräumte, daß Horst tatsächlich mit Vandenbergh Kontakt aufgenommen hatte. Hatte er dies getan, damit Vandenbergh mir dies mitteilte und ich nervös wurde? Hatte Horst ein bestimmtes Verhalten von mir in der Silber-Spekulation provozieren wollen? Wenn ja, welches? Noch mehr Verträge kaufen oder die Verträge abstoßen? Ich sagte zu meinem Anwalt:

»Ich muß darüber nachdenken.«

»Wie Sie wünschen, Mister Cimbali.«

Im Prinzip hatte mein Aufenthalt in New York nur drei, vier Stunden in Anspruch nehmen sollen. Ich spürte, daß ich mit dieser kurzen Spanne nicht hinkommen würde und rief noch von Vanderberghs Büro in der Ranch in Arizona an; ich mußte unendlich lange warten, bis endlich eine Angestellte abnahm, eine junge Frau oder gar ein Mädchen, an das ich mich nur vage erinnerte; ich glaube, ich hatte sie einmal in der Küche begrüßt. Sie war anscheinend erst vor kurzem aus Mexiko kommend in den Vereinigten Staaten eingewandert, denn ihr Englisch war noch sehr unverständlich. So beschloß ich, mit ihr Spanisch zu reden. Normalerweise verstehe ich diese Sprache problemlos, doch am Telefon habe ich bei Fremdsprachen immer gewisse Schwierigkeiten.

»Wo ist die Senora?«

Ausgegangen, antwortete die junge Frau. Ausgegangen *en el coche*, mit dem Baby. Nach Phoenix? *Non se*. Und Senor und Senora Jeffries, die Eltern der Senora? *Marcharse*, ebenfalls ausgegangen. Es war also niemand mehr auf der Ranch? *No, senor*. Und die Freunde aus Los Angeles, die im Prinzip bis zum Ende des Monats auf der Ranch hätten bleiben sollen? Ebenfalls ausgegangen.

Dieses Wort ›ausgegangen‹ sollte seine Folgen haben; ich selbst interpretierte es so, wie es mir bei meinem mit anderen Dingen randvollen Kopf paßte, und die junge Frau, die an den Umgang mit Telefonen offensichtlich nicht gewohnt war, scheute sich in ihrer Ängstlichkeit, deutlicher zu werden. Ich bat sie, der Senora auszurichten, sobald diese wieder auf die Ranch gekommen sei, daß meine für heute vorgesehene Ankunft sich auf morgen verschöbe. Ob sie mich verstanden habe? Ja. Sie möge doch bitte die Botschaft wiederholen. Gehorsam sagte sie das kleine Sprüchlein auf und versicherte, sie würde auf keinen Fall vergessen, die Botschaft sofort auszurichten. Ich legte auf.



Es war inzwischen elf Uhr dreißig vormittags; das Datum: 29. Januar.

Ich erinnerte mich an einen Wirtschaftsjournalisten der *Washington Post*, dem ich drei-, viermal begegnet war und für den ich eine gewisse Sympathie empfand, denn sonst hätte ich ihn wohl kaum während der Sommerferien eingeladen, uns in unserem Landhaus in Saint-Tropez zu besuchen; allein der Name des Ortes, SAINT-TROPEZ, übte auf meine amerikanischen Freunde eine nahezu unwiderstehliche Anziehungskraft aus.

Ich hatte unwahrscheinliches Glück: der Journalist war nicht nur gerade in New York, sondern es war ihm auch möglich, sich zum Mittagessen frei zu machen und mit mir zusammen im Rainbow Room in der fünfundsechzigsten Etage im R. C. A.-Gebäude des Rockefeller Center zu essen. Ich erklärte ihm mein Problem. Er lachte schallend: »Ich fragte mich schon, wer von uns beiden am Ende wohl die Rechnung zu bezahlen hätte; in diesem Augenblick sind meine Zweifel verflogen. Sie zahlen, selbstverständlich. Derjenige, der rechtzeitig auf den texanisch-arabisch-brasilianischen Silberzug aufgesprungen ist, kann armen Journalisten, ohne mit der Wimper zu zucken, ein feudales Essen spendieren.«

»Und wann sollte man abspringen?«

Sein Lachen verstummte; plötzlich war der Journalist in ihm erwacht.

»Fragen Sie mich das aus einem bestimmten Grund oder rein intuitiv?«

»Ich frage Sie!«

Er schüttelte den Kopf:

»Franz, normalerweise geht man von der Vorstellung aus, daß das Silber ein Zehntel vom Gold kostet und Gold

wiederum neunundzwanzigmal soviel wie ein Barrel Rohöl. Genau damit argumentieren die Araber und Venezuelaner, wenn sie behaupten, ihr Rohöl sei nicht teuer.«

»Das ist mir völlig gleichgültig.«

»Möglich. Nur, die Preise von Gold und Erdöl steigen ununterbrochen, und ich kann mir schlecht vorstellen, daß ein Kurseinbruch in absehbarer Zeit erfolgen kann. Alles weist darauf hin, daß das Silber die Gold- und Rohölentwicklung nachvollzieht.«

»Auch wenn diese Hausse – ich spreche vom Silber – hauptsächlich durch die Aktivitäten einer bestimmten Gruppe ausgelöst wurde, die mit aller Macht die alleinige Kontrolle über den Silbermarkt bekommen will, um später jeden beliebigen Preis durchsetzen zu können?«

»Sie übertreiben, Franz. Nicht jeden beliebigen Preis. Die Entwicklung auf dem Silbermarkt kann sich nicht so abrupt ändern, wie Sie vielleicht meinen; allerdings, niemand kann die Texaner daran hindern, ihre jetzige Ankaufspolitik beizubehalten oder sogar noch zu verschärfen, zumal sie über unglaubliche Finanzmittel verfügen: zehn Milliarden Dollar, da kann kein Staat mehr mithalten.«

Ich hatte nicht einmal den Hummer probiert, den man mir serviert hatte. Welche Argumente konnte ich eigentlich anführen? Im Grunde genommen gar keine, nur meine Angst, die im Moment noch völlig unbegründet war; ich hatte Angst, in eine Falle zu tappen, und fragte eigentlich relativ ziellos weiter:

»Wer könnte eigentlich ein Interesse daran haben, daß die Silberpreise fallen?«

»Die Spekulanten, die auf Baisse gesetzt haben; aber das werden nicht allzu viele sein. Ich glaube, die wichtigsten, die ein Interesse an tiefen Silberpreisen haben, sind natürlich die Verbraucher dieses Edelmetalls.«

»Und wer zählt zu den Verbrauchern?«

Er zuckte nur mit den Schultern:

»Silber wird vor allem in der Industrie verwendet, auch bei der Herstellung von Filmen. Doch auf diesem Gebiet bin ich wirklich kein Experte.«

»Gibt es eine Lobby für diese Gruppe, die auf Politiker vielleicht Druck ausüben könnte?«

Er lachte nur:

»Aber warum denn nicht? Es gibt Lobbys für die Erdnußpflanzler und die Windelhersteller, warum nicht für die Film- und Fotoindustrie und die anderen, die Silber für die Herstellung ihrer Produkte benötigen?«

»Und wer verteidigt die Interessen dieser Lobby, im Senat und natürlich auch innerhalb der Regierung oder der Abgeordneten? Ist da ein bestimmter Mann oder eine bestimmte Gruppe aufgrund von häufigen Interventionsversuchen in letzter Zeit aufgefallen?«

Schweigen. Er schaute mich erstaunt an.

»Worauf, zum Teufel, möchten Sie denn hinaus?«

Die Frage, die ich ihm gestellt hatte, schien ihn mehr zu beschäftigen, als er zugeben wollte. Er legte die Gabel aus der Hand.

»Einen Augenblick. Ich komme gleich wieder.«

Er stand auf, ging zu den Telefonkabinen und blieb ungefähr zehn Minuten weg, bevor er sich wieder zu mir setzte.

»Vor allem ein Senator. Er hat in der letzten Zeit regelmäßig leidenschaftliche Erklärungen abgegeben, in denen er sich als der Verteidiger der Interessen der kleinen Spekulanten auf dem Silbermarkt ausgab. Er behauptet, diese kleinen Investoren – gelobt sei die amerikanische Nation, das echte, loyale und mutige Amerika usw. – würden durch die brutal vorgehenden arabisch-texanischen Großanleger ihrer Rechte beraubt. Vor allem auf die Araber hat er es abgesehen. Wenn es überhaupt

einen Mann gibt, auf den Ihr Verdacht zutrifft, dann auf diesen Senator.« Er schaute hochzufrieden auf seinen Teller: »Ich sehe, daß Sie meinen gebrauchten Hummer gegen einen ungebrauchten haben austauschen lassen!«

»Ich habe eben ein goldenes Herz.«

Die Sekretärin des Senators verriet aufgrund ihres Akzentes, daß sie aus dem tiefsten Süden stammte.

»Welchen Namen haben Sie genannt?«

»Horst. Erwin James Horst.«

»Mister Horst, würden Sie Ihren Namen bitte buchstabieren?«

Ich spielte meine zweite Karte aus und sagte:

»Das ist, glaube ich, nicht notwendig. Sagen Sie dem Senator nur, daß mich Martin Yahl empfiehlt.«

Diesmal funktionierte es. Sogar ausgezeichnet. Diese kleine und so einfache Falle hatte mir mehr verraten als meine beiden Detektiv-Agenturen, die ich teuer bezahlte. Der Name Yahl war der Sekretärin völlig vertraut, obwohl sie ihn im Grunde nicht kennen durfte.

»Oh, Sie sagten Yahl? Legen Sie bitte nicht auf, ich verbinde Sie sofort mit dem Senator...«

Ich legte auf, ohne mit dem Senator gesprochen zu haben. Meine Überzeugung stand fest. Ich zögerte keine Sekunde, sondern rief sofort in Vandenberghs Büro an:

»Vandenbergh? Hier Cimbali. Ich hatte Ihnen gesagt, daß ich erst überlegen muß. Nun, ich habe überlegt. Wir verkaufen das Silber. Alles. Und zwar sofort.«

Natürlich mußte ich erst einige Wochen warten, bis ich feststellen konnte, wie begründet meine Entscheidung gewesen war. Zuerst stieg der Silberpreis weiter, fast noch schneller als zuvor, bis sich mit beinahe magischer Folgerichtigkeit der

Kursverfall abzuzeichnen und dann auch zu realisieren begann. Wie fast immer, begann es mit einer heftigen Pressekampagne; und wie fast immer, antworteten die Texaner mit einer Gegenkampagne, die angesichts der vorhandenen Mittel ungewöhnliche Ausmaße annahm. Trotzdem Verloren die Texaner diese Schlacht, in erster Linie aufgrund von zwei Regierungsentscheidungen, gegen die nicht einmal ihr Geld etwas auszurichten vermöchte.

Die erste Entscheidung zielte darauf ab, die ›kleinen Investoren‹ zu schützen; der Mindestdepotwert wurde jetzt gesetzlich festgelegt, der hinterlegt werden mußte, wollte man einen Warenterminvertrag über Silber abschließen. Diese Depotsumme betrug zu der Zeit, zu der meine Verträge liefen, zwischen fünf und zehn Prozent der Gesamtvertragssumme, je nach dem Vertrauen, das der Vertragsschließende bei seiner Hausbank und bei den Börsenagenten genoß; theoretisch konnte jeder sich dieses Mechanismus bedienen und mit relativ bescheidenen Einsätzen relativ hohe Summen wagen. Die Regierung der Vereinigten Staaten hatte beschlossen, diese Mindestdepotsumme von zehn auf dreißig Prozent zu erhöhen und auf diese Weise den kleinen Investoren den Zugang zum Silbermarkt zu erschweren (sie praktisch vor sich selbst schützend), was natürlich eine Baisse des Silberkurses nach sich zog.

Diese Baisse wurde noch entscheidend geschürt, als die zweite Maßnahme der Regierung bekannt wurde, die darauf abzielte, die Zahl der Verträge, die eine Person oder eine Gruppe abschließen konnte, drastisch einzuschränken, unabhängig von dem finanziellen Rückgrat der Einzelpersonen oder Gruppen. Die Texaner und die mit ihnen verbündeten Araber und Brasilianer waren folglich gezwungen, große Mengen zu verkaufen, wobei, wie wir gesehen haben, die kleinen Investoren von diesem Markt bereits so gut wie

ausgeschlossen waren. Es war nur folgerichtig, daß die Baisse sich vehement verschärfte und große Verluste bei den Texanern verursachte.

Ihre massiven Ankäufe hatten die Silberpreise mit atemberaubender Geschwindigkeit in die Höhe getrieben; diese Geschwindigkeit war allerdings noch nichts im Vergleich mit der, mit der die Kurse in den Keller sanken. In einigen Tagen hatte sich alles mit unwahrscheinlicher Brutalität abgespielt; die Unze war auf zwanzig Dollar gesunken. Die Verluste der texanischen Gruppe erreichten die fantastische Höhe von acht Milliarden Dollar.

Sechzehn Milliarden Mark! Innerhalb von nicht einmal zwei Wochen! Und trotzdem konnte man die Texaner keineswegs als ruiniert bezeichnen.

Ich hatte mich rechtzeitig aus dem Silbermarkt zurückgezogen. Mit mehr als nur mit Ehren! Dieses Telefongespräch mit der Sekretärin eines Senators, den ich nie kennengelernt habe (der aber mit einem im Ruhestand lebenden Schweizer Bankier namens Martin Yahl auf bestem Fuße stand, ein Beweis, der mir als Grundlage für meine Entscheidung völlig ausgereicht hatte), und den ich nie kennenlernen würde, sollte mir, alles in allem, ungefähr neun Millionen Dollar einbringen.

Ich wußte damals nicht, welche Rolle Martin Yahl bei der Silbergeschichte gespielt hatte – und weiß es, wie ich ehrlicherweise einräumen muß, auch heute noch nicht. Es ist sehr wenig wahrscheinlich und bei nüchterner Betrachtungsweise sogar in höchstem Maße unwahrscheinlich, daß er als Finanzmann bei diesen Spekulationen mitgemischt hatte; dazu waren seine Mittel zu beschränkt. Er hatte unmöglich amerikanische Politiker soweit bringen können, einflußreichen Finanzkreisen des Landes praktisch den Hahn

zuzudrehen, und das alles nur, um dem so lieben und kleinen Cimbali einige Schwierigkeiten zu bereiten.

Nein, er hatte, und das traute ich ihm ohne weiteres zu, rechtzeitig, noch vor mir, die Situation analysiert, und zwar richtig. Und daraus seine Konsequenzen, das heißt, seinen Vorteil gezogen, mit Hilfe eines Senators.

Doch an diesem 29. Januar war ich mit meinen Überlegungen natürlich noch nicht an diesem Punkt angelangt. Ich hatte gerade die Entscheidung getroffen, mein Engagement auf dem Silbermarkt aufzugeben und war mir ganz und gar nicht sicher, ob meine Entscheidung richtig war oder nicht.

Ich hatte auf die Vorsicht gesetzt, und normalerweise gehört die Vorsicht nicht zu den Eigenschaften, die den Tanz des Cimbali so einzigartig werden ließen. Irgendwie hatte ich bei dieser Entscheidung einen bitteren Geschmack im Mund.

Ich rief Philip Vandenbergh noch von unserem Restaurant aus an, das im Rockefeller Center beinahe in der obersten Etage untergebracht war. Ich hatte bereits damit gerechnet, daß Vandenbergh sich nicht mit einem einfachen telefonischen Auftrag zufriedengeben würde.

»Da Sie ja sowieso in New York sind, ziehe ich es vor, noch am heutigen Tag einen schriftlichen Auftrag von Ihnen zu bekommen. Ich schicke gerne einen Boten bei Ihnen vorbei...«

»Gehen Sie zum Teufel!«

»Nicht ohne schriftlichen Auftrag!«

Ich erinnere mich, daß ich in diesem Augenblick beinahe schallend gelacht hätte. Im Grunde amüsierten mich meine Beziehungen zu Vandenbergh, wenigstens von Zeit zu Zeit; diese Animosität, die wir beinahe brüderlich teilten und die wir bei jeder möglichen Gelegenheit unverblümt ausdrückten, hatte auch ihre komischen Seiten.

Als ich weiter über meine Entscheidung nachdachte, war ich doch recht zufrieden; war sie nun richtig oder falsch, ich fühlte mich zumindest von einer Last befreit.

Und natürlich spielte eine entscheidende Rolle, daß ich durch den Verkaufsauftrag wieder in den Besitz der flüssigen Mittel gelangt war, die durch das abrupte, nicht erklärbare Verschwinden von Hassan Fezzali so unerwartet gesperrt worden waren, ein Vorteil, der in meiner angespannten Lage nicht zu unterschätzen war. Der Gewinn selbst, den ich bei den Silberspekulationen einstrich, ließ mich nicht allzu euphorisch werden, denn seit Wochen wußte ich ja bereits, daß ich eine hübsche Stange Geld einstreichen würde und hatte so Zeit gehabt, mich an die Vorstellung zu gewöhnen.

Es war so gegen halb vier Uhr nachmittags; es regnete über New York, nicht sehr heftig, aber es war eiskalt. Ich ging zu Fuß und träumte von meiner Insel mit der Veranda vor dem Haus, der Voliere und den Tausenden von Vögeln. Dann dachte ich, weit weniger romantisch, an Vandenbergh, dem ich – Hand aufs Herz! – versprochen hatte, um fünf Uhr in seinem Büro vorbeizuschauen und alle notwendigen Papiere zu unterschreiben, damit er die Verkäufe meiner Silberverträge ordnungsgemäß in die Wege leiten konnte. Das wichtigste war bereits geschehen: Ich hatte eine meiner verschlüsselten Botschaften an meinen Bankier auf den Bahamas geschickt. Vandenbergh brauchte eigentlich nur noch eine Bestätigung meines mündlich erteilten Auftrages; diese Bestätigung hatte ich bereits ausgeschrieben und in einem Briefumschlag bei mir.

Plötzlich fiel mir ein, daß ich, da ich ursprünglich ja direkt nach Phoenix hatte weiterfliegen wollen, keine Vorsorge getroffen hatte, um die Nacht in New York zu verbringen. Da ich ganz in der Nähe des Pierre war, ging ich schnell zu Fuß zu meinem Hotel.



An der Rezeption hörte man mir lächelnd zu, bevor man mich höflich, aber bestimmt korrigierte, als ich mich entschuldigte, nicht früher reserviert zu haben:

»Aber nein, Monsieur Cimbali. Das Apartment, in dem Sie normalerweise schlafen, ist auf Ihren Namen reserviert.«

»Von wem?«

»Von Ihrer Sekretärin.«

Na so was! Jetzt hatte ich plötzlich eine Sekretärin; vielleicht war es auch ein Sekretär, die englische Sprache macht da keinen Unterschied; um mich zu vergewissern, fragte ich zurück:

»Ein Mann oder eine Frau?«

»Ein Mann.«

Der ungefähr um die Zeit, um die ich Philip Vandenberghs Büro verließ, um mich im Rockefeller Center mit dem Journalisten der *Washington Post* zu treffen, im Pierre angerufen und das Apartment reserviert hatte. Der Portier fügte noch hinzu:

»Man hat auch ein Paket für Sie abgegeben.«

Ich ging in mein Apartment. Im Salon lag das Paket auf dem Tisch gleich neben der Tür. Rechteckig, beinahe quadratisch, ungefähr ein Meter mal ein Meter, zwanzig bis fünfundzwanzig Zentimeter dick. Schwarz eingeschlagen und sorgfältig verschnürt.

Und wenn es eine Bombe enthielt?

*Cimbali, jetzt aber vernünftig bleiben!*

Endlich hatte mein mir-selbst-Zureden soviel bewirkt, daß ich es wagte, das Paket aufzumachen. Es enthielt Farbaufnahmen im Format neunzig mal achtzig Zentimeter. Ungefähr sechzig. In chronologischer Reihenfolge angeordnet. Auf dem ersten konnte man Cimbali, Franz, in Amsterdam vor der Fassade des Hotels Amstel erkennen, in Begleitung von Maria de Santis. Der Fotograf hatte den Moment gewählt,

in dem ich die junge Frau angesprochen, ihr zugelächelt und ungefähr folgendes gefragt hatte:

»Als Sie mich sahen, hat der Blitz bei Ihnen wohl eingeschlagen; Liebe auf den ersten Blick, wie?«

Natürlich waren auf dem Foto meine Sätze nicht abgedruckt; es zeigte nur ein in Holland vergnügt miteinander redendes Pärchen, das offensichtlich gerade ein Luxushotel verläßt. Maria de Santis ist auf dem Foto nicht einmal einen Meter von mir entfernt. Ihr Fotoapparat ist nicht erkennbar, denn er wird von meinem Körper verdeckt. Der Fotograf war uns so nahe auf den Leib gerückt (oder hatte ein so starkes Teleobjektiv benutzt), daß weder Adriano Letta noch Mike MacQueen, der Journalist von *Fortune*, die sich ja in Wirklichkeit dicht neben mir befunden hatten, erkennbar waren.

Die schwarzen Augen von Maria de Santis, die von vorne aufgenommen worden war, schienen mich zärtlich zu umarmen, ohne daß ein Außenstehender hätte ahnen können, daß das Foto gestellt war.

Fünf Aufnahmen in Amsterdam, fünf in San Francisco, auf denen Maria direkt hinter mir durch die Sperre ging und dann, auf einer anderen Aufnahme, neben mir auf das Gepäck wartete. Und dann natürlich in der abschüssigen Straße auf dem Telegraph Hill in der Nähe von Li und Lius Haus, wo wir anscheinend nebeneinander gingen und sie mir leidenschaftliche Blicke zuwarf.

Dann viele Aufnahmen aus New Orleans. Wir saßen auf der kleinen Kaffeeterrasse vor zwei Bier und redeten fröhlich miteinander (die Terrasse war zur Straße hin offen, was in Amerika nur selten vorkommt). Auf dem Weg vom Cafe Pontalba ins Antoine. Anschließend dann auf dem Weg vom Antoine durch die Royal Street ins Royal Senesto House, das wir anscheinend gemeinsam betraten (zumindest mußte dies jeder Betrachter, der nicht dabei gewesen war, annehmen). Als

sie mich lachend aufnahm, während ich den Clown spielte, mußte ein zweiter Fotograf uns fotografiert und dabei aufgepaßt haben, daß Marias Apparat verdeckt war.

Endlich Rio. Keine Zwischenstation fehlte. Vor allem aber nicht die mit einem starken Teleobjektiv aufgenommenen Farbbilder, auf denen sie nackt war wie Eva, und ich nur einen nassen Slip trug, mich vorbeugte und ihr am Strand von Itaipu über die Wangen streichelte und sie anschließend küßte.

Ich ließ das Telefon läuten, Minute um Minute; irgend jemand würde endlich doch abnehmen. Niemand hob ab. Das Haus schien wie ausgestorben zu sein. Dabei konnte Catherine die Ranch nicht verlassen haben, ohne mir vorher Bescheid zu geben. Wohin hätte sie gehen sollen? Mit ihren Eltern und Marc-Andrea zurück nach Frankreich? Aber, verdammt noch mal, Marc-Andrea war immerhin auch mein Sohn, und ich hatte das Recht zu wissen, wo er sich aufhielt! War vielleicht ein Unglück passiert? Doch was für ein Unglück hätte auf der Ranch denn schon passieren können? Was sollte ich nur tun? Die verrücktesten, unreflektiertesten Gedanken schossen durch meinen Kopf.

Endlich entschloß ich mich, den Sheriff zu alarmieren, der für den Wüstendistrikt verantwortlich war, in dem die Ranch lag. Er war verwundert, daß ich mich dermaßen aufregte, nur weil auf der Ranch niemand den Hörer abnahm. Die Bewohner und Dienstboten waren vielleicht nur gemeinsam in die Stadt gefahren. Ein Fest in der Nachbarschaft. Es gab so viele Möglichkeiten. Endlich gab er meinem Drängen nach und beschloß, auf die Ranch zu fahren und nachzusehen.

Eine halbe Stunde, die mir wie eine Ewigkeit vorkam, verstrich, bis der Sheriff mich zurückrief. Ich bedankte mich, legte auf und alarmierte Flint, der sich Gott sei Dank in New York aufhielt. Sofort wurde abgehoben. Ich fragte: »Wo ist das Flugzeug?«

»Auf dem Flughafen La Guardia.«

»Abflug in fünfundvierzig Minuten nach Arizona.«

Ich war mir sicher, daß sich eine Katastrophe ereignet hatte.

Ich ging von einem Zimmer in das andere, schaute in den Alkoven nach, wieder und immer wieder, hinter den Säulen, die die Gewölbe trugen, doch immer nur schwer lastendes Schweigen, Fragen stellende Stille. Leere. Ich hatte entsetzliche Angst. Endlich setzte ich mich in einen Sessel, einen *Mu-dejar* aus schwarzlackiertem Holz mit Einlegearbeiten aus Elfenbein und breiten, flachen Armlehnen. Ich war todmüde und spürte zugleich das Gewicht dieser totalen Leere, die das Haus beherrschte, diese Stille, dieses Nicht-Leben schwer auf meinen Schultern lasten. Ich fühlte mich wie versteinert.

Ein Wagen fuhr vor. Ich ging vor das Haus. Flint hatte den Sheriff gesucht und war in dessen Begleitung zurückgekommen. Der Sheriff fragte mich:

»Es sind nicht einmal die Dienstboten da?«

»Niemand.«

»Aber Sie haben in der Regel doch Dienstboten eingestellt?«

»Eine ganze Menge, drei Frauen und zwei Männer.«

»Sie haben ganz bestimmt die Adresse Ihrer Dienstboten irgendwo aufgeschrieben«, sagte der Sheriff.

Er hatte mich anscheinend, als ich aus New York angerufen hatte, nicht ernst genommen und an einen Streit zwischen jungen Ehepartnern oder etwas ähnliches geglaubt. Doch jetzt, nachdem die Dienstboten auch verschwunden waren, besann er sich eines anderen. Er half mir bei meiner Suche im Haus; endlich stießen wir auf die richtigen Unterlagen: »Hier ist die erste Adresse.«

Ein ›Chicano‹, das heißt ein Amerikaner mexikanischer Abstammung – alle unsere Dienstboten waren übrigens mexikanischer Abstammung –, der bei uns als Chauffeur arbeitete. Der Sheriff ging zu seinem Dienstwagen und gab über Funk eine Botschaft durch. Seit langem war es schon dunkel. Es war zehn Uhr abends, *Mountain Time*. Am 29. war ich in der Frühe von Paris abgeflogen und inzwischen sechsundzwanzig Stunden auf den Beinen.

Der Sheriff kam zurück:

»Hatte Missis Cimballi sich plötzlich entschlossen, eine längere Reise zu machen und ihren Sohn mitzunehmen?«

Ich beantwortete seine Frage abschlägig, denn in diesem Fall hätte Catherine wohl nicht alle Koffer und Taschen und vor allem ihre Ausweise auf der Ranch zurückgelassen.

»Vielleicht verbringt sie den Abend bei Freunden und hat sich nur verspätet?«

Doch Flint und ich hatten schon mit allen Bekannten, auch entfernten Bekannten, in der Gegend telefoniert. Seit mehreren Tagen schon war Catherine nicht mehr gesehen worden.

»Ich habe in der Garage nachgeschaut«, sagte der Sheriff, »zwei Wagen sind da.«

Folglich fehlten zwei: der Truck, mit dem die Angestellten die Einkäufe erledigten, und der Range-Rover. Flint schilderte, so genau wie nur möglich, unseren Abflug von La Guardia, unsere Ankunft in Phoenix und vor allem die in der Ranch, wo im Wohntrakt, obwohl es noch fast taghell war, alle Lampen eingeschaltet gewesen waren, während im Dienstbotentrakt alle Lichter gelöscht und alle Schränke leer waren und eine peinlich genaue Ordnung herrschte. Im Hauptgebäude standen alle Türen offen, ganz so, als ob man Hals über Kopf abgereist wäre. Die Koffer allerdings, die schon gepackt worden waren, standen noch in der Diele.

»Erst als wir die Ausweise von Madame Cimballi fanden«, erklärte Flint, »ohne die sie normalerweise nie ausging, haben wir uns wirklich Sorgen gemacht.«

Im Dienstwagen des Sheriffs quietschte der Polizeifunk. Der Sheriff ging kurz hinaus und kam dann wieder zurück:

»Wir haben den Chauffeur gefunden, Gil Lopez. Er wohnt bei seiner Familie und behauptet, Ihre Frau habe alle fünf Dienstboten entlassen und ihnen den Truck geliehen, damit sie schneller von der Ranch kämen. Diese Entlassung habe sie schlecht und recht mit dem Plan erklärt, die Ranch verkaufen zu wollen, dann habe sie sich verbessert und behauptet, sie sei bereits verkauft, und ihr Mann käme in Kürze, um sie abzuholen. Er glaubt, auch die anderen Dienstboten aufreiben zu können.«

Er fragte mich:

»Hätte sich eigentlich neben Ihrer Frau, Ihrem Sohn und den Dienstboten noch jemand anderes auf der Ranch aufhalten müssen, als Sie, von New York kommend, eintrafen?«

Flint antwortete für mich: »Wir hatten eigentlich damit gerechnet, auch Mister Cimballis Schwiegereltern und Freunde aus Kalifornien zu treffen, die im Prinzip bis zum Monatsende auf der Ranch hatten bleiben wollen.«

Natürlich hatten wir sie angerufen, das war das erste, was wir unternommen hatten: die Jeffries hatten nicht abgenommen; anscheinend hielt sich niemand in der Avenue de Segur auf, aber wir würden natürlich in regelmäßigen Abständen immer wieder in Paris unser Glück versuchen. Die französischen Freunde in Kalifornien hatten Gott sei Dank beim ersten Läuten abgenommen, waren allerdings merkwürdig kühl geworden, als sie erfuhren, daß Franz am Apparat war und fragte, warum sie denn nicht auf der Ranch wären:

»Franz, ich ziehe es vor, dir die ungeschminkte Wahrheit zu sagen: Wir sind wieder in Kalifornien, weil Catherine uns

schlicht und einfach hinausgeworfen hat. Sie ist natürlich etwas nervös zur Zeit, aber immerhin...«

Der Sheriff musterte mich unverhohlen. Hatte er zu Beginn wohl an einen Streit zwischen reichen Ausländern geglaubt und dann an ein blutiges Drama, in das die mysteriöserweise verschwundenen Angestellten verwickelt waren, näherte er sich jetzt anscheinend langsam der Wahrheit. Dieses Wort ›nervös‹ hatte ihm wohl zu denken gegeben. In diesem Augenblick klingelte das Telefon.

Cannat war es gelungen, Catherines Mutter in ihrem Hotel in Megeve aufzutreiben. Er hatte sie gebeten, sie möge doch sofort in der Ranch anrufen.

Ohne sie schonend darauf vorzubereiten, sagte ich brutal:

»Catherine ist verschwunden. Zusammen mit dem kleinen Marc.«

Schweigen. Langsam verzog sich der graue Nebel, der sich über mich gelegt hatte, seitdem ich auf der Ranch eingetroffen war. Ich schnitt meiner Schwiegermutter, die mir eine Frage nach der anderen stellen wollte, das Wort ab, um selbst Fragen stellen zu können. Nach und nach wurde die ganze Angelegenheit klarer. Die Lesleys hatten die Ranch bereits seit einer Woche verlassen:

»Wir haben Catherine in der Gesellschaft von euren Freunden aus Kalifornien auf der Ranch zurückgelassen; sie wollte übrigens noch am gleichen Tag nach Los Angeles, um sich dort mit ihnen zu treffen. Ich habe ihr noch beim Kofferpacken geholfen.«

»Sie hat Sie angelogen, genau wie sie mich angelogen hat, jedesmal, wenn ich auf der Ranch anrief, denn sie hat immer behauptet, Sie hielten sich noch in Arizona auf.«

»Franz, das kann ich nicht glauben. Vor drei Tagen habe ich sie angerufen; sie hat gesagt, Sie seien im Zimmer nebenan.«

»Vor drei Tagen war ich in Europa.«



Meine Schwiegereltern waren in Megeve gewesen, während ich den Engländer in Genf getroffen hatte. Sie hatte keine Ahnung von Marcs Unfall; so wußte ich endlich, warum sich Catherines Mutter nicht gerührt hatte.

»Franz, um Himmels willen, wohin kann sie nur gegangen sein?«

»Es ist möglich, daß sie sich in den Range-Rover gesetzt hat und einfach losgefahren ist, immer stur geradeaus.«

Da erst wurde mir klar, daß dieser Satz auch bedeuten konnte:

»Es ist möglich, daß sie endgültig verrückt geworden ist.«

Vier der fünf Hausangestellten waren von dem Sheriff inzwischen aufgetrieben worden; fehlte der fünfte, der Gärtner, der nach Tucson zu seiner Familie gefahren war. Ich sagte zu dem Sheriff:

»Als ich heute, nein, es war schon gestern, angerufen habe, hat jemand den Hörer abgenommen. Eine Frau.«

Die jüngste meiner früheren Hausangestellten, sechzehn, siebzehn Jahre alt, die völlig aus dem Häuschen geriet, als mitten in der Nacht mehrere Wagen vor dem Haus ihrer Eltern vorfuhr und der Sheriff mit einem Begleitbeamten sowie Flint und ich in ihr Haus eindrangen. Ja, natürlich erinnerte sie sich, daß sie mit mir gesprochen hatte. Ja, sie hatte mir die Wahrheit gesagt, denn in dem Augenblick, in dem ich angerufen hatte, war die Senora bereits abgefahren gewesen und hatte das Kind mitgenommen. Abgefahren. Nicht ausgegangen. Sie hatte das Wort *marcharse* benutzt und nicht *salir*, mir also die Wahrheit gesagt. Ich hatte nicht richtig verstanden, was sie gesagt hatte.

»Wann ist die Senora abgefahren?«

»An diesem Morgen.«

Sie verlor sich in der Chronologie, ganz wie ich. War das nun gestern oder heute? Endlich stand fest, daß Catherine die Ranch am 29. Januar gegen acht Uhr morgens verlassen hatte, und zwar in dem Range-Rover. Welche Richtung sie eingeschlagen hatte? Das konnte uns das Mädchen nicht sagen, denn sie hatte nur das Geräusch des Anlassers und des sich entfernenden Autos gehört.

Sechzehn Stunden waren inzwischen verstrichen.

Der Sheriff wurde nun endgültig aktiv: über Funk befahl er, sämtliche Motels und Tankstellen abzuklappen und auch die Polizeistationen in den benachbarten Grafschaften zu alarmieren. Er fragte mich:

»Die Reichweite des Range-Rover?«

Woher sollte ich das wissen? Vierhundert Kilometer? Fünfhundert? Außerdem hatte ich zwei zusätzliche große Benzinkanister gekauft, denn wir hatten vorgehabt, mit dem Range-Rover längere Ausflüge in die Wüste zu unternehmen. Und auch für die notwendigen Wasserbehälter gesorgt.

»Anders ausgedrückt, es ist durchaus möglich, daß sie bis zu einer Tankstelle in Utah, Neu-Mexiko oder Kalifornien gekommen ist, ohne einmal anzuhalten. Mexiko allerdings können wir ausschließen, denn an der Grenze hätte sie ihre Papiere vorzeigen müssen. Doch unsere Nachforschungen werden auch so noch recht kompliziert sein.«

Wir setzten der jungen Frau weiter zu, ohne auf ihre wachsende Angst Rücksicht zu nehmen. Sie war nur rein zufällig auf der Ranch gewesen, als ich von Vandenberghs Büro aus angerufen hatte. Sie war, wie die anderen, entlassen worden und nur auf die Ranch zurückgekommen, da sie ein kleines Transistorradio vergessen hatte, an dem sie hing. Sie war überrascht gewesen, daß die Senora die Ranch noch nicht verlassen hatte.

»Sie hatte uns gesagt, daß sie mit Senor Cimbali wegfahren würde, der sie auf der Ranch abholen wollte.«

Nur zwei, drei Minuten, nachdem der Range-Rover abgefahren war, hatte das Telefon geklingelt. Sie hatte den Hörer abgenommen und gesagt:

»Die Senora ist abgefahren.«

Das kleine Stubenmädchen hatte geglaubt, Catherine und ich seien irgendwo verabredet gewesen.

Die Begleitmannschaft des Sheriffs, Flint und ich fuhren auf die Ranch zurück. Nachdem sich die Beamten noch einmal umgesehen hatten, zogen sie sich zurück, auch der Sheriff. Ich war mit Flint in dem riesigen Haus allein. Wir suchten noch einmal alles ab, in der Hoffnung, einen brauchbaren Hinweis zu finden. Was hätten wir denn sonst tun sollen? Eigentlich hatte ich gar nicht auf der Ranch bleiben wollen, doch der Sheriff hatte gemeint, es sei besser, denn es könne ja durchaus sein, daß Catherine inzwischen bereute, so Hals über Kopf aufgebrochen zu sein, und anrufen würde, um mitzuteilen, wo sie sich aufhielte. Oder daß sie Hilfe brauche und aus diesem Grund anrufe.

Doch daran konnte ich nicht glauben, mich nicht einmal an diesen letzten Hoffnungsschimmer klammern, denn Catherine hatte ihre Vorbereitungen zu systematisch durchgeführt, ihre Eltern unter dem Vorwand, ich käme zurück, weggeschickt, unsere französisch-kalifornischen Freunde schlichtweg hinausgeworfen und schließlich das gesamte Personal entlassen, wobei sie sich hemmungslos aller möglichen Lügen bedient hatte. Nein, ich hatte nicht mehr viel Hoffnung auf einen Telefonanruf, sondern kam langsam zu der Überzeugung, daß Catherine an einer akuten, nervösen Depression litt.

»Franz?«

Flint rief mich von dem Balkon aus, der sich vor den Fenstern unseres Schlafzimmers befand. Ich ging zu ihm.

»Schau her. Sieht fast so aus, als ob hier etwas verbrannt worden wäre.«

Die Asche war schon lange kalt. Als ich sie näher untersuchte, fand ich ein kleines Stück schwarzes Papier, das gleiche, mit dem das Paket verhüllt worden war, das für mich im Pierre abgegeben worden war. Ich fand noch mehr: Reste einer Farbfotografie, die ich, als ich sie zusammensetzte, sofort erkannte: Der Name des Amsterdamer Hotels war vollständig lesbar, kein Buchstabe fehlte. Und vor dem Eingang wir beide, Maria de Santis und ich.

Der 30. Januar brach an. Die von der Polizei durchgeführten Nachforschungen hatten nichts ergeben, obwohl sie auf den ganzen Staat Arizona ausgedehnt worden waren. Gegen acht Uhr morgens beschlossen die Behörden, die Suche nach Catherine auch auf die angrenzenden Staaten auszudehnen und die Beschreibung von Catherine und unserem Sohn sowie die Nummer des Range-Rovers sowie dessen Farbe durchzugeben.

Ich hatte nicht schlafen können, nicht einmal eine kurze Zeit, und fühlte mich völlig erschöpft und übel; vor lauter Müdigkeit begann ich, unter Brechreiz zu leiden. Gegen zehn Uhr holte Flint mich mit einem kleinen Sportflugzeug ab, dessen Räderaufhängung so konstruiert war, daß es nahezu überall landen konnte. Wir begannen, die Gegend, von der Ranch ausgehend, systematisch abzufliegen. Ich hatte, während ich auf Flint wartete, eine Karte Arizonas studiert und war mir bewußt geworden, wie schwierig die Suche werden würde; Catherine und mein Sohn konnten sich überall aufhalten, sie konnten genauso über die im Norden liegenden Hochplateaus gefahren sein wie quer durch die Wüste von

Sonora oder auch die von Mojave. Las Vegas lag in erreichbarer Nähe, ebenso Albuquerque. Oder Denver. Natürlich durften wir auch die riesige Ansammlung verschiedener Orte und Städte, die allgemein nur als Los Angeles bezeichnet wird, nicht vergessen (ich hatte einen Freund gebeten, kurz in unserer Villa in Beverly Hills vorbeizuschauen; vergebens). Und vielleicht war es Catherine trotz der fehlenden Ausweise gelungen, über die mexikanische Grenze zu gelangen, denn vor allem Amerikaner, die vom Norden in den Süden wollten und dabei eine ganze Portion Dollar mitbrachten, wurden in der Regel von den mexikanischen Grenzbehörden nur oberflächlich kontrolliert. Die Wagenpapiere hatte sie auf alle Fälle bei sich – sie steckten immer hinter der Sonnenblende auf der Beifahrerseite – und Bargeld ebenfalls. Die verschiedenen Kreditkarten hatte sie zurückgelassen, aber nachdem wir das Haus mehrmals durchsucht und kein Bargeld gefunden hatten, wußte ich, daß Catherine mehrere Tausend Dollar bei sich haben mußte.

Zum zehnten Mal versuchte Flint, mich mit den immer gleichen Argumenten zu beruhigen: Nichts Ernsthaftes habe sich ereignet, vielleicht sei Catherine nur durchgebrannt, um mich für meine häufige Abwesenheit zu »bestrafen«; sie würde unter allen Umständen in einigen Tagen wieder auftauchen, sie und der Sohn, wohlbehalten, alles wies darauf hin. Hätte sie sich etwas antun oder mich für immer verlassen wollen, dann hätte sie ihre Abreise nicht mit soviel Mühe inszeniert.

Wir flogen über eine gebirgige Gegend südöstlich von Flagstaff, von Montezumas Palastanlage bis zum Reservat der Apachen. In dieser Gegend konnte sich mühelos eine Panzerdivision so verstecken, daß nicht einmal ein Adlerauge sie erspäht hätte; wieviel leichter war dies für einen einzelnen Wagen! Ich wußte, daß es völlig sinnlos war, Arizona und die angrenzenden Staaten mit einer Sportmaschine abzufliegen,

doch nichts auf der Welt hätte mich dazu bringen können, die Suche abubrechen und ruhig auf der Ranch die Entwicklung der Dinge abzuwarten. Über Funk stand ich in ständiger Verbindung mit der Polizei in Phoenix, von der ich aber auch nur erfuhr, daß ihre Bemühungen fruchtlos verliefen.

Flint landete auf dem kleinen Flughafen von Holbrook, tankte auf und flog sofort wieder weiter. Er richtete die Nase nach Norden; wir überflogen so tief, wie Flint es verantworten konnte, die Versteinerten Wälder, das Reservat der Navajos, die beeindruckenden, von der Natur geschaffenen Monumentalstatuen im Monument Valley, bevor wir nach Westen abbogen, über den Grand Canyon hinweg; ich stand kurz davor, diese Naturschönheiten zu hassen, die aus meiner verzweifelten Suche einen touristischen Rundflug machten.

Flint konnte nicht mehr; er hatte in der vorausgegangenen Nacht höchstens zwei, drei Stunden geschlafen. Trotzdem wollte er weitermachen, sogar im Tiefflug, doch ich zwang ihn, zur Ranch zurückzufliegen, wo wir gegen ein Uhr mittags eintrafen. Neunundzwanzig Stunden war es jetzt her, daß Catherine am Steuer des Range-Rovers verschwunden war.

Ich erinnerte mich nicht mehr, ob ich die Hausangestellten gebeten hatte, die Arbeit wieder aufzunehmen oder nicht; auf alle Fälle waren sie da, als Flint neben dem Hauptgebäude landete, Gott sei Dank, denn während unserer Abwesenheit hatte das Telefon ununterbrochen geklingelt, wie Narcisso, mein ›Haushofmeister‹, mir versicherte. Keiner der Anrufer war auf dem laufenden gewesen, so daß Narcisso sie alle erst von Catherines Verschwinden informierte.

Noch das Nebensächlichste erschien mir wie ein Fingerzeig des Himmels; so stürzte ich mich auf die Liste, auf der Narcisso die Anrufer verzeichnet hatte: Li oder Liu, Rosen, ein kalifornischer Immobilienmakler, ein anderer aus Nevada, wo ich ebenfalls Grund erworben hatte, ein französischer

Schauspieler, der sich gerade in Los Angeles aufhielt und um Rückruf bat, sowie mehrere andere Freunde.

Ein Name sagte mir nichts, überhaupt nichts: Jessica Walters aus Taos, Neu-Mexiko.

»Sie haben vollkommen recht, wir kennen uns nicht. Dabei war ich bereits einmal bei Ihnen.«

Sie hatte Catherine, die sie nur Kathy nannte, während einer Ausstellungseröffnung in Los Angeles kennengelernt. Jessica, eine Malerin, hatte kurz darauf in Phoenix ausgestellt und von der Gelegenheit profitiert, auf einen Sprung auf die Ranch zu kommen; zwei Tage war sie nur dageblieben (in der Zeit, in der ich mich in Rio aufgehalten hatte). Bis zu diesem Moment hatte ich sie reden lassen; ich war einerseits zu erschöpft, um sie zu unterbrechen, und hatte auf der anderen Seite gehofft, irgendeinen Hinweis zu erhalten. Fehlanzeige. Rein zufällig, ohne lange zu überlegen, fragte ich noch, bevor ich auflegen wollte:

»Was meinen Sie wohl, wohin ist sie wohl gefahren?«

Sie sagte schon, sie habe keine... Da unterbrach sie sich plötzlich und rief:

»Ich Esel, darauf hätte ich schon früher kommen müssen!«

Ein Ort oder vielmehr eine Ansammlung einzelstehender Häuser und Hütten namens Twentynine Palms in Kalifornien am Rand der Mojave-Wüste, ganz in der Nähe von Joshua Tree National Monuments.

»Ich habe dort eine Hütte. Und Kathy lange von der Hütte und der ganzen Gegend erzählt.«

Sie war zuerst in Richtung Las Vegas, Nevada, gefahren, bevor sie den Weg nach Süden eingeschlagen hatte; in Needles hatte sie die Grenze zwischen den Staaten Arizona und Kalifornien überschritten – ein Lastwagenfahrer erinnerte sich daran, daß

sie ihn überholt hatte, in einem Range-Rover mit offenem Verdeck, ein Kleinkind auf dem Sitz neben sich. Zuerst war sie von Needles aus in die Mojave-Wüste vorgedrungen, natürlich auf der asphaltierten Staatsstraße, bevor sie wieder nach Süden abgebogen war, Richtung San Bernardino Mountains.

Ein Tankstellenwächter, dessen Tankstelle im Norden von Twentynine Palms lag, erinnerte sich sehr genau, sie gesehen zu haben, die Frau und das Kind, gegen zwei Uhr vierzig oder fünfzig. Und die Kellnerin in einem südlich von diesem Nest liegenden Restaurant erinnerte sich, daß sie den beiden etwas zum Essen gebracht hatte.

»Camper haben uns auf den Range-Rover aufmerksam gemacht. Sie hatten die Suchmeldung im lokalen Radiosender gehört.«

Einer der Beamten der örtlichen Polizei hielt sich, neben dem Piloten natürlich, mit mir in dem Hubschrauber auf, der mich auf dem Flughafen Palm Springs abgeholt hatte, wo ich, aus Phoenix kommend, gelandet war. Vorsichtig, beinahe liebevoll sprachen sie auf mich ein, viel zu rücksichtsvoll, so wie man mit einem Menschen spricht, von dem man weiß, daß großes Unglück über ihn gekommen war oder kommen wird. Mir wurde kotzübel.

Der Polizist leierte fast sinnlos vor sich hin:

»In dem Gebirge gibt es viele Touristen, Camper und Skifahrer. Normal, an einem Wochenende. Und wir befinden uns nur sechzig Kilometer von Los Angeles entfernt; praktisch für die Urlauber.«

Links tauchten schneebedeckte Gebirgsketten auf; die Sonne spiegelte sich darauf, so daß mich die reflektierten Strahlen blendeten und ich wegschauen mußte, denn sie begannen zu tränen. Ich bekam den Eindruck, als ob dies alles unreal wäre und sich in einer anderen Welt abspiele. Nichts hatte sich ereignet, ich träumte nur, im Flugzeug nach Europa fliegend,



nach dem Unfall Marc Lavaters, und auch dieser Unfall war sicher nur ein Traumgespinnst – ich würde endlich nach Hause können, zu meiner Frau, meinem Sohn, nichts hatte sich ereignet, ich war nur müde, erschöpft...

»Wir sind da.«

Der Hubschrauber war gelandet. Ich erkannte Felsen und Kakteen, die aus dem hohen, dichten Gestrüpp herausschauten. Vor mir lag die unzugängliche und unmenschliche Mojave-Wüste. Als der Polizist mich sanft zwang, mich umzudrehen, triumphtierte dieses Gefühl, mich in einer irrealen Welt zu bewegen, in Sekundenschnelle: eine völlig andere Welt breitete sich vor mir aus, Hügel, die zu Bergen wuchsen, mit Tannen und Föhren bedeckt und vom Schnee sanft eingehüllt. Wir befanden uns genau an der Grenze zwischen zwei Welten, die nichts, aber auch gar nichts miteinander zu tun hatten.

»Kommen Sie, Mister Cimbali.«

Jemand wollte mich am Arm packen und führen. Wütend stieß ich ihn zurück. Ich strauchelte.

»Sind Sie sicher, daß Sie durchhalten? Können Sie allein gehen?«

»Ich werde bis in die Hölle laufen, wenn es sein muß!«

Sie hatte versucht, mit dem Range-Rover möglichst viel Höhe zu gewinnen und war einfach drauflosgefahren:

»Es gibt einen, ja sogar zwei Wege, die beide bis zur Hütte führen, doch sie hat sie sicher übersehen und direkt den Hang hochfahren wollen.«

Nach einer gewissen Zeit war es auch für den geländegängigen Range-Rover zu steil geworden; seine Reifen hatten sich tief in den Boden eingegraben, der Wagen rutschte leicht seitwärts, bis er auf einen Baumstumpf stieß und dort endgültig blockierte. Nichts ging mehr, weder vorwärts noch rückwärts.

»Von hier aus ist sie zu Fuß weitergegangen... Die Hütte selbst ist nur noch siebzig Meter von hier entfernt, dort, hinter der Bergkante...«

Man hat nie herausbekommen, was Catherine im einzelnen unternommen hatte. Man fand sie ungefähr zwei Kilometer vom Range-Rover entfernt, nur wenige Meter, zwanzig, vielleicht auch dreißig lagerte eine Gruppe von Campern, die anscheinend weder etwas gesehen noch etwas gehört hatten. Dabei mußte sie sich die letzten Meter über den Boden gezogen haben; als man sie fand, lehnte sie halb sitzend an einem Baum und hielt einige Blumen in der Hand.

»Mister Cimballi, es ist ein Wunder, daß sie nicht auf der Stelle gestorben ist, bei all dem Zeug, das sie sich gespritzt hat. Wir haben schon ähnliche Überdosen erlebt. Diejenigen, die wie Ihre Frau den ersten Schock, die ersten Stunden überlebten, hatten in der Regel später keinen Rückfall...«

An diesem Baum gelehnt hatte man sie gefunden, Arme und Beine von sich gestreckt, Blumen in der Hand...

Und allein.

Trotz aller Nachforschungen, die angestellt wurden und noch angestellt werden sollten, hatte man Marc-Andrea, der nicht bei ihr gewesen war, noch nicht gefunden.

Ich erinnerte mich an Palm Springs, an die Heerscharen von Polizisten, die mich laufend informierten und doch nichts anderes zu sagen hatten, als daß mein Sohn immer noch verschwunden war, obwohl sie sowohl im Gebirge wie auch in der Wüste Hektar für Hektar alles absuchten, obwohl Hunderte von Freiwilligen bei dieser Suche halfen und obwohl die Nationalgarde alle verfügbaren Kräfte mobilisiert habe; niemand konnte verstehen, daß mein Sohn, der ja erst neun Monate alt war und sich nicht selbständig hatte entfernen können, noch nicht gefunden worden war.

Ich erinnerte mich auch an meinen Schwiegervater, der aus Paris zu meiner Unterstützung gekommen war und mir, ohne je laut zu werden, lange auseinandersetzte, daß alles, was passiert war, Catherines erbärmlicher Zustand nach der Überdosis, das Verschwinden meines Sohnes und so weiter, allein meine Schuld wäre. Er nahm sich alle Zeit, um mir eindeutig klarzumachen, daß ich der größte Schuft aller Zeiten und nicht würdig sei, auf Gottes Erdboden herumzulaufen.

## **VIERTER TEIL**

### **Ein außergewöhnlicher Computer**

Vier Tage später stellten die Behörden die Nachforschungen offiziell ein; damit gab ich mich natürlich nicht zufrieden. Von Anfang an hatte ich Callaway hinzugezogen, den Privatdetektiv aus Los Angeles, der, von mir bezahlt, die Polizeiarbeit ergänzte. Doch schon nach zwei Tagen hatte ich einsehen müssen, daß Callaway nicht über die Möglichkeiten verfügte, eine solche, den normalen Rahmen bei weitem sprengende Untersuchung durchzuführen.

So rief ich den Engländer zu Hilfe, den ich Chatham nannte; meine Leser werden sich sicher an unsere Begegnung in Genf erinnern, während der Chatham sich beklagt hatte, die Überwachung Yahls sei ein langweiliger Job und er wünsche sich mehr Abwechslung.

Der Engländer nahm mein Angebot sofort an:

»Das ist etwas ganz anderes als diesen senilen Greis am Genfer See zu überwachen. Die Arbeit, die Sie mir vorschlagen, gehört nicht zu meinem vertrauten Arbeitsgebiet. Außerdem ist bereits eine Woche seit dem Verschwinden Ihres Sohnes verstrichen. Aber ich bin überzeugt, daß die gestellte Aufgabe trotz allem lösbar ist.«

»Die Frage ist nicht, ob diese Aufgabe lösbar ist oder nicht; ich will meinen Sohn wiederfinden, das ist alles.«

»Gut. Ich kann beide Arbeiten übernehmen: Yahl weiter überwachen und in den San Bernardino Mountains nach Ihrem Sohn suchen.«

»Mein Sohn ist das allerwichtigste. Arbeiten Sie schnell!«

»Das ist, unter anderem, eine Geldfrage.«

»Ich werde sofort eine Million Dollar überweisen lassen; auf welches Konto soll das Geld gehen? Selbstverständlich wird diese Summe erhöht, falls Sie weitere Gelder benötigen.«

»Monsieur Cimbali, ich versichere Ihnen, daß wir alles Menschenmögliche unternehmen werden, um Ihren Sohn so schnell wie möglich zu finden.«

In den ersten Stunden, nachdem man Catherine gefunden hatte, hatte ich ihr keine Fragen stellen können; sie brauchte mehr als einen Tag, um aus dem Koma wieder aufzuwachen, in das sie aufgrund der Überdosis an Amphetaminen gefallen war. Doch auch dann konnte sie noch nicht sprechen; sie war zu betäubt und sie erinnerte sich an nichts. Nur an die länger entfernten Ereignisse, an ihre Fahrt im Range-Rover, an den Versuch, im Wagen bis zur Hütte vorzustoßen, an die Tatsache, daß sie ausgestiegen war und Marc-Andrea mitgenommen hatte, konnte sie sich erinnern. Sie hatte die starken Betäubungstabletten kurz davor genommen. Anschließend verwirrten sich ihre Erinnerungen. Sie hatte Leute getroffen, das war sicher. Welche Leute? Sie konnte sie nicht beschreiben, sie erinnerte sich an keine Details. Nur an eines: Musik. Ob die Musik aus einem Radio kam oder ob jemand spielte, schon das konnte sie nicht mehr sagen. Und Marc-Andrea? In diesem Augenblick war er noch bei ihr. Glaubte sie.

Anschließend dann die Spritze. Hatte man sie zur Spritze gezwungen?

Sie erinnerte sich nicht.

So wenig, wie sie sich an das erinnerte, was sich anschließend ereignete. Bis zu dem Moment, in dem sie in der Klinik in Palm Springs aufgewacht war.

Warum sie die Ranch verlassen hatte? Schweigen. Hatte sie sich mit jemand in der Hütte von Jessica Walters verabredet? Nein. Warum sie ausgerechnet zu der Hütte gefahren war?

Schweigen. Wann sie die Farbaufnahmen erhalten habe? Welche Farbaufnahmen? Sie hatte nie irgendwelche Farbaufnahmen bekommen. Ob sie mir irgendwie bei der Suche nach unserem Sohn helfen könne? Sie hatte alles gesagt, was sie sagen konnte.

Am 4. Februar durfte sie das Krankenhaus verlassen und zog mit ihren Eltern in ein Haus in der Nähe von Palm Springs, das ich für sie gemietet hatte und das ich schon bald nicht mehr betreten durfte.

Auch die Polizeibeamten und -beamtinnen, die sie verhörten, brachten nicht mehr aus ihr heraus.

»Mister Cimbali, sie erinnert sich wirklich an nichts mehr. Aber wenn man bedenkt, was sie alles geschluckt hat, und dann noch die Spritze, da ist es ein Wunder, daß sie überhaupt überlebte.«

Am 12. Februar flog sie in immer noch stark angegriffenem Zustand mit ihren Eltern nach Europa.

Ich hatte mit den Gedanken gespielt, die Herausforderung Horsts der Öffentlichkeit bekanntzumachen, das heißt in anderen Worten, Klage zu erheben. Gegen Maria de Santis direkt, und indirekt gegen alle, die ihr den Auftrag gegeben hatten, gegen mich zu arbeiten und die in die Sache verwickelt waren: vor allem gegen Yates und Horst. Doch die Rechtsanwälte, bei denen ich Rat einholte, rieten mir dringend ab.

»Alles in allem können Sie nur einen einzigen Beweis für Ihre Behauptungen vorlegen: die Farbaufnahmen, die man Ihnen ins Pierre geliefert hat. Nichts beweist, daß diese Farbaufnahmen gemacht worden sind, um Ihnen zu schaden. Ihre Frau streitet ab, auch nur ein einziges Foto bekommen zu haben. Man hat nicht einmal einen Versuch unternommen, Sie

zu erpressen. Mister Cimbali, stellen Sie sich einmal vor, wir treiben diese Maria de Santis auf, die sich wie Sie selbst behauptet haben, heute irgendwo in Südamerika aufhalten soll, und laden sie dann vor Gericht. Sie könnte jederzeit behaupten, daß diese Aufnahmen ohne ihr Wissen entstanden sind und daß sie vielleicht sogar aus der Hand von Yates stammen, der eifersüchtig war und damit seine eigenen Zwecke verfolgte. Kein Prozeßgrund. Und was diesen Horst anbelangt – hat außer Ihnen noch eine dritte Person die Drohungen gehört? Er hat Sie überwachen lassen? Nun, und was machen Sie mit ihm? Ganz zu schweigen von diesem Schweizer Bankier, den Sie Tag und Nacht überwachen, dessen Telefon Sie sogar abhören lassen, der, wie Sie wissen, so herzkrank ist, daß selbst die besten Kardiologen wenig oder gar keine Hoffnung für ihn haben und der folglich, erfährt er von dieser Überwachung, allein aufgrund Ihres Verhaltens an einem Herzschlag sterben könnte. Nun, Mister Cimbali? Natürlich können wir einen Prozeß gegen Ihre Gegner anstrengen. Doch ohne jede Hoffnung auf Erfolg. Ganz abgesehen davon, daß ein solches Verhalten unsererseits unter Umständen die Chancen vermindert, Ihren Sohn wiederzufinden.«

Am 8. Februar hielt ich mich in Los Angeles auf. Ich hatte gerade mit Jimmy Rosen telefoniert und den Hörer wieder aufgelegt, als das Telefon von neuem läutete:

»Mister Cimbali? Erwin Horst.«

Ich atmete tief durch.

»Ja bitte?«

Seine Stimme war vollkommen ruhig und nur unmerklich von diesem leichten deutschen Akzent geprägt, der mir schon bei unserer ersten Begegnung im Hotel Biltmore in New York aufgefallen war.



»Mister Cimballi, ich habe lange gezögert, Sie anzurufen. Trotzdem habe ich mich jetzt dazu entschlossen; ich möchte Ihnen, ob Sie mir nun glauben oder nicht, mitteilen, daß wir nichts mit dem Verschwinden Ihres Sohnes zu tun haben oder zu tun hatten. Absolut nichts.«

Er wartete auf eine Antwort, doch ich schwieg. Nach einer längeren Pause fügte er hinzu:

»Wir sind Finanziers, nichts anderes als Finanziers.«

Ich antwortete wieder nichts. Und da auch er nichts mehr sagte, legte ich als erster auf.

Natürlich erzählte ich dem englischen Privatdetektiv von dem Anruf. Chatham nickte zustimmend mit dem Kopf:

»So merkwürdig das auch anmuten mag, ich bin geneigt, Horst zu glauben. Wir überwachen diesen Mann in Ihrem Auftrag nun schon seit Wochen, und Sie dürfen davon ausgehen, daß er von dieser Überwachung nichts gemerkt hat. Es ist absolut eindeutig, daß Horst ein Geschäftsmann ist und nichts weiter. Das heißt, als wir uns in seiner Vergangenheit umschaute, haben wir herausgefunden, daß er einen Teil seiner Studienzeit in Deutschland verbracht und dort zum Teil recht seltsame Freundschaften geschlossen hatte.«

»Was soll das heißen? Ist er homosexuell?«

»Das eine schließt das andere nicht aus. Kannten Sie Horsts spezielle Neigungen etwa nicht? Ich werde Ihnen alles erzählen. Doch im Moment sprach ich eigentlich von etwas anderem, von den Nazis oder, wenn ich mich sehr vorsichtig ausdrücke, zumindest von Männern und Frauen, die mit den Nazis aufrichtig sympathisiert haben.«

»Und meine Mutter war Jüdin. Wollen Sie darauf hinaus?«

Er zuckte nur mit den Schultern:

»Martin Yahl hatte mit wichtigen Männern des Dritten Reiches beste Beziehungen, vielleicht sogar Freundschaften, unterhalten. Sie haben sich selbst seiner Vergangenheit bedient, um ihn endgültig aus seiner eigenen Bank zu vertreiben.«

»Und Sie meinen, daß dieser Punkt die beiden im Kampf gegen mich zusammenschweißt?«

»Eine Hypothese, so gut wie jede andere. Wir arbeiten im Moment an der Überprüfung.«

»Ich habe Sie gebeten, sich in erster Linie um meinen Sohn zu kümmern.«

Er teilte mir mit, daß die ersten Ergebnisse seiner Nachforschungen im Gebiet der San Bernardino Mountains die Folgerungen seiner Vorgänger bestätigten: die logischste Erklärung für das Verschwinden meines Sohnes mußte mit den Leuten etwas zu tun haben, von denen meine Frau erzählt hatte, ohne daß sie nähere Einzelheiten hätte angeben können.

»Vielleicht haben die Leute im Gebirge gezeltet. Keine Wohnwagenbesitzer, die hätten wir schon lange gefunden, sondern richtige Wanderer mit Zelten auf dem Rücken.«

»Und die sollen meinen Sohn mitgenommen haben, ohne sich darum zu kümmern, woher er kam, was er dort oben machte und wer mit ihm unterwegs war? Ein Baby mit neun Monaten? Unmöglich! Es kann sich nicht um einen Zufall handeln.«

»Monsieur Cimballi, eines steht fest: Ihr Sohn befindet sich nicht mehr dort oben. Jeder Strauch wurde durchsucht, jeder Stein mindestens zehnmal aufgehoben, jede Senkung genau erforscht. Nicht nur von uns und den Beamten, sondern auch von den Marinern einer in der Nähe liegenden Kaserne. Er befindet sich nicht mehr dort oben, das steht fest!«

Er holte seine Brille aus seiner Westentasche, putzte gelassen die Gläser und steckte die Brille wieder zurück.

»Sie hatten natürlich zuerst an eine Entführung gedacht. Doch bis heute sind keine Lösegeldforderungen eingegangen. Von den üblichen Versuchen von kläglichen Versagern, die sich an jede große Geschichte anhängen wollen, einmal abgesehen. Aber vielleicht...«

Der Engländer schaute mich an, ganz Sportsmann:

»Schwierige Zeiten, nicht wahr?«

Sein Mitleid konnte mir gestohlen bleiben. Seit Jahren tanzte oder kämpfte ich allein, je nachdem, und fühlte mich absolut dazu imstande, dies auch weiterhin zu tun.

»An welchem Punkt haben Sie mit Ihren Nachforschungen eingesetzt?«

»Ihr Sohn wurde von diesen geheimnisvollen Campern entweder aufgelesen oder entführt; diese Camper haben mit Ihrer Frau gesprochen, die allerdings keine näheren Aussagen machen konnte. Darüber hinaus haben diese Camper weder auf die Durchsagen im Radio und im Fernsehen, auf lokaler wie nationaler Ebene, noch auf die Anzeigen in den Tageszeitungen des ganzen Landes reagiert. Nun, wir versuchen ganz einfach, diese Leute, die so hartnäckig schweigen, zu finden.«

»Was für Leute mögen das wohl sein?«

»Das kann ich Ihnen beim besten Willen nicht sagen; an diesem Wochenende wimmelte es in den San Bernardino Mountains nur so von Tagesgästen und Kurzurlaubern. Wir versuchen, jeden Mann und jede Frau, die sich zwischen Freitag, dem 29. Januar, fünfzehn Uhr, dem Zeitpunkt, zu dem Ihre Frau dort eintraf, und Samstag, dem 30. Januar, zwölf Uhr, in dem fraglichen Gebiet aufhielten, zu identifizieren und zu überprüfen.«

Er schilderte im Detail, wie er vorgehen wollte und schaute mich beinahe vergnügt an:

»Ich weiß, das ist eine Sisyphus-Arbeit, die ungeheure Gelder verschlingen wird, aber alle anderen Verfahren sind von vornherein zum Scheitern verurteilt.«

Li und Liu. In den letzten Februartagen kamen sie in Los Angeles an. Ich hatte mich in unsere kleine Villa in Beverly Hills zurückgezogen. Mindestens zwanzig Mal war ich in den letzten zwei Wochen in die San Bernardino Mountains gereist und war mir sicher, daß kein anderes Gebiet auf der Erde als diese fünf Quadratkilometer, in deren Mittelpunkt sich die Stelle befand, an der man Catherine gefunden hatte, so gründlich durchsucht worden war. Das Ergebnis: Null. Genauso erfolglos blieben die wiederholten Radio- und Fernsehdurchsagen, die Auslobung von hohen Belohnungen sowie meine Appelle an die Hilfsbereitschaft der Amerikaner. Catherine und ihre Eltern hatten die Staaten bereits seit zwei Wochen verlassen. Während des letzten Telefongesprächs hatte meine Schwiegermutter unverblümt geäußert, sie hielte es für verrückt, weiterhin zu hoffen, Marc-Andrea zu finden.

Li und Liu kamen in Los Angeles an und luden mich ein, zu ihnen nach San Francisco zu kommen; sie wollten mich aus diesem schwarzen Abgrund holen, in dem ich immer tiefer zu versinken drohte, und reagierten weder auf meine ablehnenden Bescheide noch auf die Beleidigungen, mit denen ich sie nicht gerade freundlich überhäufte. Sie ließen sich durch nichts entmutigen. Ich warf sie ganz offiziell hinaus, doch sie ließen sich nicht vertreiben; der eine klammerte sich am Sprungbrett meines Schwimmbades fest, während der andere auf die auf alt getrimmte Gaslaterne geklettert war. Li (oder Liu) spielte Mao Zedong, während Liu (oder Li) sich als Chiang Kai-shek verkleidet hatte. Das Schwimmbecken zwischen den beiden fungierte als Meerenge von Formosa. Niemand kann sich vorstellen, in welch operettenhaftem Chinesisch sie sich ankeiften. Liu-Chiang nahm die Parade seiner imaginären

Truppen ab und legte dabei Wert auf überpreußische Disziplin, während Li-Mao von Rotgardisten in den Hintern gestochen wurde, schlimmer als Madame Butterfly mit imaginären Schmetterlingsflügeln durch die Luft wedelte und dabei große Sätze nach vorn machte. Als Resultat eines Fußtrittes! Zumindest lautete so ihre doch recht eigenartige Interpretation der Geschichte: »Ihr seid völlig übergeschnappt!«

»Komm endlich mit uns nach San Francisco!« Sie taten so, als ob sich nichts ereignet hätte. Sie nahmen mich nicht einmal ernst:

»Gloßel laffiniltel Cimballi zieht sich in sein Schneckenhaus zurück. So was nennen wil in Leich del Sonne Autismus. Das ist del eiste Schlitt zur Schlithophlenie, mein Liebel. Und weißt du, was Schlizophlenie ist, unsel Bludel?«

Sie führten mir augenblicklich die gar erschreckenden Symptome der Schizophrenie vor, oder zumindest das, was sie für Schizophreniesymptome hielten.

»Begleite uns nach San Francisco.«

Ich versuchte, sie mit logischen Argumenten zu überzeugen, betonte, daß ich mich nicht allzu weit von den San Bernardino Mountains entfernen wollte. Sie wurden wieder vernünftig und bestürmten mich:

»Und zu was soll das gut sein? Ändert sich denn irgend etwas, wenn du hier in deiner Villa verkommst? Du hast die besten Privatdetektive, die man für Geld haben kann, auf die Affäre angesetzt. Und willst hier abwarten, gelähmt, paralysiert? Der kleine, durchtriebene Cimballi ist dabei, seine Nerven zu verlieren und zusammenzubrechen, das ist das Problem. Wir hören schon, wie dein Gerüst in den Fugen knirscht. Unterdessen gewinnt dein Schweizer Kumpel nicht nur die Runde, sondern den Kampf. Kehre gefälligst in den Ring zurück und knall ihm eine vor den Latz, die sich gewaschen hat. Flieg mit uns nach San Francisco.«

In San Francisco hatte ich mit einem der Männer abgerechnet, die Martin Yahl zur Hand gegangen waren, als dieser meinen Vater betrogen und sich mein Erbe unter den Nagel gerissen hatte. Selbstverständlich waren seine Helfer nicht leer ausgegangen. Li und Liu hatten mir bei dieser Abrechnung geholfen, aus Freundschaft. Sie spotteten weiter:

»Aus welcher Freundschaft? Wer könnte denn mit dir befreundet sein? Wir wollten uns nur amüsieren und haben selten so gelacht!«

Sie wohnten immer noch in ihrem Haus auf dem Telegraph Hill, wo sie mir, nachdem ich endlich nachgegeben und sie nach San Francisco begleitet hatte, von einigen ihrer Geschäftsprojekte, die sich inzwischen vervielfältigt hatten, erzählten. Ich zweifelte nicht, daß sie schon bald Dollarmilliardäre werden würden. Sie hatten sogar im Napa Valley Weinberge gekauft, daneben viel Geld in erstklassigen Immobilien investiert und die Produktion von Zeichentrickfilmen ausgebaut, darunter eine neue Reihe mit einer zuckersüßen Schweizer Titelheldin angefangen, die jetzt, leicht japanisch verfremdet, über die Bildschirme der ganzen Welt ihre Liebe zu dem etwas dämlichen Großvater, der auf einer Heile-Welt-Alm lebte, verkündete. Sie hatten vor, ihre Kontakte zum Hotel- und Gaststättengewerbe auszubauen, nachdem das Safari-Projekt, bei dem sie erste Einblicke in diese Branche gewonnen hatten, sich so gut anließ – die beiden Schlitzaugen und -ohren vermieden es, direkt auf das Safari-Projekt zu sprechen zu kommen; sie warteten, bis ich damit anfang. Daneben beobachteten sie aufmerksam die Entwicklung auf dem Computer-Markt, vor allem bei der Mikroprozessor-Technik, die sie bei der Spielzeugindustrie anwenden wollten; bei ihrer Verspieltheit war dies eine logische Entwicklung.

»Franz, wir haben nur deine Idee mit den Scherzartikeln weiterentwickelt.«

»Betrüger! Gauner! Diebel!«

»Auf dem Spielzeugmarkt zeichnen sich großartige Entwicklungen ab. Wir beherrschen praktisch die Herstellung in allen Billigländern, in Japan, Taiwan, Malaysia, Indonesien, Korea, überall. Direkt oder indirekt. Willst du bei uns einsteigen?«

Ich hatte keine Lust, in ein neues Geschäft einzusteigen; ich hatte zu nichts Lust. Das Haus auf dem Telegraph Hill in San Francisco entsprach in nichts den von zukünftigen Milliarden normalerweise bewohnten Anwesen, obwohl es natürlich für einen Straßenbahnschaffner unerschwinglich gewesen wäre. Am Äußeren hatten Li und Liu nichts geändert; das dreistöckige Holzhaus sah noch genauso aus wie damals, als sie es gemietet und dann gekauft hatten. Doch im Innern verrieten die hinreißenden Möbel, daß die Bewohner im wahrsten Sinne des Wortes zur besitzenden Klasse gehörten. Wie immer, wenn ich bei meinen chinesischen Freunden war, begeisterte ich mich für den Blick über die San Francisco Bay, von der Golden Gate Bridge bis zur Bay Bridge. Die Schriftstellerin, die neben Li und Liu gewohnt hatte, war entnervt umgezogen, nachdem sie fünfzehn- bis zwanzigmal täglich die *Rosa Kirsch- und Weißen Apfelblüten* in der kitschigsten Version hatte anhören müssen, volle Lautstärke natürlich, eine alte Langspielplatte, achtundsiebzig Umdrehungen, von Yvette Giraud vor undenklichen Zeiten hingebungsvoll geschmalzt – dabei verstanden meine beiden Gelbgesichter kein einziges Wort Französisch.

»Da wäre jeder verrückt geworden! Spielt ihr die Platte nicht mehr?«

»Nicht mehr notwendig. Sie ist ja ausgezogen. Stell dir nur einmal vor, dieses Biest hatte neunzehn Biester, neunzehn

kläffende Hunde, die abends, wenn wir uns nach Hause schlichen, aus den Fenstern starrten und uns mit hochgezogenen Lefzen verfolgten!«

Sie hatten die ganze Zeit über vermieden, auf die Ereignisse in den San Bernardino Mountains anzuspielen; für mich vielleicht die beste Therapie.

Eine Nachricht allerdings überraschte mich: Ich hatte mir Li und Liu bisher nie anders vorstellen können denn als vergnügte, ihren Lebensabend gemeinsam beschließende Junggesellen. Doch sie hatten zwei reizende Halb-Chinesinnen kennengelernt, die sie, die Tradition der Ahnen streng einhaltend, heiraten wollten. Diese umwerfende Nachricht lenkte mich wirklich eine Zeitlang von meinen eigenen Problemen ab.

Sie versuchten, mich immer wieder in Gespräche über Geschäfte zu verwickeln und sprachen wieder von ihren mir langsam auf die Nerven gehenden Spielzeugen:

»Interessiert dich das, ja oder nein?«

»Überhaupt nicht!«

»Franz, wir haben Probleme: Wir haben die schönsten und interessantesten Spielzeuge erfunden, aber der Markt ist konservativ und nimmt Neuheiten immer nur zögernd, sehr zögernd auf.«

In diesen allerletzten Februartagen – vielleicht blieb ich auch bis Anfang März, ich weiß das nicht mehr so genau – ging ich ohne Unterlaß in San Francisco spazieren, von Market Street bis zum Fisherman's Wharf, von der Mühle im Golden Gate Park bis zum Embarcadero und natürlich auch auf die verschiedenen Hügel, die den Reiz dieser Stadt ausmachen. Der Engländer rief mich regelmäßig an, um mir genauso regelmäßig zu sagen, das sich keine neuen Entwicklungen abzeichneten.



»Eine Sisyphus-Arbeit, Monsieur Cimbali, die eines Tages zum Erfolg führen wird. Im Moment sind wir noch dabei, die Grundstrukturen zu errichten, mit deren Hilfe wir sicher weiterkommen werden. Und was die andere Affäre anbelangt...«

»Welche andere Affäre?«

Er haßte es, am Telefon Namen zu nennen, ließ sich dann aber doch herab, deutlicher zu werden:

»Die Affäre Horst. Wir sind etwas vorangekommen und haben auch einiges Interessante entdeckt; wollen Sie, daß ich auf einen Sprung zu Ihnen komme, damit wir ausführlicher darüber reden können?«

Nein, das wollte ich nicht. Trotz Li und Liu und deren unschätzbaren Freunden befand ich mich weiterhin in einem schwarzen Loch; ich war dem Leben und den Dingen gegenüber völlig gleichgültig geworden und gefiel mir in dieser Haltung.

»Nein, kommen Sie nicht. Kümmern Sie sich um meinen Sohn. Ich rufe Sie wieder an.«

Auf einem meiner zahlreichen Spaziergänge kam ich, nachdem ich China Town verlassen hatte, in der oberen California Street an einem Spielwarengeschäft vorbei, blieb stehen und schaute mir die Auslagen an. Wieder zurück, erklärte ich Li und Liu lang und breit die Idee, die mir in der California Street gekommen war, und war dabei der letzte, der begriff, daß diese Idee, die ganz bestimmt nicht zu meinen besten gehörte, ein Zeichen dafür war, daß in mir etwas passierte, daß meine entsetzliche Starrheit sich etwas gelockert hatte.

»Eine Werbekampagne zum Thema friedliches Spielzeug; und nicht nur friedlich, vielleicht auch pazifistisch, für den Frieden kämpfend. Wir wollen keine Spielzeugpanzer mehr! Wir organisieren Aufmärsche vor den großen Kaufhäusern,

wobei wir aufpassen müssen, daß alle Richtungen, die zu unserem Programm passen, zu Wort kommen. Wir belagern die Spielzeugabteilungen, entfalten Banderolen, schalten Radio und Fernsehen ein, die natürlich begeistert mitmachen werden – wer will schon als Friedensfeind beschimpft werden! –, liefern die Beweise, daß es möglich ist, Kindern auch mit Spielzeugen eine Freude zu machen, die nicht unbedingt dazu dienen, Mitmenschen umzubringen, und natürlich stammen die Spielzeuge, die wir als Beweis zeigen, aus eurer Produktion, das heißt, Vorsicht, nicht zu hundert Prozent aus eurer Produktion, aber doch zum Großteil.«

Sie stimmten zu. Sie fanden die Idee gut und träumten sofort davon, in New York sieben-, achttausend Menschen aufzutreiben und eine Demonstration vor den großen Kaufhäusern am Herald Square zu veranstalten; natürlich würde der Verkehr blockiert werden und die Medien groß darüber berichten.

Doch das war nicht das Wichtigste – sie jubelten begeistert: »Großer kleiner durchtriebener Cimballi ist wieder da!« *Cimballi rides again.*

Ich war soweit wieder hergestellt, daß ich das Thema Safari-Park von mir aus anschnitt.

»Das Safari-Projekt entwickelt sich gut«, berichtete mir Jo Lupino, »es entwickelt sich sogar ausgezeichnet. Man kann mit Fug und Recht behaupten, daß das Projekt jeden herkömmlichen Rahmen sprengt.«

Er war zum Flughafen gekommen und hatte mich abgeholt; natürlich waren ihm die Fotografen nicht entgangen, die auf mich warteten, zwei aus der Truppe von Yates, aber auch einige andere, Reporter der großen New Yorker Tageszeitungen (auch wenn das Verschwinden meines Sohnes nicht das gleiche Aufsehen erregt hatte wie die Entführung des Sohnes von Lindbergh, hatte die Presse ausführlich darüber berichtet); ich hatte das Blitzlichtgewitter über mich ergehen lassen und sogar einige Fragen zu Marc-Andreas Verschwinden beantwortet:

»Nein, nichts Neues.«

Ob ich noch Hoffnung habe? Ich hätte den Mann, der diese Frage gestellt hatte, beinahe zu Boden geschlagen. Letztlich bekam ich mich wieder in die Hand, so daß ich kurz antwortete, ich sei hoffnungsvoll und würde diese Hoffnung nie verlieren, auch wenn die Suche nach meinem Sohn Jahre dauern sollte.

Lupino spielte nur einmal auf diese Szene an:

»Woher, zum Teufel, wußten die denn, daß Sie ausgerechnet mit diesem Flugzeug ankommen?«

Ich hatte nur eine einzige Antwort parat, die ich allerdings verschwieg: dieses Blitzlichtgewitter hatte nichts anderes zu bedeuten, als daß Horsts oder Yates Männer den Nervenkrieg wieder aufgenommen hatten. Man hatte mich die ganze Zeit in

Los Angeles und in San Francisco in Ruhe gelassen, doch in dem Augenblick, in dem ich meine Benommenheit abgeschüttelt hatte und wieder zu dem Geschäftsmann geworden war, den sie bekämpfen wollten, hatten sie wieder zum Angriff geblasen und mir zu verstehen gegeben, daß man mir eine Frist, eine Art Waffenstillstand eingeräumt, aber deswegen keineswegs auf den Kampf selbst verzichtet hatte.

»Die Arbeiten auf dem Gelände haben angefangen«, ging Lupino jetzt in die Details bei seiner Berichterstattung über Florida, »und kommen gut voran. Sie müßten einmal selbst vorbeischaun. Es lohnt sich wirklich.«

»Das werde ich auch tun.«

In seinem Büro rollte er Pläne auseinander, die mir von zwei Architekten, die seit Monaten mit der Projektplanung be- und vertraut waren, erklärt wurden.

»Schauen Sie, das alles nimmt Gestalt an, und zwar schneller als erwartet. Das Team Ihrer chinesischen Freunde leistet fantastische Arbeit; und zwar im doppelten Sinn: soviel Fantasie wurde wohl kaum je zuvor mit soviel Qualität gepaart. Das Team ist gerade dabei, eine völlig neue Welt zu schaffen, nichts mehr und nichts weniger. Und ich kann es jetzt ja gerne zugeben: Ihre anderen Partner, ich meine, die Texaner, hatten zwar immer völliges Vertrauen in die finanziellen Möglichkeiten Ihrer chinesischen Freunde, waren aber ziemlich skeptisch im Hinblick auf die anderen Talente...«

Lupino unterbrach den Berichtersteller lachend:

»Sie müssen einräumen, daß sie alles tun, um als die größten Clowns zu erscheinen.«

»Sie machen das wenigstens bewußt! Die meisten Clowns, die ich kenne, handeln unbewußt!«

Ich beugte mich über die Pläne. Und war in der Tat sehr beeindruckt, denn erst in diesem Augenblick wurde mir

bewußt, daß wir dabei waren, eine neue Stadt aus dem Boden zu stampfen. Die Architekten waren da ganz meiner Meinung:

»Fünfzehn- bis zwanzigtausend Menschen werden später für den Safari-Park arbeiten, und während des Sommers sogar noch mehr, denn da werden auch die Besucherströme gewaltig ansteigen. Natürlich müssen wir die Möglichkeit schaffen, das Personal auch unterzubringen. Bei der Planung gehen wir von insgesamt dreißigtausend Angestellten aus und sehen jetzt schon Erweiterungsmöglichkeiten vor. Hier, ungefähr drei Kilometer nordwestlich Richtung Orlando in der Nähe der Autobahn von Florida wird das Wohnzentrum mit Schulen, Sportplätzen, Einkaufszentren, öffentlichen Verkehrsmitteln usw. entstehen...«

Plötzlich erinnerte ich mich an das unbebaute, feindliche Land voller Sümpfe und Bäche, das nur von einigen Seminolen bewohnt wurde, die sich aus der Steinzeit herübergerettet hatten, und das im Grunde völlig wertlos war, nur gut für die Tiere, die dort lebten, in der Hauptsache Moskitos und Alligatoren... das war der erste Eindruck gewesen, den ich gewonnen hatte, als ich mit Flint über das Gelände geflogen war...

»Auch in dieser Hinsicht ist alles geregelt...«, fuhr der Architekt fort, »die Moskitos sind ausgerottet.«

... und nur weil Flint Probleme hatte, sein Flugzeug zu finanzieren und seine Kinderschar zu ernähren, wurde diese Landschaft von Grund auf neu gestaltet. So einfach war oft das Wechselspiel zwischen Ursache und Wirkung. Die Architekten setzten ihren Vortrag fort:

»Die Verbindung zum Intracoastal Waterway ist hergestellt. Der kleine Fluß ist inzwischen verbreitert und mit Hilfe von künstlich angelegten Nebenarmen, die alle so aussehen, als ob sie schon seit Jahrtausenden existierten, verlängert worden, so daß die Besucher problemlos von der Chesapeake Bay aus im

Boot bis zu der Tür des Bungalows, den sie gemietet haben, gelangen können.«

»Und dort von Tarzans und Janes in Leopardenfellen begrüßt werden«, präzisierte Lupino.

Die Architekten zeigten mir verschiedene Modelle, die maßstabgetreu hergestellt worden waren.

»Wieviel Hotels?«

»Fünf, daneben noch individuelle Übernachtungsmöglichkeiten wie Bungalows etc. Insgesamt werden wir über siebentausend Betten verfügen.«

Sie zeigten mir auf den Plänen, wo die verschiedenen Hotelanlagen gebaut werden sollten.

»Und hier?«

Ich deutete auf eine relativ große, leere Stelle.

»In diesem Teil, der sich fast im Zentrum der ganzen Anlage befindet, werden sich wilde Tiere frei bewegen, natürlich unter der Kontrolle dieses portugiesischen Jägers, den Sie aus Kenia haben einfliegen lassen. Hier können wir kein Hotel bauen, das wäre zu gefährlich.«

Ich erinnerte mich an das Hotel Tree-Top (wörtlich übersetzt: Baum- Wipfel), das ich in Kenia kennengelernt hatte. In der Krone eines jahrhundertealten Baumes konnte man bequem zu Abend essen und dabei die Löwen beobachten, die sich in völliger Freiheit auf die Jagd begaben und auch ihre Nahrung erbeuteten. Die Architekten waren sofort mit mir einig, daß man das Prinzip dieses Baum-Restaurants eigentlich auf den Safari-Park übertragen mußte. Darüber hinaus meinten sie, daß eine solche Institution vortrefflich zu einer Idee Lis und Lius passe, die eines der Hotels praktisch in einem riesigen Aquarium errichten wollten, wobei dieses Aquarium in direktem Kontakt mit der intakt gebliebenen Sumpflandschaft der dort lebenden Tier- und Pflanzenwelt stehen sollte.

Weitere Modelle von den Teilen der Anlage, die das Publikum nie zu Gesicht bekommen würde, den Untergeschossen, lagen vor. Alles, was für den Safari-Park lebenswichtig war, sollte von einem Computergehirn zentral verwaltet werden: Unterhaltung der Touristen, Versorgungsprobleme auf allen möglichen Gebieten usw. bis hin zu den Bewegungen der Boote auf den Flußarmen und der genauen Position der Büffel in Joachims Reservat; der Anzahl der Jäger, die gleichzeitig ihrem Hobby nachgehen konnten, ohne sich gegenseitig zu stören, und der Haltung der parkeigenen Alligatoren, die natürlich überwacht werden mußten, damit sie ihre Aufgabe, die Touristen in Panik zu versetzen, auch richtig erfüllen konnten.

Ich schnitt einen weiteren Punkt an:

»Und es bleibt dabei, daß im Inneren des Safari-Parks weder Geld noch Schecks noch die gebräuchlichen Kreditkarten verwendet werden können?«

»In diesem Punkt hat sich die Planung nicht geändert. Wir haben bereits eine spezielle Karte mit begrenzter Gültigkeitsdauer entworfen, die jeder Besucher des Parks am Eingang erhält. Die Konzeption ist abgeschlossen; wir können die Produktion jederzeit in Auftrag geben.«

Die Karte war von einer der verschiedenen Werbeagenturen entworfen worden, die an der Gesamtverkaufsstrategie des Safari-Park-Projektes mitarbeiteten. Sie erfüllte einen doppelten Zweck: einmal jede direkte Verbindung zu Geld oder geldähnlichen Zahlungsmitteln bei unseren Besuchern auszuschalten (und dadurch, ich möchte das meinen Lesern nicht vorenthalten, die Besucher zu höheren Geldausgaben zu verleiten) und auf der anderen Seite jede Versuchung bei unserem Personal, das natürlich mit beträchtlichen Summen täglich umzugehen hatte, zu unterbinden, da die Karten ja nur innerhalb des Safari-Parks gültig waren. Einen weiteren Punkt

habe ich bisher verschwiegen: die Organisation, die die Karten austeilte, würde zwei Prozent der mit den Karten erzielten Umsätze erhalten, offiziell zur Deckung der Unkosten, inoffiziell eine weitere verdeckte Einnahmequelle, die keineswegs unerwünscht sein konnte, vor allem auf steuertechnischem Gebiet. Und ein letzter Vorteil, an den neben mir auch die Texaner gedacht hatten: Da wir vorhatten, nur an sechs verschiedenen Eingangstoren diese Karten auszugeben und dementsprechend abzukassieren, wurde der Geldeingang auf wenige Stellen kanalisiert; wir konnten folglich die buchhalterischen Probleme, die mit solchen Geldeingängen verbunden waren, zentral in kürzester Frist lösen und somit das eingehende Kapital noch am gleichen Tag weltweit zu den jeweils besten Bedingungen wieder anlegen; bei den Besucherströmen, mit denen wir rechneten, ein nicht zu unterschätzender zusätzlicher Gewinn.

Die Architekten ließen uns allein und nahmen Pläne und Modelle mit. Jo Lupino strahlte:

»Was habe ich Ihnen versprochen? Das Projekt sprengt alle herkömmlichen Maßstäbe.«

Ich war schon zufrieden, daß ich während der vergangenen drei Stunden nicht an meine persönlichen Probleme gedacht hatte.

»Übrigens«, fügte Lupino hinzu, »ehe ich es vergesse: Ihr Freund Joachim ist wieder nach Kenia zurückgekehrt. Ich habe versucht, ihn mit allen Mitteln zu überreden, in Florida zu bleiben, doch da war nichts zu machen. Für ihn hat Florida und vor allem der Safari-Park mit dem wahren Dschungel nichts zu tun, den er in Kenia kennengelernt hat. Ich hätte Sie beinahe angerufen, um mit Ihnen darüber zu sprechen, doch angesichts der Umstände...«

Eigentlich nur ein Detail. Ich hatte Joachim seit den Tagen, die wir nach seiner Ankunft gemeinsam in Palm Beach



verbracht hatten, nicht mehr gesehen. Als ich ihn hatte kommen lassen, hatte ich mich selbst angelogen, als ich mir einredete, ein gutes Werk für einen heruntergekommenen Freund zu tun; meine Geste war von anderen Motiven bestimmt gewesen: Ich hatte eine Person in greifbarer Nähe haben wollen, auf die ich mich hundertprozentig verlassen konnte. Einen Freund. Ich hatte und habe im Grunde sehr wenige Freunde. Und jetzt war Joachim zurückgefliegen, ohne daß wir uns ein zweites Mal gesehen hätten. Sein schweigender Abschied berührte mich stärker, als ich es je vermutet hätte. Ich hatte wirklich kein Glück mit denen, die mich umgaben.

Vor mir öffnete sich von neuem der schwarze Abgrund.

Ich muß wohl am 3. oder 4. März, von San Francisco kommend, in New York eingetroffen sein. Schon am nächsten Morgen flog ich wieder an Bord von Flints Maschine ab, der darauf brannte, mir die riesige Baustelle auf dem Gelände zu zeigen, das er von seinem Großvater geerbt hatte.

Vor diesem Flug nach Florida hatte ich noch Jimmy Rosen getroffen, der sich, wie meine Leser ja wissen, um meine Kaffeespekulationen kümmerte. Er hatte keine neuen Informationen für mich.

»Ich nehme an, daß die Dinge erst während der eigentlichen Erntezeit in Bewegung geraten werden. Das heißt, in ungefähr drei Monaten, ab dem 1. Juni bis zum 30. August. Der Preis des Kaffees wird wie jedes Jahr in erster Linie davon abhängen, ob Frost die Ertragsmengen gemindert hat oder nicht. Wenn es friert, werden die Preise in den Himmel klettern. Im entgegengesetzten Fall werden sie eher nachgeben und Sie werden Ihre Depoteinlagen erhöhen müssen. Aber Sie wissen so gut wie ich, daß...«

Ich bat Rosen, mit dem bemerkenswerten Gigio, genannt Gigi, dem Liebhaber knabenhafter Männer, der auf seiner

Terrasse über ein Schwimmbad mit durchsichtigem Boden verfügte, Kontakt aufzunehmen.

»Das habe ich bereits getan. Vor drei oder vier Wochen hat er mich sogar hier in meinem Büro besucht; er war sowieso gerade in New York. Eine merkwürdige Person.«

Gigi war nicht allein nach New York gekommen, sondern hatte zwei seiner jugendlichen Geliebten mitgebracht, für Rosen, der zweimal die Woche in die Synagoge ging und sehr fromm war, ein schockierender Umstand, denn solche Vergnügungen paßten nicht in sein Weltbild.

»Hat er mit Ihnen über die Wettersatelliten gesprochen?«

»Er ist sicher, daß es aussichtslos wäre, mit Hilfe der von den Wettersatelliten kommenden Informationen ein Täuschungsmanöver durchzuführen.«

Rosen sprach von der von mir erwogenen Möglichkeit, die Informationen in ihr genaues Gegenteil zu verkehren, das heißt, ganz offiziell der Weltöffentlichkeit mitzuteilen, man rechne mit schönem Wetter während der Erntezeit, wogegen alle Informationen in Wirklichkeit darauf hinausliefen, daß es Frost geben würde und umgekehrt. Rosen schaute mich beinahe verlegen an: meine Befürchtungen schienen für ihn völlig aus der Luft gegriffen zu sein und ins Reich der Märchenerzähler zu gehören. Er hatte nicht einmal Unrecht, denn in meinen hellen Momenten dachte ich wie er. Da ich mit aller Macht nach einer möglichen Falle bei den Kaffeespekulationen suchte, hatte ich mich unmöglich benommen, mich in Uganda, an der Elfenbeinküste, in Brasilien und Bolivien lächerlich gemacht und nur Zeit verloren. Nirgendwo hatte ich eine internationale Verschwörung aufdecken können, die gegen den kleinen Cimbali gerichtet war. Und im übrigen...

Und im übrigen mußte ich einfach damit rechnen, daß der Frost, mit dem ich spekulierte, sich dieses Jahr einstellte

(natürlich wären in diesem Fall die Kaffeeproduzenten höchst unzufrieden, aber ich konnte in meiner Hoffnung auf Frost auch keinen unmoralischen Zug entdecken, denn ich war schließlich für die Entwicklung des Wetters nicht verantwortlich).

Also, einmal angenommen, dieser Frost ließ tatsächlich auf sich warten und kam zumindest nicht zwischen dem 1. Juni und dem 30. August; nehmen wir darüber hinaus an, daß das Wetter ausgezeichnet und die Ernteerträge außergewöhnlich hoch sein würden.

Und?

In diesem Fall würde ich Geld verlieren, das stand fest, denn ich hatte im voraus Kaffee für einhundertachtzig amerikanische Cents das Pfund gekauft und hoffte, daß an dem Tag, an dem meine Verträge ausliefen (am 18. September des gleichen Jahres) der Kaffeepreis höher sein würde, bei strengem Frost, nicht nur höher, sondern bedeutend höher. Ich würde also Geld verlieren – ein Risiko, das man bei solchen Warentermingeschäften immer eingeht, und das sozusagen ›normal‹ ist. Bei den Silberspekulationen hatte ich Glück gehabt oder auch die richtige Nase, wie immer man das bezeichnen will, und es ist nur normal, daß man nicht immer die richtige Nase hat.

Kalkulieren wir einmal: Im schlimmsten Fall würde ich drei Millionen Dollar verlieren, meine Depoteinlage, vielleicht auch etwas mehr, wenn in der Zwischenzeit der Börsenagent um eine Erhöhung des Depots bäte. Und nehmen wir einmal die absolute Katastrophe aller Katastrophen an: Heftige Geldnachforderungen meines Börsenagenten, der über Informationen verfügt, die zwingend auf eine Baisse der Kaffeepreise hinweisen und der gleichzeitig das Vertrauen in meine Solvenz verloren hat; selbst in diesem kaum

vorstellbaren Fall würde ich maximal fünfzehn Millionen Dollar abschreiben müssen.

Sicher nicht sehr angenehm, aber noch lange nicht mein Ruin.

In diesem Monat März, in dem ich wieder etwas Energie zurückgewonnen hatte, zog ich wie so häufig Bilanz (eine Arbeit, die ich auch vor Horsts Kriegserklärung gerne gemacht hatte) und setzte dabei die Zahlen eher zu niedrig als zu hoch an.

Drei Millionen Dollar steckten in meiner Kaffeespekulation, siebeneinhalb ungefähr in dem Safari-Park-Projekt und viereinhalb im TENNIS-IM-HIMMEL-Unternehmen.

Zusammen fünfzehn Millionen.

Innerhalb der letzten zwölf Monate hatte ich inklusive aller Käufe, dem Erwerb des Mietrechts der Insel, den beiden Detektivagenturen etc. und natürlich meiner persönlichen Kosten insgesamt zweieinhalb Millionen Dollar ausgegeben.

Positiv verbuchen konnte ich die Silberspekulation; ich hatte nicht nur die zehn Millionen Dollar, die ich als Depoteinsatz hatte anlegen müssen, wiedererhalten, sondern darüber hinaus, da ich mich vor dem Kursverfall aus dem Silbergeschäft zurückgezogen hatte, einen beträchtlichen Gewinn eingestrichen, insgesamt, nach Abzug aller Unkosten (Vandenbergh etc.) neun Millionen Dollar.

Doch das war noch nicht alles: Ich verfügte über beträchtlichen Grundbesitz. Neben meiner Insel in der Karibik Wohnungen in Frankreich (Paris und Cannes), in Jupiter und Palm Beach in Florida und in Oakhurst in Kalifornien. Dazu die Ranch, ein Geschäftshaus und eine Wohnung in New York, die Villa in Beverly Hills, der Besitz in Saint-Tropez und Grundstücke in Nevada, Texas, Florida und in Neu-Mexiko.

Weitere acht Millionen Dollar.

Ohne die Staatsobligationen in Schweizer Franken und die Barbestände zu vergessen, noch einmal zwei Millionen.

Ich konnte davon ausgehen, daß die Investitionen, die ich oben beschrieben habe, gesund waren, zumindest bis gegenteilige Informationen bei mir eingetroffen waren, das heißt, daß ich, alles in allem, über ein aktuelles Vermögen von ungefähr vierundvierzigeinhalb Millionen Dollar verfügte.

Zu denen noch die zehn Millionen Dollar hinzuzurechnen waren, die auf dem Konto der Liechtensteiner Gesellschaft schiefen. Natürlich konnte ich mit diesem Geld im Augenblick nichts anfangen, doch bisher zumindest hatte noch niemand bestritten, daß es rechtmäßig mir gehörte.

Vierundfünzigeinhalb Millionen Dollar. Einhundertneun Millionen Mark.

Mein eher zu niedrig eingeschätztes Vermögen.

Welche Falle hatte Yahl wohl konstruiert, konstruieren können, um mich, wie angekündigt, in den Ruin zu treiben?

Ich war verrückt, übergeschnappt oder, sicher zutreffender, blind vor Wut und Zorn auf Martin Yahl, denn sonst hätte ich schon lange begriffen, daß ich nichts anderes war als das Opfer eines gigantischen Bluffs!

Ich fragte Jimmy Rosen:

»Wie hoch schätzen die Meteorologen die Gefahr ein, daß in Brasilien während der Erntezeit des Kaffees Frost auftritt?«

Er zuckte nur mit den Schultern:

»Im Augenblick liegen noch keine Vorhersagen vor. Im allgemeinen nimmt man aufgrund genau geführter Statistiken an, daß es im Durchschnitt alle drei Jahre Frost gibt. Und in den letzten drei Jahren hat es dort unten keinen Frost gegeben. Ihr Freund Gigi ist davon überzeugt, daß dieses Jahr ein Frostjahr wird, er vertraut seinem Papagei, der sich anscheinend noch nie getäuscht hat. Aber es gibt sicher noch seriösere Gründe, um von dem Ansteigen der Kaffeepreise

überzeugt zu sein: Die Abmachungen zwischen Brasilien und Bolivien werden strikt eingehalten und begünstigen in starkem Maße Preissteigerungen; Gigi meint, daß, so betrachtet, mit siebzig Prozent Wahrscheinlichkeit Preissteigerungen auftreten werden.«

»Wie hoch liegt der aktuelle Kurs?«

»Bei einhundertneunzig Cents das Pfund.«

Meine Verträge liefen auf einhundertachtzig.

»Übrigens, ich habe auch mit diesem Mann in Bolivien Kontakt aufgenommen, in...«, er suchte den Namen »... in Cochabamba, den Sie mir benannt hatten. Er war sehr erstaunt, daß ich ihn angerufen habe und meinte, er habe Ihnen bereits alle Garantien gegeben, als Sie ihn besuchten. Er war irritiert, denn in seinen Augen war die Lage unverändert, und er verstand nicht, warum Sie neue Garantien wollten; er hat dies rundweg abgeschlagen...«

Schweigen. Endlich sagte ich zu Rosen:

»Sie sind, wie er, davon überzeugt, daß ich zu viel und zu aufgeregt agiere?«

Ein konventioneller Geschäftsmann hätte sich natürlich diese Ausflüge nach Afrika und Südamerika erspart und die vertrauten Orakel befragt – in die Luft gespuckt, um herauszufinden, woher der Wind wehte, und andere klassische Methoden, die man anwendete, wenn man unsicher war. Aber ich war kein konventioneller Geschäftsmann. Rosen hielt meinem Blick stand und sagte dann ausweichend:

»Ich weiß nicht. Ich kenne nicht alle Karten, die sich im Spiel befinden.«

In diesem Augenblick, und darauf kann ich jeden Eid ablegen, spürte ich widersprüchliche Tendenzen in mir; genauer ausgedrückt, ich schwankte, welchen Weg ich einschlagen sollte. Ich konnte die Kaffeespekulation einfach weiterlaufen lassen. Oder an diesem Punkt Schluß machen und

Rosen beauftragen, meine Verträge zu verkaufen (in diesem Fall würde ich nicht nur über meine Garantieeinlagen wieder verfügen können, sondern auch einige Cents pro Pfund an Gewinn einstreichen). Vielleicht sollte ich nicht nur mit der Kaffeespekulation Schluß machen, sondern mich auch aus dem Safari-Park und aus TENNIS-IM-HIMMEL zurückziehen und den Türken sowie Ute, die ich in diese Geschichte hineingezogen hatte, entschädigen. Das hieße im Grunde nichts anderes als das zu tun, was Marc Lavater mir kurz nach der Herausforderung Horsts geraten hatte: in Pension gehen und mit meinen fünfzig oder sechzig Millionen Dollar bis ans Ende meines Lebens nichts anderes mehr tun, als mich um meinen Sohn zu kümmern.

Die andere Möglichkeit: das Kaffeegeschäft ließ sich sehr gut an, alle Voraussagen standen günstig, und da ich als Geschäftsmann, Franz, der Tänzer, nur auf der Welt war, um Geld zu machen, Geld, Geld und noch einmal Geld, und vielleicht auch, weil mein Sohn nicht mehr da war... Ich weiß nicht, ich weiß nur noch, daß ich zu Rosen sagte:

»Jimmy, ich erhöhe. Nehmen Sie Kontakt auf mit Merrik-Lynch oder Elizabeth Taylor oder mit wem Sie immer mögen, Hauptsache, er oder sie akzeptiert mein Geld. Ich möchte weitere drei Millionen Dollar anlegen.«

Damit erhöhte sich meine Depotsumme bei den Kaffeespekulationen auf sechs Millionen Dollar.

Natürlich hatte ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht die geringste Ahnung.

In Wahrheit hatte ich da einen Auftrag erteilt, der meinem Todesurteil verdammt ähnlich werden sollte.

Ocoee, der subtile Seminole, drehte mir den Rücken zu; ich konnte ihn in der Dunkelheit kaum erkennen. Wir fuhren mitten in der Nacht in einer Piroge auf dem Blue Cypress Lake in Florida, und Ocoee machte, wenn er mit einigen schnellen Schlägen sein Boot vorwärts bewegte, kaum Geräusche. Ich verstand nicht, wie er angesichts der Lichtverhältnisse überhaupt etwas erkennen konnte. Ich sah nicht einmal mehr meine Hände, die ich vor mir auf meine Knie gelegt hatte, nachdem der Kopf einer Wasserschlange aus dem See aufgetaucht war und den Rand des Bootes neugierig gemustert hatte. Vielleicht verstehen meine Leser, daß ich mich etwas unbehaglich fühlte und mich leicht verkrampfte.

Ungefähr zwanzig Minuten glitten wir so durch die Nacht, ohne ein Wort miteinander zu sprechen; allmählich schien es etwas heller zu werden, und wir stießen auf eine Art Mangrovendickicht; die Stämme wurzelten direkt im Wasser, das kaum tiefer als dreißig oder vierzig Zentimeter war. Ocoee ließ seine Piroge gleiten, ohne sich um den Kurs zu kümmern. Ich fragte ihn:

»Haben Sie mit ihm gesprochen?«

Wir sprachen von Joachim, meinem portugiesischen Freund, den ich in Mombasa kennengelernt und den ich von Kenia nach Florida hatte kommen lassen; nach nicht einmal zwei Monaten war Joachim wieder in das Land zurückgekehrt, das für ihn zur Heimat geworden war, ohne auf eine Gelegenheit zu warten, um mit mir zu sprechen und mir seine Gründe für die überhastete Heimreise zu erklären.

»Wir haben viel miteinander gesprochen.«



»Hat er Ihnen gesagt, warum er nicht hiergeblieben ist?«

Ocoee lachte leise in der Dunkelheit. Ich konnte mir vorstellen, wie wohl die Gespräche zwischen dem Seminolen, der kaum einen Meter vierzig groß, dafür aber äußerst schwächling war und trotzdem mit lebenden Alligatoren kämpfte und diese auch bezwang, mit meinem großen, schwerfälligen, wild aussehenden Freund Joachim, dessen Gesicht jedem Filmbösewicht zur Ehre gereicht hätte und der, obwohl er früher einmal Söldner gewesen war, zutiefst religiös, die Jungfrau von Fatima, das Jesuskind der Missionare sowie den Fußballer Eusebio wahllos anbetete, verlaufen waren. Wenn es überhaupt zu Gesprächen gekommen war. Vielleicht hatte mich gerade die Aussicht, diese beiden Menschen einander näherzubringen, dazu bewogen, Joachim aus Kenia herkommen zu lassen. Ocoee lachte weiter:

»Sie wissen sehr genau, aus welchem Grund er nicht hiergeblieben ist.«

Weil Joachim ein Dinosaurier war, eine Reliquie aus längst vergangenen Zeiten. Oder weil es eine Schnapsidee gewesen war, ihn für meine völlig aseptischen, sterilen Safaris gewinnen zu wollen, ihn, der den echten, unberührten Dschungel kannte und sich wohl kaum mit diesen Pseudoabenteuern anfreunden konnte. Vielleicht aber auch nur, weil man nicht über seine Freunde wie über sein Eigentum verfügen kann.

»Gut, kehren wir um.«

Mit Flint war ich mehrmals über die Baustelle geflogen. Ich war beinahe enttäuscht gewesen, denn aus der Luft hatte man kaum etwas erkennen können, von den großen gelben Baumaschinen einmal abgesehen, die sich überall in den Boden gruben und Löcher oder Gräben aushoben.

Nein, ich hatte mich nicht begeistern können. Aber die Frage war erlaubt, ob ich mich in dem Zustand, in dem ich mich damals befand, überhaupt für irgend etwas hätte begeistern können.

Ich kam gerade rechtzeitig in das Hotel Breakers zurück, um den Anruf des Engländers entgegenzunehmen, der sein Hauptquartier in Los Angeles aufgeschlagen hatte, von dort aus alle Operationen, die San Bernardino Mountains betreffend, leitete und mir dreimal wöchentlich Bericht erstattete.

Er konnte mir nichts Neues mitteilen. Nichts wirklich Neues.

»Tut mir leid«, sagte er, bevor er hinzufügte – vielleicht hatte ihn mein Schweigen beunruhigt, vielleicht meinte er auch nur, sich rechtfertigen zu müssen – »in einem gewissen Sinn ist es möglich, daß unser bisheriges Scheitern ein gutes Omen ist.«

»Ich verstehe nicht, was Sie meinen.«

»Fassen wir einmal klar und schonungslos zusammen, was wir alles wissen, Monsieur Cimbali: Ihr Sohn ist vor nunmehr vierzig Tagen verschwunden. Wir können die Hypothese einer Entführung, mit der Lösegeld erpreßt werden soll, wohl endgültig zu den Akten legen. Die eines tödlichen Unfalls wird jeden Tag unwahrscheinlicher; alle Beteiligten haben das ganze Gelände so gründlich untergesucht, daß der Körper unbedingt hätte gefunden werden müssen. Doch sprechen wir von dem, was wir alles unternommen haben. Es ist uns gelungen, mehrere hundert Personen zu identifizieren, die sich zwischen dem 29. Januar, dreizehn Uhr, und dem 30. Januar, zwölf Uhr, in dem in Frage kommenden Gebiet aufgehalten haben. Darunter befinden sich viele Menschen, die nicht ständig in Kalifornien wohnen, sondern nur einige Ferientage hier verbracht haben. Bei jedem dieser von uns Aufgespürten haben wir versucht, eine genaue Übersicht über alles zu erstellen, was er in der fraglichen Zeit in dem fraglichen

Gebiet unternommen hat, Stunde für Stunde, ja sogar Minute für Minute, und haben uns dabei vieler Landkarten und Aufnahmen von dem Gebiet bedient, die extra für uns angefertigt worden waren, auch Modellen mit den Höhenunterschieden usw. Wir haben alles festgehalten, was wir herausfinden konnten: den genauen Ort, an dem sich eine fragliche Person zu jedem x-beliebigen Zeitpunkt befunden hat, wann sie zu diesem Ort gekommen war, auf welche Weise, wen sie dabei getroffen hatte, und haben selbst die nebensächlichsten Dinge notiert. Mit dieser ungeheuren und für ein menschliches Gehirn nicht mehr überschaubaren Masse von Informationen füttern wir gerade einen Computer. Wir hoffen, auf diese Weise genau feststellen zu können, was sich in dem fraglichen Gebiet zwischen dem Augenblick, in dem Ihre Frau ankam und noch klar bei Sinnen war, und dem Augenblick, in dem man sie bewußtlos gefunden hat, ereignete.«

»Haben Sie bereits Resultate?«

»Wir haben ungefähr dreißig Personen aufgespürt, die sich trotz der zahlreichen Appelle an die Öffentlichkeit bisher nicht gemeldet hatten, aus den verschiedensten Gründen, darunter so banale wie die, daß ein bestimmter Herr und eine bestimmte Dame um diese Zeit, zumindest offiziell, gar nicht zusammen sein konnten, und so weiter. Alle, die sich nicht freiwillig gemeldet haben, von uns aber trotzdem aufgespürt wurden, sind besonders intensiv überprüft worden. Bis heute haben wir aber leider keine greifbaren Resultate vorzuweisen.«

»Anders ausgedrückt: alle Ermittlungen sind im Sand verlaufen.«

»Das habe ich nicht gesagt. Für den Computer haben wir das Gebiet in Felder eingeteilt, die jeweils zehn Meter lang und zehn Meter breit sind, unabhängig von der Bodenbeschaffenheit. Das Gebiet selbst haben wir soweit

ausgedehnt, daß es alle Bereiche umfaßt, die Ihre Frau von dem Augenblick an, in dem sie den Range-Rover verließ, und dem Augenblick, in dem sie gefunden worden war, theoretisch hätte erreichen können. Da kamen natürlich einige Quadratkilometer zusammen, neun, um genau zu sein. Der einzige Unsicherheitsfaktor: die Höhenstraße der San Bernardino Mountains ist von der Stelle, an der ihre Frau gefunden wurde, nur eintausendfünfhundert Meter entfernt, also relativ nah. Monsieur Cimbali, ich lege keinen Wert darauf, Ihnen zu demonstrieren, wie intelligent wir vorgehen, möchte Sie aber doch darauf hinweisen, daß der Computer die Bewegungen eines Rehes zwischen sechzehn Uhr fünfzehn und siebzehn Uhr zwanzig, als es unseren Beobachtungsbereich verließ, lückenlos erfaßt hat. Wir konnten dank der Aussagen von siebenundzwanzig Spaziergängern, die das Tier beobachtet haben, jede einzelne Bewegung festhalten.«

Ich hatte gewußt, daß der Engländer mit Hilfe einer systematischen Untersuchung hatte vorankommen wollen, mir war aber nicht klar gewesen, wie systematisch er wirklich vorging.

»Monsieur Cimbali, wir wissen heute, und das steht eindeutig fest, daß sich während der fraglichen Zeit noch weitere Personen in dem beobachteten Gebiet aufgehalten haben, die bisher kein Zeichen von sich gegeben haben. Wir konnten sie bisher nicht identifizieren und folglich auch nicht befragen. Aber wir wissen, daß sie sich an diesem 29. Januar gegen fünfzehn Uhr in dem fraglichen Gebiet aufgehalten haben. Darunter auch Personen, mit denen Ihre Frau gesprochen hat.«

Mir schnürte es die Kehle zu.

»Wann werden Sie diese Personen identifizieren können?«

»Unter Umständen vielleicht nie. Oder in den nächsten Stunden oder Tagen. Immerhin haben wir bereits einige Details in Erfahrung gebracht: es handelt sich um drei Pärchen, die für sich allein blieben und von denen wir nur relativ wenig wissen, ein relativ betagtes und zwei jüngere; alle drei verfügten über Autos, aber wir kennen weder die Farbe noch die Marke. Einer der jungen Männer trug über einem rotweiß karierten Hemd eine Lederjacke und hatte sich wahrscheinlich einen Schal um den Hals gebunden; er dürfte wohl einen Meter fünfundsiebzig groß sein. Neben diesen Pärchen befanden sich auch kleinere Gruppen in der Gegend, die jeweils drei oder vier Personen umfaßten. Ein oder mehrere Mitglieder der einen Gruppe rauchten Marihuana. Alles in allem handelt es sich ungefähr um fünfzehn Personen, die wir bisher noch nicht identifizieren konnten, von denen wir aber aufgrund von Tausenden von Zeugenaussagen wissen – wir haben mehrere tausend Menschen ausführlich befragt –, daß sie sich in dem Gebiet aufgehalten haben müssen. Wollen Sie noch weitere Details wissen, die der Computer ausgespuckt hat? Eine der unbekannten Frauen trug eine rot-grün gestreifte Wollmütze; einer der unbekannten Männer war regelrecht fett und schnaufte beim Gehen; ein dritter, vielleicht der junge, von dem ich schon gesprochen habe, sang kurz vor Einbruch der Abenddämmerung ein altes Lied von Perry Como. Und so weiter. Monsieur Cimbali, Sie haben uns gebeten, das Unmögliche möglich zu machen; wir haben es versucht. Doch bedenken Sie bitte, daß die Vereinigten Staaten mehr als zweihundertdreißig Millionen Einwohner haben, ohne die ausländischen Gäste natürlich.«

Schweigen.

»Ungefähr fünfzehn Personen?«

»Vielleicht auch sechzehn. Eher sechzehn. Ich bin überzeugt, daß mindestens eine Person unter diesen sechzehn, die wir erst

einmal identifizieren müssen, weiß, was mit Ihrem Sohn geschehen ist.«

Zwei Tage später ließ ich Flint allein im Breakers zurück und fuhr in einem Leihwagen über Tallahassee und Mobile in Richtung New Orleans.

Nur aufgrund eines Zufalls fiel mir der Wagen auf, der mir ständig folgte, wobei mir die unendlich langen Geraden nach Orlando zu Hilfe kamen: ein cremefarbener Ford, in dem zwei Männer saßen. Kein Zweifel, sie waren hinter mir her: sie hielten an, wenn ich anhielt, fuhren wieder los, wenn ich losfuhr und hielten zweihundert Meter von dem Motel entfernt Wache, in dem ich übernachtete. Mir wurde die Tragweite meiner Entdeckung bewußt: zum erstenmal, seitdem Horst die Bühne betreten hatte, war es mir gelungen, zwei dieser geheimnisvollen Bewacher zu identifizieren, die mir zweifelsohne seit der Szene im Biltmore Hotel in New York auf Schritt und Tritt gefolgt waren.

Von dem Motel aus rief ich Callaway in San Francisco an.

Unsere Beziehungen hatten sich etwas abgekühlt, seitdem ich die Suche nach meinem Sohn dem Engländer anvertraut hatte, doch trotzdem war er sofort bereit, einzugreifen:

»Wo befinden Sie sich zur Zeit?«

Ich gab ihm die genaue Lage des Motels durch, auf der Interstate Nr. 10, fünfundvierzig Meilen westlich von Tallahassee; der völlig unbedeutende Flecken, zu dem das Motel gehörte, hieß Sycamore. Er schrieb sich den Namen des Motels auf und überlegte kurz:

»Wenn Sie morgen vormittag nicht vor acht Uhr früh abfahren, kann ich mit zwei meiner Männer an Ort und Stelle sein und die Verfolgung der Verfolger übernehmen.«

»Ich werde erst gegen acht Uhr dreißig losfahren.«

Er versicherte mir, er würde mich im Royal Sonesta in New Orleans anrufen und mir mitteilen, was die Überwachung erbracht hatte.

Am nächsten Morgen war der cremefarbene Ford verschwunden; während ich weiter Richtung New Orleans fuhr, fiel mir nichts auf, weder ein Verfolger noch Callaway, der theoretisch dem Verfolger folgte.

Als ich gegen sieben Uhr abends in New Orleans in meinem Hotel eintraf, erwartete mich bereits eine telefonisch übermittelte Nachricht von Callaway.

»Alles läuft bestens«, hatte er mir ausrichten lassen, was wohl nichts anderes heißen konnte als daß er und seine Begleiter meine Verfolger im Auge behielten, auch wenn ich selbst sie nicht mehr ausfindig machen konnte.

Callaway rief mich später am Abend noch einmal an:

»Kein Problem, wir haben sie fest im Griff. Vier Männer, die Ihnen auf Schritt und Tritt folgen. Ich selbst bin im Augenblick nur fünfzig Meter von Ihnen entfernt.«

Im ersten Moment fragte ich mich, ob er sich seit unserem letzten Treffen ein einziges Mal von seinem Lieblingsplatz entfernt hatte: Duke Thibodeaux saß auf der Veranda seiner Villa im Schaukelstuhl, als mich Callaways Anruf erreichte, und machte den Eindruck, als sei er der glücklichste Mensch auf Gottes schönem Erdboden.

»Ich hatte Sie eigentlich schon früher erwartet«, begann er unverblümt das Gespräch.

»Ich war sehr beschäftigt.«

Er schaute mich prüfend an:

»Wohl nicht so ganz in Form?«

»Nicht so ganz...«, stimmte ich ganz unamerikanisch, das heißt, meine schlechte Form einräumend, zu.

Er nickte befriedigt mit dem Kopf und kommentierte:

»Ich habe es in den Zeitungen verfolgt; eine scheußliche Geschichte.«

Er streckte seine Hand aus, holte den Whiskykrug, der neben seinem Schaukelstuhl auf dem Boden stand, und reichte ihn mir:

»Nein, danke!«

»Wollen Sie wirklich, daß ich wieder anfangе, auf dieser entsetzlichen Maultrommel zu spielen?«

»Um Himmels willen, wenn es irgendeine Möglichkeit gibt, dieser Tortur zu entgehen...«

»Dann trinken Sie!«

Ich nippte. Er schüttelte mißbilligend mit dem Kopf:

»Was für ein erbärmlicher Anblick. Ich habe Sie nicht aufgefordert, meinen Whisky zu kosten, sondern zu trinken. Einen ordentlichen Schluck! Hop! Nur zu, mein Junge, schlucken, schlucken...!«

Ich schluckte. Und kommentierte, um Luft ringend:

»Ich werde vollkommen betrunken sein! Normalerweise trinke ich keinen Alkohol!«

Diese Neuigkeit war in seinen Augen anscheinend niederschmetternd. Ich setzte mich in den zweiten Schaukelstuhl, ihm gegenüber, und wir begannen, uns systematisch zu betrinken; der Krug wanderte zwischen uns hin und her, und ich wußte schon bald nicht mehr, ob meine Sinne schaukelten oder der Schaukelstuhl. Es roch nach Regen (und nach Ölschlick), und es begann auch schon bald, sanft und einschläfernd auf das Dach zu trommeln, das die Veranda überspannte.

»Haben Sie schon einmal von dem Piraten Jean Lafitte gehört?«

»Nicht sehr viel.«



»Seine Operationsbasis befand sich hier ganz in der Nähe, in Barataria.«

»Das freut mich ungemein.«

»Trinken Sie! Gut, nicht?«

»Irrsinnig; es fehlt nur wenig, und ich könnte mich beinahe an den Geschmack gewöhnen.«

Ich weiß nicht, ob es am Alkohol lag oder am Schaukeln oder an Duke, auf alle Fälle entspannte ich mich schon nach kurzer Zeit. Duke Thibodeaux lächelte mich an, schloß die Augen und summt vor sich hin. Ich entspannte mich sogar zu sehr. Ich hatte plötzlich das Bedürfnis zu heulen, und ich heulte, unfähig, meine Tränen zurückzuhalten. Ich bin normalerweise nicht gerade auf den Kopf gefallen, aber ich kann es bis heute noch nicht erklären: Ich hatte allen widrigen Ereignissen die Stirn geboten, Marc Lavaters Unfall, Fizzalis Verschwinden, Catherines mehr als merkwürdiges Verhalten, ihre Flucht und unsere Trennung, die Ungewißheit über das Schicksal meines Sohnes – doch ein Ereignis, das im Grunde kaum eine Bedeutung hatte, machte mich fertig, obwohl ich es sofort aus meinem Kopf verdrängt hatte: Joachims ›Flucht‹ oder sein ›Verrat‹, wie ich es abwechselnd nannte. Es war sicher von ausschlaggebender Bedeutung gewesen, daß dieses Ereignis am Ende einer langen Serie eintrat, doch trotzdem... Eines allerdings wußte ich: Ich war zu diesem alten Mann aus Louisiana, der mir jetzt gegenüber saß und den ich vorher nur ein einziges Mal in meinem Leben gesehen hatte, gefahren, um eine Art väterlichen Schutz und Beistand zu erlangen. Und hatte dazu den Vorwand benutzt, ihn zu bitten, Paul Hazzard und mir bei der Suche nach Erdöl zu helfen.

Schweigen. Ich hatte die Augen ebenfalls geschlossen und schaute auch nicht hoch, als Duke plötzlich aufhörte zu schaukeln und im Haus verschwand, ohne allerdings sein Gesumme zu unterbrechen:

»Was meinen Sie«, kommentierte er, »wir zwei haben den ersten Krug schon geleert. Diese Krüge sind auch nicht mehr das, was sie in meiner Jugend waren; damals hielten sie länger.«

Ich antwortete:

»Ich bin vollkommen betrunken. Der Beweis: Ich sehe bereits überall Alligatoren.«

Er nahm einen kräftigen Schluck und reichte mir den Krug:

»Mein lieber Junge, die Alligatoren gibt es in Wirklichkeit. Das sind keine Alkoholgespinste.«

Als ich meine Augen ganz öffnete, sah ich, daß er recht hatte. Fünf, sechs Alligatoren spazierten gemütlich durch die Blumenrabatten, die das Haus umgaben. Hätte die Veranda nicht erhöht gelegen und wäre sie nicht durch eine Balustrade geschützt gewesen, dann hätte es sich wahrscheinlich schon seit geraumer Zeit eines dieser Biester auf meinen Knien gemütlich gemacht und mir das Gesicht geleckt.

Thibodeaux mußte bemerkt haben, daß ich geweint hatte, doch er ließ sich nichts anmerken.

»Die Alligatoren sind sehr viel billiger und praktischer als Wachmannschaften oder dressierte Hunde, um meine Bohrlöcher zu überwachen. Aber es gibt noch einen weiteren Grund, daß ich sie so ungeniert durch die Gegend ziehen lasse...«

Er hob den Whiskykrug, den ich ihm nach einem langen Schluck zurückgegeben hatte:

»... Sobald sie sich rosa färben, ist es an der Zeit, mit dem Trinken aufzuhören. Und wenn Sie mir jetzt einmal Ihre Lebensgeschichte erzählen wollten? Haben Sie Lust?«

Zwei Tage später sagte er zu Paul Hazzard und deutete dabei mit dem Daumen auf mich:

»Sie werden es vielleicht nicht glauben, aber dieser Junge ist noch verlogener als ich! Wenn Sie wüßten, was er alles erfunden hat, Massai-Krieger in Afrika auf dem Boden eines Loches voller Ungeziefer und Schlamm, ein Chinese mit mechanisch-bewegbaren Beinen, wie eine Aufziehpuppe, auf einer privaten Insel bei Hongkong. Er hat eine blühende Fantasie! – Und da unten meinen Sie, auf Erdöl zu stoßen?«

Wir flogen über Oklahoma, das die Franzosen vor einhundertfünfzig Jahren eigentlich eher aufgrund eines Versehens zusammen mit New Orleans an die Amerikaner verkauft hatten; Thomas Jefferson hatte natürlich nicht nein gesagt, als man ihm auch noch das französische Louisiana bis hin zu den Rocky Mountains anbot. Wir waren von Dallas aus abgeflogen, wo Duke Thibodeaux und ich uns mit Hazzard getroffen und uns mit einem Geologen und einem Ingenieur besprochen hatten.

Seit unserem letzten Treffen hatte Paul an seinen Plänen gearbeitet und sie beträchtlich erweitert. Er war von einer Erstinvestition von zwei Millionen Dollar ausgegangen, wovon wir ein Viertel, also fünfhunderttausend Dollar, bar auf den Tisch zu legen hatten; zu zweit. Den Rest wollte eine Bank aus Dallas leihen, sobald die Ergebnisse der ersten Probebohrungen vorlagen. Paul spielte inzwischen mit dem Gedanken, nicht nur sieben, sondern einundzwanzig Konzessionen zu erwerben, so daß die Gesamtinvestitionen auf die beträchtliche Zahl von sechs Millionen Dollar ansteigen würden.

»Aber bedenke, Franz, daß wir innerhalb von zehn Jahren einen Gewinn von fünfundzwanzig bis dreißig Millionen Dollar einstreichen werden. Und die reale Möglichkeit besteht, unsere Investition innerhalb von vierzehn Monaten zu amortisieren.«

»Und wie hoch wird die Investitionssumme nun wirklich sein, ich meine, nicht nur das Geld, das wir sofort bar auf den Tisch legen müssen, um überhaupt anfangen zu können?«

»Eineinhalb Millionen. Siebenhundertfünfzigtausend für dich und siebenhundertfünfzigtausend für mich.«

»Die Summe hat sich also inzwischen verdreifacht!«

»Franz, mir ist es gelungen, zusätzliche Konzessionen zu erwerben; natürlich nur, wenn du damit einverstanden bist. Eine zusätzliche Chance.«

Und eine Gelegenheit, die man nicht verstreichen lassen durfte. Wir flogen über einen großen See, das Eufala Reservoir. Rechts lagen die Ozark Mountains, die sich deutlich von dem tiefblauen Himmel abzeichneten. Es war der 10. März.

»Franz, wenn du nicht soviel investieren willst, werde ich sicher einen dritten Partner finden, der einen Teil von deiner Investition übernimmt.«

Kurz bevor ich mein Zimmer im Fairmont Hotel in Dallas verlassen hatte, hatte mich der Engländer angerufen: zwei der fünfzehn bis sechzehn Personen, die sich zur fraglichen Zeit in dem betreffenden Gebiet aufgehalten hatten und die uns bisher unbekannt gewesen waren, waren inzwischen identifiziert worden. Ein älteres Ehepaar; warum es sich nicht auf unsere Appelle gemeldet hatte? Ganz einfach: der Aufenthalt in den San Bernardino Mountains war nur die erste Etappe einer längeren Reise gewesen, während der sie meist von der Zivilisation abgeschnitten gewesen waren; sie hatten während dieser Zeit weder Zeitungen gelesen noch Radio gehört oder ferngesehen.

»Monsieur Cimbali, leider konnten sie uns kaum etwas Neues sagen. Aber daß wir sie gefunden haben, beweist, daß wir mit unserer Methodik richtig liegen und Fortschritte

machen. Jetzt handelt es sich nur noch um vierzehn Personen, im Höchstfall...«

Wir landeten in Tula und nahmen einen Leihwagen; die Konzessionsgebiete befanden sich alle in einem Umkreis von sechzig Kilometer bis hin zur Grenze nach Kansas; die ersten schon im Becken des Cimarron, der in den Arkansas mündet. Wir befanden uns in der Heimat von Jesse James und der Brüder Dalton. Ein eiskalter Wind peitschte uns und strafte die Sonne Lügen. Duke Thibodeaux, der vor uns durch das Gelände stapfte, erinnerte mich an einen Pilzsucher, denn er ging stark vorgebeugt, als ob er die Erde mit seiner Nase förmlich einsaugen wolle. Von Zeit zu Zeit hob er Erde auf und roch an ihr. Sobald man ihn auch nur das geringste fragte, schüttelte er ungeduldig den Kopf und schwieg sich aus. Paul und die offiziellen Experten gingen ihre eigenen Wege, warfen aber ab und zu scheue Blicke zu dem alten Mann aus Louisiana, der auch bei den ›Studierten‹ anscheinend ein hohes Ansehen genoß. Bis aufs Mark durchgefroren, setzte ich mich schließlich in einen unserer Leihwagen und fragte mich, was ich bei dieser Erdölsuche, die mir im Grunde völlig gleichgültig war, überhaupt verloren hatte. Thibodeaux kam als erster zum Wagen und grinste mich an: »Ihnen scheint das alles völlig gleichgültig zu sein! Ist Ihnen überhaupt klar, daß ich meinen Schaukelstuhl nur aus einem einzigen Grund im Stich gelassen habe? Weil Sie mir nämlich sympathisch sind!«

»Und weil ich versprochen habe, Sie nach Saint-Tropez einzuladen.«

»Und mich zum Präsidenten der Jury zu ernennen, die die Miß Saint-Tropez ernennt. Eine nackte Miß. Vergessen Sie Ihr Versprechen ja nicht!«

»Versprochen. Und angezogene Mädchen finden Sie in Saint-Tropez eh nicht.«

»Immer noch nicht in Form, wie?«

Ich wechselte das Thema:

»Gibt es hier Öl?«

»Ja. Nicht immer an den Stellen, an denen Ihre sogenannten Experten das Öl vermuten, aber es gibt Öl. Wie heißt noch einmal dieser Strand in Saint-Tropez?«

»Pampelonne.«

»Und Sie sind dort auf die Welt gekommen? Das ist kein Märchen?«

»In einem Haus, das direkt an diesem Strand liegt.«

Als ob sich plötzlich eine Tür öffnete, drang der starke Geruch der in der Provence wild wachsenden Kräuter in meine Nase. Ich schloß die Augen und sah die Villa vor mir, in der ich geboren worden war. Beinahe grausam deutlich. Diese Villa, die in gewisser Weise der Grund für meinen Kampf gegen Yahl war. An dem Tag, an dem ich zusammen mit Catherine wieder von diesem Haus Besitz ergriffen hatte, hatte ich sogar einen Moment geglaubt, ich hätte den Kampf gegen Yahl endgültig gewonnen. Was wäre wohl passiert, wenn ich mich dort für immer niedergelassen hätte?

»Ich fahre nach Hause«, schnitt Duke Thibodeaux meine Gedanken ab, »ich habe für Sie mehr getan als für alle anderen. Gott weiß warum. Wie alt sind Sie eigentlich?«

»Im letzten September bin ich fünfundzwanzig Jahre alt geworden.«

Am nächsten Morgen fuhr er dann tatsächlich nach einer letzten, eher stürmischen Besprechung mit den Geologen nach Hause. Von den einundzwanzig von Paul Hazzard erworbenen Konzessionen hielt er siebzehn für vielversprechend und meinte, wir sollten, wenn wir bei der ersten Bohrung nicht gleich auf das Feld stießen, eine zweite durchführen lassen.

Bei den restlichen vier war anscheinend jede Bohrung sinnlos und reine Geldverschwendung. Worauf er seine in entschiedenem Ton vorgetragenen Behauptungen gründete?

»Auf meine Nase, mein Junge. Und vergessen Sie nicht Ihr Versprechen, mich nach Pampelune einzuladen!«

»Pampelonne!«

Am gleichen Abend rief mich Callaway in Tulsa an. Er selbst hielt sich in Tulsa auf, was nichts anderes bedeutete, als daß meine Verfolger mir weiterhin auf Schritt und Tritt gefolgt waren. Nachdem er sich mit einigen technischen Details der Verfolgung vergnügt hatte, die mir höchst gleichgültig waren, kam er endlich auf andere, interessantere Neuigkeiten zu sprechen:

»Sie arbeiten für eine Chicagoer Agentur...«

Sofort dachte ich daran, daß die Gruppe, die gegen unsere TENNIS-IM-HIMMEL-Unternehmung arbeitete, ebenfalls aus Chicago stammte. Callaway klärte mich auf:

»Der Chef der Agentur heißt MacIves. Ich kenne ihn persönlich: wir haben in der gleichen Abteilung des Geheimdienstes der amerikanischen Armee gearbeitet, das heißt, ich war sein Vorgesetzter.«

»Von wem wird er bezahlt?«

Das konnte mir Callaway noch nicht sagen; dafür wußte er, daß das Team von MacIves mich seit jetzt fast anderthalb Jahren überwachte und daß sich bei dieser Überwachung etwas Merkwürdiges ereignet hatte: Ende Januar, das heißt zu dem Zeitpunkt, an dem mein Sohn verschwand, hatte die Agentur plötzlich den Auftrag bekommen, die Überwachung einzustellen. Die Privatdetektive dachten bereits, sie könnten mich vergessen, als am 15. Februar plötzlich die Order kam, die Überwachung wiederaufzunehmen. Callaway konnte mir

nicht sagen, aus welchem Grund die Überwachung unterbrochen worden war.

»Ich weiß nur eines: Ab dem 15. Februar wollte der Auftraggeber die Kosten einschränken, so daß ab dieser Zeit nur noch vier Männer mit Ihrer Überwachung beauftragt wurden; vorher waren es acht – fünfzehn, sechzehn Monate lang. Die Kosten müssen beträchtlich gewesen sein!«

Auch nicht beträchtlicher als die, die der Engländer und Callaway mir selbst verursacht hatten!

»Ich möchte wissen, für wen MacIves arbeitet.«

»Das wird nicht einfach herauszufinden sein...«

»Wenn es einfach wäre, dann würde ich diese Frage dem Hotelportier stellen.« Callaway meinte darauf, ich habe schon recht und er würde sich darum kümmern.

Ich fuhr zusammen mit Paul Hazzard nach Dallas zurück. Wir stimmten die letzten Details des Vertrages ab, der unsere Erdölsuche besiegelte, und ich händigte ihm einen Scheck über knapp achthunderttausend Dollar aus, meine Einlage und mein Anteil an den Honoraren, die die Geologen und anderen Spezialisten für den Spaziergang in eiskalter Luft verlangt hatten. Paul war begeistert. Die fantastischsten Pläne, die man sich nur vorstellen konnte und die nicht immer auf sehr realen Voraussetzungen beruhten, sprudelten aus ihm heraus, Projekte, die wir zusammen verwirklichen sollten, wobei sich der in seinen Augen jetzt schon absolut sichere Gewinn aus der Erdölsuche in märchenhafter Weise vervielfältigen würde. Er bestand darauf, daß wir diese erste gemeinsame Gesellschaft gebührend feierten, und lud mich zu sich nach Hause nach San Antonio ein.

Ich hatte nicht das Herz, seine Einladung ein weiteres Mal abzulehnen, und da im Augenblick niemand auf mich wartete



und mich die leere Villa in Beverly Hills nur unglücklich machte, stimmte ich zu. Ich hatte darauf geachtet, von jedem Bericht des Engländers eine Kopie an meine Schwiegermutter zu schicken, damit zumindest sie wußte, daß mich das Verschwinden Marc-Andreas nicht gleichgültig ließ und daß ich alles daransetzte, meinen Sohn wiederzufinden. Doch man hatte es nicht einmal für notwendig gehalten, mir den Empfang dieser Berichte zu bestätigen. Oder mir wenigstens mitzuteilen, wo sich Catherine aufhielt.

Und auch sonst konnte ich nur warten. Wenn ich Rosen, Lupino und dem Türken glauben durfte, liefen alle Geschäfte störungsfrei. Adriano Letta kam mit seiner Suche nach Fezzali nicht weiter und schickte mir nur noch lakonische Mitteilungen; er hielt es nicht für sinnvoll, über den Atlantik zu fliegen, um mir zu sagen, daß er mir nichts zu sagen hatte.

So akzeptierte ich die Einladung von Paul Hazzard und verbrachte einige Tage in San Antonio. Pauls Haus im spanischen Stil war sehr geschmackvoll eingerichtet; es lag etwas außerhalb der Stadt Richtung Corpus Christi. Paul lebte mit seiner Mutter und seinen zwei Schwestern zusammen, von denen die ältere gerade zwanzig Jahre alt geworden war. Ich besuchte pflichtbewußt Alamo, wo die gleichnamige Schlacht stattgefunden hatte und wo James Bowie und David Crockett umgekommen waren, spazierte durch die Fußgängerzone von Paseo del Rio und machte mit Paul auch Ausflüge zu Pferd.

Bis mich ein Anruf des Engländers erreichte:

»Ich habe Neuigkeiten für Sie.«

Der Engländer hatte mir bereits von den Modellen erzählt, die in seinem Auftrag von den San Bernardino Mountains realisiert worden waren, aber ich hatte sie bisher noch nicht gesehen. Ich selbst war tagelang von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang durch dieses Gebiet gelaufen, war über die Bäche gesprungen, hatte einen Bogen um die Felsblöcke gemacht, auf der Suche nach meinem Sohn oder zumindest nach einer Spur von meinem Sohn, und war jetzt fasziniert von der unglaublichen Genauigkeit, mit der die Mountains rekonstruiert worden waren; ich erkannte auf den Modellen Stellen, an denen ich ausgeglitten war, Bäche, die ich immer wieder in beiden Richtungen überquert hatte oder die ich der ganzen Länge nach abgelaufen war auf der Suche nach einem Loch, in dem der Körper meines Sohnes verborgen sein könnte.

Wir hielten uns in einem Haus in Harrison auf, einer kleinen Wohnstadt nordwestlich von New York.

Der Engländer fragte das Ehepaar:

»Erkennen Sie die Landschaft?«

Schweigen. Bertram und Shirley Strong gehörten zu den sechzehn Personen (der Engländer war sich inzwischen sicher, daß es sich um sechzehn handeln mußte), auf die der Computer aufgrund der Zeugenaussagen von Tausenden von Besuchern von San Bernardino Mountains hingewiesen hatte und die wir bisher nicht hatten identifizieren können.

Nach einer ganzen Weile kniete sich der Mann hin; er war um die fünfzig Jahre alt, blond – zum Teil allerdings hatte er seine Haare bereits verloren – und hatte verträumte blaue

Augen. Kurz nach unserer Ankunft hatte er uns erklärt, daß er in New Rochelle eine kleine elektronische Fabrik besäße, es aber immer sein Traum gewesen wäre, als Sänger in musikalischen Komödien aufzutreten.

»Das ist die Höhenstraße, nicht wahr? Der *Rim of the World Drive*, der um das Gebirge herumführt?«

Der Engländer legte Farbaufnahmen vor, die die Details des Geländes wiedergaben und die Wirkung des Modells ergänzten.

»Wir haben hier gehalten. Dort haben wir den Wagen gelassen, unter diesen Bäumen. Die Hütte allerdings haben wir nicht gesehen...«

»Sie liegt ungefähr eine Meile von dieser Stelle entfernt; Sie konnten sie gar nicht sehen.«

»Shirley, wir haben dann diesen Weg genommen, der an dem Bach entlangführt, nicht wahr?«

Seine Frau bestätigte seine Aussage und fuhr fort:

»Die junge Frau stand dort, mitten auf dieser Lichtung... Sie hielt das Kind in ihren Armen. Sie machten den Eindruck, als ob...«

Sie zögerte und warf mir einen verlegenen Blick zu. Ich forderte sie mit rauher Stimme auf:

»Fahren Sie fort; verschweigen Sie bitte nichts.«

»Sie machte den Eindruck, als ob sie... schlief... nicht ganz da wäre. Als ob sie getrunken hätte. Es tut mir leid, aber...«

Sie schaute mich wieder verlegen an.

»Fahren Sie fort«, forderte sie diesmal der Engländer auf.

Shirley Strong hatte Catherine angesprochen und gefragt, ob sie sich nicht wohl fühle.

»Sie antwortete, es ginge ihr gut. Sie hatte einen französischen Akzent und sagte, daß sie ganz in der Nähe wohne. Ich bräuchte mich nicht zu beunruhigen und... und ihr Mann sei bei ihr und würde bald zu ihr kommen...«

»Und das Kind?«

»Sie trug es in ihren Armen; es lächelte uns an, ein kleiner, hübscher Junge mit großen Augen... Um seinen Hals hing ein Medaillon...«

Joachims Medaillon.

Der Engländer zeigte den beiden Fotos von Marc-Andrea. Jeder Zweifel war ausgeschlossen.

»Wir sind dann anschließend an dem Bach entlang weiter den Berg hinuntergegangen. Ich habe mich umgedreht und gesehen, wie die junge Frau sich ebenfalls entfernte... in diese Richtung.«

Sie zeigte auf verschiedene Felsen.

»Hier... Sie stand bei diesem Baum, als ich sie zum letztenmal sah... Sie zögerte, weiterzugehen... als ob sie auf jemand warte, der nicht kam.«

Es war wohl gegen halb vier Uhr nachmittags, meinten die Strongs. Sie selbst hatten ihren Spaziergang fortgesetzt und den Bach etwas weiter unten überquert, sich dabei in nördlicher Richtung haltend. Sie waren sich fast sicher, einen zu Catherine beinahe parallelen Weg eingeschlagen zu haben, allerdings etwas tiefer, ungefähr zweihundert Meter von ihr entfernt. Ob sie noch andere Menschen getroffen hatten? Ja, ein schon älteres Paar (das von dem Engländer bereits identifiziert worden war und das am 30. Januar zu einer langen Reise in den Pazifik aufgebrochen war). Außerdem noch ein weiteres Pärchen, allerdings ziemlich weit entfernt und genau in der Catherine entgegengesetzten Richtung, jung, vor allem das Mädchen mit blonden Haaren, das war alles, was sie uns sagen konnten. Und ob sie vielleicht etwas gehört hatten? Ja, Musik. Jemand sang und begleitete sich dabei auf einer Gitarre. Bert Strong glaubte, er habe auch eine Mundharmonika gehört.

»Die Musizierenden müssen sich wohl ungefähr dort aufgehalten haben.«

Er deutete auf eine kleine, von der Forstverwaltung künstlich geschaffene Lichtung, auf der für die Wanderer Bänke aufgestellt worden waren. Von der Stelle, an der sie Catherine zum letztenmal gesehen hatten, in Luftlinie ungefähr vierhundert Meter entfernt.

Sonst konnten uns die Strongs nichts sagen. Als sie wieder zu ihrem Wagen, den sie auf dem *Rim of the World Drive* zurückgelassen hatten, zurückgingen, waren sie noch einmal in der Nähe der besagten Lichtung, auf der sie Catherine gesehen hatten, vorbeigekommen; die Lichtung war inzwischen leer. Sie hatten dann gegen fünf Uhr die San Bernardino Mountains verlassen und waren direkt nach Los Angeles gefahren. Sie hatten von den vielen in Zeitungen, Rundfunk und Fernsehen veröffentlichten Appellen nichts mitbekommen, da sie anschließend ihren Sohn Richard in Buenos Aires in Argentinien besucht hatten, der dort an der amerikanischen Botschaft beschäftigt war. Sie hatten natürlich von dieser Gelegenheit, das südamerikanische Land aus erster Hand kennenlernen zu können, profitiert und waren erst vor zehn Tagen wieder heimgekehrt.

»Wenn wir gewußt hätten...«

Ihre Freundlichkeit berührte mich stark.

Ich fuhr mit dem Engländer zurück nach New York. Nachdem wir lange nachdenklich geschwiegen hatten, sagte er endlich:

»Ich habe mit Ihrer Frau gesprochen. Sie kann sich überhaupt nicht daran erinnern, den Strongs begegnet zu sein oder gar mit ihnen gesprochen zu haben.«

Er hatte mit meiner Frau gesprochen! Und ich wußte nicht einmal, wo genau sie sich aufhielt!

»Wie geht es ihr?«

»Nicht sehr gut«, antwortete er. »Sie ist überzeugt, daß Ihr Sohn nicht mehr am Leben ist... und macht sich dafür verantwortlich.«

»Wo hält sie sich zur Zeit auf?«

Er zögerte, bevor er vorsichtig antwortete:

»Monsieur Cimballi, ich habe sie nur unter einer Bedingung sprechen können: Sie durften nicht dabeisein, und die Unterredung sollte an einem neutralen Ort stattfinden. Ich habe sie in Paris in der Halle eines großen Hotels getroffen; ihre Eltern, vor allem aber ihr Stiefvater, behüten sie wie ihren Augapfel...«

Wir kamen in New York an.

»Hören Sie«, fuhr der Engländer fort, »wir haben immerhin Fortschritte gemacht; sechzehn Personen, die sich zur fraglichen Zeit in der Gegend aufhielten, konnten ursprünglich nicht identifiziert werden; inzwischen können wir vier benennen, das Paar, das sich im Pazifik aufhielt, und die Strongs, die in Argentinien waren. Hier ein kleines Zahlenbeispiel: Im wichtigsten Zeitabschnitt konnten wir vierhundertsieben Personen feststellen, die sich in dem fraglichen Gebiet aufgehalten haben; dreihundertfünfundneunzig davon haben wir identifiziert, ihre Aussagen aufgenommen und für den Computer aufgearbeitet.«

»Bleiben zwölf.«

»Über die wir heute zusätzliche Informationen erhalten haben: die Gitarre, das steht fest, und die Mundharmonika, die wir mit einem Fragezeichen zu versehen haben.«

»Aber Sie können nicht sichergehen, daß es bei diesen zwölf Personen bleibt; es können sich sehr wohl noch weitere Personen dort aufgehalten haben, von denen Sie überhaupt nichts wissen. Vor allem, wenn sie sich versteckt haben.«

Der Engländer schüttelte mit höflicher Geduld, die genau das Gegenteil von dem bewirkte, was sie bewirken sollte, seinen Kopf:

»Das glaube ich nicht, Monsieur Cimbali. Man kann zu dieser Hütte nur auf zwei Wegen gelangen: einmal von der Höhenstraße aus und einmal auf dem Forstweg, der von Twentynine Palms ausgeht. Nein, ich bin überzeugt, daß diejenigen, die wissen, was mit Ihrem Sohn geschehen ist, sich unter den zwölf noch nicht identifizierten Personen befinden.«

Ein junges Pärchen und zwei Gruppen von Campern...

»Wir kommen voran, das steht fest. Wir haben alle Zelt- und Wohnwagenverleihfirmen, alle Omnibusgesellschaften, Hotels, alle Privatleute, die Zimmer vermieten, alle Jugendherbergen, CVJM-Zentren befragt, alle Mautstellen auf den Autobahnen, Forstbeamte, lokale Polizeibeamte und diejenigen, die mit der Einziehung der Campinggebühren beauftragt sind... Können Sie sich eine Vorstellung davon machen, wie viele Menschen wir seit Anfang Februar befragt oder unter die Lupe genommen haben? Ich kann es Ihnen dank unseres Computers genau sagen: gestern waren es siebentausendzweihundertdreißig Personen. Monsieur Cimbali, diese Camper, von denen wir wissen, daß sie sich in dem fraglichen Gebiet aufgehalten haben, und zwar ganz in der Nähe von Ihrer Frau, sind schließlich nicht aus dem Nichts gekommen und wieder in das Nichts gegangen. Sie existieren. Auch die Strongs haben dies bestätigt. Konnte man bei der Aussage Ihrer Frau noch glauben, daß die Musik, die sie gehört hat, auf den Drogeneinfluß zurückzuführen war, so steht jetzt eindeutig fest, daß tatsächlich jemand musiziert hat. Früher oder später werden wir auf die richtige Spur stoßen.«

Im Pierre in New York erreichte mich Callaways Telefonanruf:  
»Sie wurden bis nach Harrison verfolgt. Von den Typen, die Sie im Auftrag von MacIves überwachen.«

»Und Sie verfolgten diese Typen.«

»Jede Sekunde.«

Doch er hatte mich nicht angerufen, um mir von einer Überwachung zu berichten, über die ich sowieso auf dem laufenden war:

»Ich habe MacIves getroffen«, sagte er. »Ich habe ihn einfach angerufen, als ob ich mich plötzlich an unsere alte Freundschaft erinnern würde, und ihm vorgeschlagen, mit mir zusammen an einer großen Untersuchung zu arbeiten, die ich angeblich für eine Firma aus Los Angeles durchführe und die sich auch auf die Ostküste erstreckt. Da meine eigene Agentur nicht groß genug sei, um sowohl im Osten wie in Kalifornien gleichzeitig zu arbeiten, so habe ich ihn weiter angeflunkert, böte ich ihm eine Zusammenarbeit an, vor allem auf personeller Ebene. Er hat bedauernd abgelehnt; seine ganze Mannschaft sei durch einen Auftrag blockiert, so sagte er, der so umfangreich sei, daß er seit über einem Jahr bereits zusätzliches Personal habe engagieren müssen und erst seit einiger Zeit wieder mit seinem Stammpersonal auskäme, das allerdings voll ausgelastet sei. Ich fragte ihn, wie lange er wohl noch blockiert sei. Noch mindestens drei Monate, meinte er, wahrscheinlich aber bis in den September hinein. Ich bot ihm vergebens die fabelhaftesten Honorare an; nichts zu machen. Er sagte nur lachend, für eine im Grunde einfache Überwachung, bei der der zu Überwachende allerdings ständig reise, würde er fast ebenso viel bekommen. Der zu Überwachende, das sind natürlich Sie.«

»Danke für den Hinweis. Das hatte ich bereits begriffen.«

»Ich fragte ihn dann, wer ihm, zum Teufel, für eine so unkomplizierte Arbeit ein dermaßen überhöhtes Honorar



bezahle. Natürlich hat er diese Frage nicht beantwortet, aber da Sie mir gesagt haben, ich solle nicht an Geld sparen, habe ich mit einigen tausend Dollar eine seiner Sekretärinnen bestochen: MacIves schickt seine Informationen über Sie an einen Rechtsanwalt in Chicago, einen gewissen Goldwater, Henry Goldwater. Ich habe natürlich sofort jemand auf diesen Rechtsanwalt angesetzt. Die ersten Ergebnisse liegen schon vor. Mein Mitarbeiter hat mich gerade aus London angerufen, wo er sich immer noch aufhält: Goldwater hat dort mit einem Mann zu Mittag gegessen, den Sie hundertprozentig kennen.«

Das konnte niemand anderes als Erwin Horst sein.

»Ganz falsch«, meinte Callaway triumphierend. »Der Londoner Gesprächspartner des Rechtsanwaltes Goldwater heißt Alec Jeffries. Und das ist doch Ihr Schwiegervater, oder?«

Am 2. April kam ich in Paris an. Zwei Fotografen von Yates nahmen mich mit ihrem Blitzlichtgewitter in Empfang, völlig unbeteiligt wie immer, wahre Professionelle, für die alles, was vor ihre Linse kommt, und wenn es die schlimmsten Kriegsgreuel sind, nichts anderes ist als Alltagsroutine. Ich hatte mich inzwischen dermaßen an ihre schweigende Anwesenheit gewöhnt, daß ich sie ab und zu nicht einmal mehr wahrnahm. Dabei hingen sie nicht dauernd an meinen Fersen; sie tauchten in sehr unregelmäßigen Abständen auf. Manchmal verstrichen zwei, drei Wochen, ohne daß ich sie zu Gesicht bekam, dann wieder verfolgten sie mich tagelang von morgens bis abends.

Doch hier in Paris ließen sie mich, sobald ich in ein Taxi gestiegen war, wie meistens in diesen Fällen in Ruhe.

Ich ließ mich zu einem Café in der Avenue de Suffren in der Nähe der Ecole militaire fahren und rief in der Wohnung meiner Schwiegereltern an. Ein Zimmermädchen hob ab.

»Ich möchte gerne mit Madame Jeffries sprechen.«

»Wer ist am Apparat?«

Ich hatte meine Schwiegereltern nicht mehr gesehen, seitdem Catherine in dem Krankenhaus in Palm Springs aus ihrem Koma aufgewacht war. Ich habe bereits berichtet, daß ich alle Berichte des Engländers über die Nachforschungen, unseren Sohn betreffend, regelmäßig nach Paris geschickt hatte, ohne daß man sich je die Mühe gemacht hätte, das Eintreffen dieser Berichte zu bestätigen. Dreimal hatte ich versucht, meine Schwiegermutter telefonisch zu erreichen, und einmal hatte ich ihr geschrieben. Alles erfolglos. Jedesmal hatte man mir ausrichten lassen, sie wünsche mich nicht zu sprechen, und meinen Brief hatte sie unbeantwortet gelassen. Doch an diesem 2. April wußte ich, daß mein vergötterter Schwiegervater sich in London aufhielt – Callaway hatte mir dies ausdrücklich bestätigt –, und so wollte ich mein Glück versuchen. Ich antwortete:

»Goldwater. Henry Goldwater.«

Lange Zeit blieb die Leitung stumm, bis ich endlich die Stimme meiner Schwiegermutter erkannte, die zögernd fragte:

»Monsieur Henry Goldwater? Ich glaube nicht, daß ich Sie kenne...«

Ich sprach sehr schnell:

»Bitte legen Sie nicht auf. Das, was ich Ihnen zu sagen habe, ist sehr wichtig...«

Schweigen. Doch sie legte zumindest nicht auf. Ich fuhr fort:

»Ich muß unbedingt mit Ihnen sprechen. Bitte.«

Schweigen.

»Unbedingt.«

Sie hatte mir verboten, in die Wohnung zu kommen, war aber bereit gewesen, mich außerhalb der eigenen vier Wände zu treffen, sie war zu mir in ein Café gekommen und saß mir jetzt gegenüber, vermied es allerdings, mich anzuschauen, sondern schaute hartnäckig durch die Scheibe auf die Avenue. Ich

begann, ihr von dem zu erzählen, was der Engländer als seine Fortschritte bezeichnete, denn auf diesem Gebiet fühlte ich mich am sichersten. Sie hörte mir zu, ohne irgendwelche Kommentare abzugeben. Sie war magerer geworden und sichtlich gealtert. Endlich schüttelte sie lange ihren Kopf:

»Ich habe keine Hoffnung mehr, Franz. Mein Enkel ist tot. Was hat es für einen Sinn, sich selbst zu betrügen?«

»Ich gebe nicht auf. Ich werde nie aufgeben.«

»Genau darin unterscheiden wir uns.«

»Ich bin nicht für das verantwortlich, was sich ereignet hat. Sie sind ungerecht.«

Sie weigerte sich immer noch, mich anzuschauen, und nippte an ihrem Tee. Schweigen. Ich fragte sie:

»Der Name Henry Goldwater sagt Ihnen nichts?«

Sie zuckte nur mit den Schultern und drückte damit zugleich Abscheu und Ablehnung aus. Dieser Goldwater gehörte ganz bestimmt zu meinen Bekannten, zu diesen Finanzhaien, Abenteurern und Hasardeuren; ihre Welt, das war ihre Wohnung in der Avenue de Suffren, ihr Haus in Fournac, eine Welt, in der man nicht spekulierte, in der man nicht innerhalb von drei, vier Jahren reich wurde mit Hilfe von Manipulationen, über die man kaum sprechen konnte, denn in ihrer Welt stammte das Geld, über das sie zweifellos verfügte, zumindest vom Großvater, wenn nicht vom Urgroßvater, und war ehrlich verdient worden, das verstand sich von selbst; man hatte nicht seine Zeit damit verschleudert, durch die Welt zu rasen und mit einem Türken, einer Dänin oder Chinesen Geschäfte zu machen, sondern man ging jeden Morgen in sein Büro und las *Le Figaro* (und da man nicht als einseitig-konservativ erscheinen wollte, auch *Le Nouvel Observateur*, aber diesen nur mit heimlichem Widerwillen).

»Nein.«

Ich erzählte ihr alles, was ich von Callaway über die merkwürdigen Beziehungen zwischen ihrem Mann und den Männern, die mich seit eineinhalb Jahren überwachten, erfahren hatte.

Ich hatte, während ich Bericht erstattete, manchmal den Eindruck, als ob sie mir gar nicht zuhörte.

Nach einer längeren Pause sagte sie ruhig und kalt:

»Das haben Sie sich alles aus den Fingern gesogen. Sie haben Alec schon immer verabscheut.«

Mit langsamen, müden Handbewegungen nahm sie ihre Handtasche und ihre Handschuhe an sich.

»Aber ich werde mit meinem Mann darüber sprechen. Wenn er sich auf die eine oder andere Art mit Ihnen beschäftigt haben sollte, was mich überraschen würde, um irgendwelche Rache zu üben, werde ich dafür Sorge tragen, daß dies eingestellt wird. Ich habe nur eine Tochter. Ihr Sohn ist gestorben, und da sie sich die Schuld an diesem Tod zuschreibt, hat sie einen Selbstmordversuch unternommen. Jetzt habe ich Ihnen alles gesagt, Franz. Es ist besser, Sie hören auf, mir zu schreiben oder mich anzurufen.«

Adriano Letta kam zu mir nach Paris. Während der letzten Monate hatte er mir regelmäßig Berichte zukommen lassen, vor allem die TENNIS-IM-HIMMEL-CLUBS betreffend. Ich hatte ihn auch gebeten, sich um das geheimnisvolle Verschwinden von Hassan Fezzali zu kümmern, denn er sprach fließend arabisch. Doch in dieser Hinsicht hatte er nichts, zumindest fast nichts herausbringen können.

»Ich bin mir sicher, daß die Polizei Nachforschungen angestellt hat; schließlich kann man nicht einfach so verschwinden!«

»Natürlich hat man Nachforschungen angestellt. Offiziell sind diese Nachforschungen noch gar nicht abgeschlossen.«

In Wirklichkeit hatte die ägyptische Polizei alles getan, um möglichst wenig Staub aufzuwirbeln. Eines stand fest: am 22. Januar hielt sich Hassan Fezzali vormittags in Kairo auf. Er bewohnte dort ein kleines Apartment in dem eher volkstümlichen Viertel Zeinhoun. In diesem Viertel versuchte Letta, die ersten Hinweise auf die Hintergründe für sein Verschwinden zu finden, denn in diesem Viertel war er zum letztenmal gesehen worden; vergebens. Fezzali besaß ein offizielles Büro in der Faggalah im syrisch-libanesischen Viertel der ägyptischen Hauptstadt. Normalerweise hätte er dort am 22. Januar gegen neun Uhr dreißig auftauchen sollen, doch seine zwei Sekretäre (Männer) hatten ihn nicht zu Gesicht bekommen. Sie wußten, daß ihr Chef kurz nach Mittag nach Italien fliegen wollte und waren nicht weiter beunruhigt über sein Ausbleiben, zumal er kurz nach elf Uhr angerufen und mitgeteilt hatte, daß er direkt zum Flughafen fahre.

Wo er anscheinend nie eingetroffen war.

Adriano hatte alles mögliche versucht, Fezzalis Sekretäre lange befragt und mit dem Polizeibeamten, der mit der offiziellen Untersuchung beauftragt war, zu Abend gegessen.

»Ein weiteres Element, das von niemand bestritten wird: Fezzali hat das Flugzeug nach Rom nie bestiegen und sich nicht einmal am Flugschalter gemeldet. Wir wissen nicht, was er nach dem Verlassen seiner Wohnung unternahm, denn er verzichtete wie üblich auf einen Chauffeur und steuerte seinen Wagen selbst; wir wissen nicht, von wo aus er sein Sekretariat anrief, nicht einmal, ob er selbst anrief.«

»Was ist mit seinem Wagen geschehen?«

»Er wurde in der Garage des Shepheards gefunden, ein Hotel.«

»Ich weiß. Warum hast du vorhin gemeint, daß die ägyptische Polizei den Fall mit äußerster Vorsicht behandelt?«

Vor fünf, sechs Jahren hatte Fezzali anscheinend einmal größere Schwierigkeiten mit den Palästinensern gehabt. Man hatte auf ihn geschossen und auch seinen Chauffeur schwer verletzt (seit dieser Zeit fuhr er vorwiegend selbst), doch er selbst war unverletzt davongekommen. Die Kairoer Polizei nahm nun an, daß Fezzali schon damals eine größere Summe bezahlt hatte, nur damit man ihn in Frieden ließe. Und daß man jetzt eben ein zweites Mal Geld von ihm gefordert und er dieses Ansinnen abgelehnt habe (eine Theorie, die es dem mit der Untersuchung beauftragten Beamten ermöglichte, die Hände in den Schoß zu legen, denn was konnte er schon gegen die Terroristen tun?). Logische Schlußfolgerung: Fezzali war entweder getötet und zu Füßen der Pyramiden im Sand verscharrt worden (diese Version hatte in den Augen des Polizeibeamten nur wenig für sich), oder er war ganz einfach entführt worden und man hielt ihn gefangen, bis er der Lösegeldforderung nachgekommen war.

Adriano las an meinen Augen ab, daß ich kein einziges Wort glaubte, und beeilte sich zu versichern:

»Das ist die offizielle Version der Kairoer Polizei, die sich nicht gerne in ihrer Ruhe stören läßt.«

»Ist so etwas eigentlich schon einmal vorgekommen? Ich meine, hat man Geschäftsleute schon einmal entführt, um sie zu erpressen?«

»Öfters. Vor allem Syrer und Libanesen. Doch in der Regel handelt es sich in solchen Fällen nicht um palästinensische Gruppen, sondern um die Mafia, die sich solcher Mittel bedient. Sizilianer. Die Entführten versuchen normalerweise, so schnell wie möglich zu bezahlen. Denn sonst laufen sie Gefahr, als Leiche in einem Schrankkoffer gefunden zu werden.«

»Das alles paßt nicht zusammen, Adriano. Der Zufall wäre zu groß: Fezzali war mit Lavater in Sorrento verabredet; ich hatte ihm gerade zehn Millionen Dollar überwiesen, das heißt, nicht ihm, sondern auf unser gemeinsames Konto in Liechtenstein, und da soll er ausgerechnet zu diesem Zeitpunkt entführt worden sein? Das paßt einfach nicht zusammen.«

Noch aus einem anderen Grund nicht: alles, was auf Marc und mich in dieser Geschichte zutraf, traf auch auf Fezzali zu. Er selbst hatte neunzehn Millionen Dollar auf das Liechtensteiner Konto überwiesen; auch sein Geld war blockiert, so blockiert, daß es nicht einmal Zinsen abwarf.

Plötzlich erinnerte ich mich an eine Tatsache, die wir bisher außer acht gelassen hatten:

»Marc Lavater ist in seinem Hotelzimmer in Sorrento angerufen worden; es wurde ihm ausgerichtet, Fezzali würde seine Verabredung nicht einhalten; mehr noch: Fezzali würde nie mehr auftauchen. Hast du eine Ahnung, wer da Marc angerufen haben könnte?«

Nicht die geringste. Adriano hatte sogar die Stimmen der beiden Sekretäre auf Band aufgenommen und dem Portier des Hotels in Sorrento vorgespielt, erfolglos.

»Der Anruf kam aber aus Kairo?«

Ja. Letta war sich sogar sicher, daß der Anruf aus dem Hotel Shepherds gekommen war, in dessen Tiefgarage man Fezzalis Wagen gefunden hatte. Doch die Angestellten konnten sich nicht erinnern, wer eine Verbindung nach Sorrento verlangt hatte. Die Gerüchte, daß die Mafia oder terroristische Kommandos die Hand im Spiel hatten, hatten das Erinnerungsvermögen der Angestellten natürlich nicht gerade gefördert.

Wir hatten die Tatsache zu akzeptieren, daß Hassan während des 22. Januars verschwunden war und daß sich jemand die Mühe gemacht hatte, Lavater darauf hinzuweisen, daß dieses

Verschwinden endgültig sein würde (übrigens: wie Marc neigte ich eher zu der Ansicht, daß Hassan das Opfer und nicht der Anstifter in dieser Geschichte war). Ich war mir sicher, daß dieses Manöver durchgeführt worden war, um meine zehn Millionen Dollar zu blockieren. Die im Augenblick für mich völlig nutzlos waren, ganz so, als ob ich das Geld gar nicht besäße.

Auch für den Fall, daß diese Summe für mich lebensnotwendig werden sollte.

Marc Lavater lag auf dem Rücken. Er erklärte mir, daß er jeden Tag, ohne sich rühren zu können, vierundzwanzig Stunden in der gleichen Position verbringen müsse.

»Das erleichtert das Reisen nicht gerade«, sagte er mit einem leisen Lächeln.

»Versuch doch, Tennis zu spielen. Ich kann dir eine Anlage bauen lassen, ich habe die notwendigen Spezialisten zur Hand.«

Das Haus in Chagny strahlte wie immer Ruhe und Frieden aus; Eichenholz bestimmte den Charakter der Räume, schwarz gewachst, Balken, Pfeiler, Parkettfußböden, aber auch diese schweren, geschnitzten Eichenmöbel, die eine Generation nach der anderen kommen und wieder gehen sehen und allein durch ihre Anwesenheit unterstreichen, wie nichtig das Leben eines einzelnen ist. In dem großen Wohnzimmer konnte man, wenn ringsum Stille herrschte, hören, wie das Holz lebte und arbeitete, noch nach dreihundert, vielleicht auch vierhundert Jahren. Ich erinnerte mich genau an die Zeit, in der ich in diesem Haus Schutz und Zuflucht gesucht und auch gefunden hatte, während Marc und Françoise Urlaub machten:

»Ihr ward in Yukatan, Françoise und du. Ausgerechnet in Yukatan!«



»Eine sehr schöne Reise.«

Neben dem Wachs prägte noch ein anderer Geruch, den ich nicht auf Anhieb identifizieren konnte, den Raum.

»Immergrün-Tee«, klärte Marc mich auf. »Marie-Therese und Françoise zwingen mich, dieses Gesöff literweise zu trinken! Das Getränk der Alten in Burgund!«

»Dir scheint es ganz gut zu bekommen!«

Cannat, sein Stellvertreter, war mit mir nach Chagny gekommen, das heißt, er hatte mich in seinem Wagen hergefahren. Marc bat ihn:

»Pierre, wollen Sie uns bitte einen Moment allein lassen?«

Cannat verließ das Zimmer, und das Schweigen, das sich zwischen uns ausbreitete, dauerte so lange, bis wir beobachten konnten, wie Cannat zwischen den Bäumen verschwand. Endlich fragte Marc:

»Hat er dir erklärt, was er alles unternommen hat, um das in Liechtenstein blockierte Geld loszueisen?«

»Ja. Und er hat mir gleichzeitig erklärt, daß dies Monate, wenn nicht Jahre in Anspruch nehmen wird.«

»Außer, wenn wir den Beweis antreten können, daß Hassan nicht mehr lebt.«

»Diesen Beweis werden wir wohl kaum antreten können. Unsinnig, darauf zu spekulieren.«

Ich berichtete ihm von den mageren Ergebnissen, die Adriano Lettas Nachforschungen in Kairo gezeitigt hatten.

»Marc, wir sind denen auf den Leim gegangen.«

»Das ist mein Fehler.«

»Einverstanden, das war dein Fehler. Doch alles andere, was passiert ist, ist einzig mein Fehler, auch das letzte Erdbeben. Ich schlage vor, daß wir eine kollektive Sühnestunde organisieren, uns öffentlich auspeitschen, mit Benzin übergießen, das Benzin in Brand setzen und anschließend

noch, um wirklich sicher zu sein, auf japanisch-traditionelle Weise Harakiri begehen!«

»Jetzt beruhige dich doch!«

»Dann hör du auf zu greinen!«

Ich stand auf, denn ich konnte es im Sitzen einfach nicht mehr aushalten, und ging in dem langen und niedrigen Zimmer, an das sich eine sehr schöne Bibliothek anschloß, auf und ab. Ganz am Ende der langen Flucht brannte in einem alten Kamin ein Feuer aus Rebstöcken.

»Marc, ich verfüge ungefähr über fünfundvierzig Millionen Dollar.«

»Ich dachte eigentlich nicht, daß du so reich bist.«

»Ich bin es.«

»Hast du da die zehn Millionen auf dem Liechtensteiner Konto mitgerechnet?«

»Nein. Auch ohne diese Summe verfüge ich über fünfundvierzig Millionen Dollar, neunzig Millionen Mark. Ich kann mir keine Falle vorstellen, die so gut gestellt und so mächtig ist, daß sie mich wirklich ruinieren könnte. Ich werde dir sagen, was ich unternehmen werde: Ich werde zuerst alles daransetzen, um meinen Sohn wiederzufinden. Mein Sohn lebt, da bin ich mir ganz sicher! Und wenn ich meinen Sohn gefunden habe, dann werde ich zurückschlagen, brutal, und ihnen die Fresse polieren – Yahl, Horst, Yates, meinem Schwiegervater, dem Schnepfenjäger. Und wenn ich damit fertig bin, dann wird von ihnen nicht mehr viel übrig sein.«

Mit einer Aggressivität, die ich bei ihm noch nie erlebt hatte, antwortete er:

»Der unbesiegbare Cimbali! Wer wird ihn aufhalten können. Wer hätte ihn je aufhalten können?«

»Red nur.«

Dieser Aufforderung hätte es nicht bedurft.

»Franz, Martin Yahl und du, ihr seid euch letztlich sehr ähnlich. Das gleiche verrückte und unmenschliche sich in etwas Verkrallen. Du und er, ihr seid im Grunde dafür geschaffen, euch zu verstehen und miteinander zu arbeiten, nicht, um euch zu bekämpfen! Ihr...«

Ich verließ das Haus und ging zu dem Wagen, in dem wir hergekommen waren. Sollte Cannat doch sehen, wie er wieder nach Paris kam!

Callaway am Telefon:

»Sie waren bis nach Chagny hinter Ihnen her. Und auf dem Rückweg nach Paris. Auch während der vier folgenden Tage haben sie Sie keine Sekunde aus den Augen gelassen. Dann geschah das Unwahrscheinliche: Sie haben die Überwachung eingestellt.«

»Sie folgen mir nicht mehr?«

»Nein.«

»Steht das fest?«

»Sie können sich auf mich verlassen. Sie hatten zwei Franzosen engagiert, die ihnen während des Frankreichaufenthaltes zur Hand gehen sollten. Diese beiden Franzosen wurden entlassen. Und die beiden Männer von MacIves haben vor nicht einmal einer Stunde das Flugzeug nach New York genommen. Doch das ist noch nicht alles. MacIves hat mich angerufen und sich erkundigt, ob mein Angebot, gemeinsam zu arbeiten, noch gilt. Er sagte mir, daß er ab sofort freie Kräfte zur Verfügung habe.«

Hatte Catherines Mutter bei ihrem Mann interveniert? Oder gab es einen anderen, mir unbekannten Grund für dieses mehr als merkwürdige Verhalten?

»Callaway, ich hatte Sie gebeten, sich auch um diesen Rechtsanwalt namens Goldwater zu kümmern.«

»Ist erledigt. Goldwater ist in erster Linie Wirtschaftsanwalt. Und unter seinen Kunden befinden sich auch diese Typen, die Ihnen in Amerika bei Ihren Tennis-Geschäften versuchen, Knüppel zwischen die Beine zu werfen.«

»Glauben Sie, daß Goldwater Horst kennt?«

»Ich bin mir sicher.«

Ich fuhr Richtung Süden, nach Saint-Tropez. Das Haus, in dem ich geboren wurde, liegt unmittelbar am Strand von Pampelonne, von dem es nur durch eine allerdings recht hohe Mauer getrennt wird. Zum Meer hin öffnet sich ein großes Tor, zu dem man auf einigen Treppenstufen vom Haus aus gelangen kann. Catherine hatte eigentlich einige Änderungen durchführen wollen, doch ich hatte heftig widersprochen und mich schließlich durchgesetzt. So daß *La Capilla* noch genauso aussah wie damals, als ich acht Jahre alt war und die Villa nach dem Tod meines Vaters hatte verlassen müssen. Wichtiger für mich war allerdings, daß das Büro, in dem mein Vater an einem 28. August an einem Herzschlag gestorben war, sich noch in genau demselben Zustand befand wie früher.

Ich richtete mich für eine längere Zeit dort ein. Ich hatte keine genauen Pläne; Saint-Tropez, das war für mich nichts anderes als der Versuch, meine Nerven etwas zu entspannen und vor der entscheidenden Schlacht noch einmal gründlich Bilanz zu ziehen. Und diese Schlacht vorzubereiten.

Der einzige, der wußte, daß ich mich in Saint-Tropez aufhielt, war der Engländer. Er rief mich am 15. oder 16. April an:

»Wir haben die Spur von einer der beiden Camper-Gruppen, von denen ich Ihnen berichtet habe, aufgenommen.«

»Was soll das bedeuten, Sie haben eine Spur aufgenommen?«

»Wahrscheinlich gehören vier Personen zu dieser Gruppe; und genauso wahrscheinlich ist es, daß es sich um Ausländer handelt.«

Die Teams des Engländers – siebzig Personen arbeiteten unter seiner Aufsicht, von den vier Informatikern einmal abgesehen, die nur damit beschäftigt waren, die eingehenden Informationen für den Computer aufzuarbeiten und diesen damit zu füttern – diese Teams hatten die Spur von vier jungen Leuten aufgenommen, die von einem Campingplatz zum anderen zogen (anhand der Campingplatzgebühren, die in Amerika auch dann erhoben werden, von eigens dafür eingestellten Beamten, wenn man in Nationalparks wild zeltet).

»An vier verschiedenen Orten hat man uns die Gruppe mit fast identischen Worten beschrieben. Der Weg der Gruppe ist auf einer Karte leicht zu verfolgen: sie zieht durch Kalifornien, von San Francisco aus Richtung Los Angeles. Wir befragen im Augenblick alle Verantwortlichen der offiziellen oder privaten Campingplätze und alle Lebensmittelläden, in denen sie sich unter Umständen Proviant gekauft haben. Und da es möglich ist, daß sie bestimmte Strecken per Anhalter zurückgelegt haben, befragen wir auch alle Lastwagenfahrer, die häufiger in der Gegend unterwegs sind.«

»Eine ungeheure Arbeit!«

»Ungeheuer, Monsieur Cimbali, aber vielversprechend. Wir haben bereits erste Ergebnisse. Vor kurzer Zeit sprach ich noch von sechzehn nicht identifizierten Personen; inzwischen sind es nur noch zwölf...«

»Vier weiteren sind Sie auf der Spur...«

Plötzlich packte mich das Jagdfieber. Und wenn mein Engländer recht behalten sollte?

Im April ist Saint-Tropez in der Regel fast ausgestorben, auf alle Fälle aber auf spektakuläre Weise anders als während des Hochbetriebes im Sommer. Es kommt sogar vor, daß um diese Jahreszeit Tang auf dem Sandstrand liegt.

Bei meinen langen Spaziergängen stieß ich allerdings auch schon auf einige leidenschaftliche Nudisten, denen die eher noch blasse Sonne ausreichte, um sich ihrer Kleidung zu entledigen. Duke Thibodeaux hätte Augen gemacht.

Ich hatte darauf verzichtet, in der Villa die Heizung anzustellen und zündete abends im Kamin im Wohnzimmer ein Feuer an. Ganze Tage verbrachte ich allein, ohne mit jemandem zu sprechen oder gar Besuch zu empfangen. Das Ehepaar, das sich um die Villa kümmert, wenn ich nicht da bin, begann, sich Sorgen zu machen und bestand darauf, mir wenigstens ab und zu etwas Eßbares zu bringen. Die Tage verstrichen.

»Jetzt ist es soweit, Monsieur Cimbali. Wir haben sie identifiziert.«

Der Engländer sprach von den vier jungen Leuten. Zwei Jungen und zwei Mädchen. Schweden. Die Mühe hatte sich bezahlt gemacht, denn nach vielen Fehlschlägen waren die Schnüffler des Engländers endlich auf den Mann gestoßen, der ihnen Auskunft geben konnte: der Verwalter einer *Dude-Ranch*, wie man im Westen der Staaten eine große Ranch nennt, die auch Urlauber aufnimmt und dafür nur ein bescheidenes Entgelt verlangt; so etwas wie bei uns die ›Ferien auf dem Bauernhof‹. Die vier jungen Schweden hatten eine Woche auf der betreffenden Ranch verbracht, nicht in Kalifornien, sondern in Utah, in Cedar City, am Rande des Nationalparks von Zion. Einer der Jungen trug eine der typischen Lappenmützen, die entscheidend dazu beigetragen hatte, die Gruppe, natürlich mit Hilfe des Computergehirns, zu identifizieren. Kaum glaublich!

»Sie wohnen in Vasteras in Schweden. Ich bin hingeflogen und habe die Modelle und Farbaufnahmen des Geländes

mitgenommen. Sie haben in der Tat die Nacht vom 29. zum 30. Januar in den San Bernardino Mountains verbracht, nicht einmal eine Meile südöstlich von der besagten Hütte. Zwei negative Informationen: Sie haben weder Ihre Frau noch Ihren Sohn gesehen und auch keine Musik gemacht. Dafür haben Sie aber jemand anderes gesehen...«

Die sonst so ruhige Stimme des Engländers schien sich beinahe zu überschlagen:

»... eine junge Frau, Monsieur Cimbali. Die zu der anderen Gruppe von Campern gehören muß, deren Existenz eindeutig nachgewiesen ist. Nach Aussage der Schweden eine Amerikanerin. Wir haben ein sehr genaues Roboter-Porträt von ihr anfertigen können.«

Er schwieg eine kurze Zeit, bevor er, heiser geworden, fortfuhr:

»Wir nähern uns dem Ziel, Monsieur Cimbali...«

Inzwischen war der 27. April angebrochen. Zwei Gefühle gegensätzlicher Natur beherrschten mich und drohten mich beinahe verrückt werden zu lassen: die Hoffnung, endlich die Wahrheit kennenzulernen und gleichzeitig die Angst vor der Wahrheit. Es waren inzwischen drei Monate (weniger drei Tage) vergangen, seitdem Marc-Andrea verschwunden war.

Ich war zum Flughafen Nizza gefahren und stieg in eine Maschine, um über Lissabon in die Staaten zu fliegen. Trotz der Ratschläge des Engländers, ruhig zu bleiben und die Entwicklung der Dinge abzuwarten, und dem eindringlichen Hinweis darauf, daß es unter Umständen noch Monate dauern konnte, bis die restlichen sechs Personen identifiziert waren, die nach Meinung des Computers sich unbedingt in den San Bernardino Mountains zur fraglichen Zeit aufgehalten hatten, mußte ich einfach etwas unternehmen.

In New York traf ich mich mit Rosen, der ein sorgenvolles Gesicht machte; auf dem Kaffee-Markt herrschten die widersprüchlichsten Gerüchte, und die Entwicklung verlief so sprunghaft, daß niemand im Augenblick in der Lage war, die Zukunft einigermaßen sicher einzuschätzen. An einem Tag hieß es, der Frost sei unvermeidlich und nicht nur ein normaler Frost, sondern der schlimmste Frost seit Jahren, wenn nicht Jahrzehnten, was natürlich die Preise unweigerlich in schwindelnde Höhen treiben würde, während am nächsten Tag die gleichen ernst zu nehmenden Börsenspekulanten behaupteten, alles weise darauf hin, daß die Ernte erstklassig ausfiele und daß demnach die Preise in den Keller rutschen würden.

Ich hörte ihm kaum zu; im Grunde war mir das im Augenblick völlig gleichgültig. Meine Gedanken waren ganz woanders.

»Franz, die Wahrscheinlichkeit, daß Sie Ihre Depoteinlage erhöhen müssen, wächst. Ihre dauernde Abwesenheit macht mir langsam Sorgen. Die Entwicklung verläuft im Moment so stürmisch, daß ich Sie unter Umständen bereits morgen dringend brauche.«

Er war sich sicher nicht bewußt gewesen, wie genau er die Entwicklung vorausgesagt hatte. Schon sechsunddreißig Stunden nach dieser Unterredung wurde ich zur Kasse gebeten. Die Erhöhung fiel bescheiden aus, um die dreihundert-fünzigtausend Dollar, nicht mehr. Ich rief meinen Bankier in Nassau an und gab telefonisch den Auftrag, die Summe zu überweisen. Als ich die schriftliche Bestätigung meines Auftrages ausfüllte, unterlief mir ein Fehler, wie er mir nur selten unterlaufen war: ich vergaß, das Datum einzusetzen, ein Fehler, der natürlich schnell bereinigt war, aber doch zeigte, wie sehr ich mich in meinen Gedanken mit anderen Dingen beschäftigte.



Dabei war diese erste Aufforderung, meine Depoteinlage zu erhöhen, die ich mit ungeheurer Gleichgültigkeit hinnahm, der erste Teil der Falle, die langsam zuschnappte.

# **FÜNFTER TEIL**

## **Eine Insel in der Karibik**

Ich schaute mir das Roboter-Porträt lange und fasziniert an: eine junge, zwanzig-, vielleicht auch zweiundzwanzigjährige Frau mit schwarzen Haaren, die beinahe bis auf ihre Schultern fielen und um die Stirn mit einem indischen Seidenband festgehalten wurden. Das Gesicht war mir vollkommen unbekannt, wie es nicht anders zu erwarten gewesen war. Es war weder schön noch häßlich, und Hunderttausende, ja Millionen junger amerikanischer Frauen konnten so aussehen, allein an der Ostküste.

»Und Sie glauben, Sie werden sie mit dieser doch recht einfachen Zeichnung finden?«

»Wir verfügen über keine anderen Hinweise; halt, eines hätte ich jetzt beinahe vergessen: die Tatsache, daß dieses Mädchen nicht auf die vielen Anrufe reagiert hat, die wir wochenlang in allen Medien veröffentlichten.«

»Ich wüßte nicht, inwiefern dies ein Hinweis sein könnte.«

»Doch, denn allein aufgrund dieser Tatsache scheiden bereits Hunderttausende junger Frauen aus, die, wie Sie soeben erwähnt haben, an der Ostküste wohnen, mit diesem Roboter-Porträt identisch sein könnten und die auf unsere Aufrufe nicht reagierten, ganz einfach, weil sie uns nichts mitzuteilen hatten. Monsieur Cimbali, wir verfügen jetzt über den Beweis, daß dieses Mädchen existiert. Die Schweden haben sie nicht nur gesehen, sondern auch mit ihr gesprochen. Sie existiert und hielt sich zur fraglichen Zeit im Zentrum des fraglichen Gebietes auf. Zwei Möglichkeiten: entweder sie hat unsere Aufrufe vernommen, aber nicht reagiert, weil sie etwas zu verbergen hat, und zwar nicht nur sie allein, sondern die ganze

Gruppe, mit der sie in den San Bernardino Mountains gewesen war, oder aber sie weiß ganz einfach nicht, daß wir sie suchen. In diesem Fall muß es eine Erklärung für ihr Schweigen geben. Die Strongs, die wir zusammen in Harrison besuchten, waren während der Zeit, während der wir die Aufrufe mehrmals täglich in allen Medien veröffentlichten, verreist, genau wie das ältere Pärchen, das sich im Pazifik aufhielt und unsere vier schwedischen Camper, die am 30. Januar von Los Angeles aus nach Hause geflogen sind. Das heißt, wir müssen nach einem Mädchen, oder, richtiger, einer noch sehr jungen Frau suchen, die höchstwahrscheinlich Amerikanerin, vielleicht Kanadierin ist und die seit drei Monaten die Staaten verlassen hat oder die zu einer Gruppe gehört, die aus dem einen oder anderen Grund jeden Kontakt zu den Behörden verweigert, trotz der sehr hohen Belohnungen, die Sie ausgesetzt haben. Sie sehen: Allein die Tatsache, daß die junge Frau sich nicht gemeldet hat, begrenzt die Zahl der möglichen Personen entscheidend.«

»Vielleicht lebt sie gar nicht mehr.«

»Selbstverständlich sind wir auch dieser Frage nachgegangen. Sie haben sehr schnell auf das Verschwinden Ihres Sohnes reagiert und bereits am Abend des 30. Januar Radio, Fernsehen und Presse eingeschaltet, die zum Teil noch am gleichen Abend, der Rest am nächsten Morgen bereits Ihre Aufrufe mit den ausgesetzten Belohnungen veröffentlichten. Wir haben alle Todesfälle von Mädchen und jungen Frauen untersucht, die sich zwischen dem 30. Januar und dem 10. Februar auf amerikanischem, kanadischem und mexikanischem Gebiet ereigneten. Wir haben uns jedesmal die Mühe gemacht, das Gesicht der Verstorbenen mit dieser Zeichnung zu vergleichen und versucht herauszufinden, wo sie sich zu der fraglichen Zeit aufgehalten hatte, sobald eine auch nur geringe Ähnlichkeit bestand. Unsere Untersuchungen erlauben nur eine einzige Schlußfolgerung: wenn diese junge

Frau, die wir suchen, gestorben sein sollte, dann bestimmt nicht auf den vorher geschilderten Territorien. Ich bin fest davon überzeugt, daß sie noch am Leben ist.«

Ich hatte die ganze Zeit über auf das Gesicht gestarrt. Die Augen waren dunkel gezeichnet und lagen relativ tief in den Höhlen; das Seidenband um die Stirn verstärkte eine gewisse Härte, die die Gesichtszüge markierte und die sich auch in den schmalen Lippen ausdrückte. Sie schaute genau geradeaus. Sie schaute mich an. Wußte sie, wo mein Sohn sich befand? Wußte sie, ob er noch lebte?

»Monsieur Cimballi«, nahm der Engländer überraschend sanft den Gesprächsfaden wieder auf, der vorübergehend abgerissen war, »wissen Sie, bei meinen Untersuchungen ist es trotz allen Bemühungen, so objektiv wie möglich vorzugehen, immer wieder vorgekommen, daß mich bestimmte Ahnungen überfallen haben, die sich fast immer als richtig herausgestellt haben...«

»Dieses Mädchen...?«

»Ja, ich bin davon überzeugt.«

Der Türke rief von seiner Villa in Hampstead aus an:

»Franzy, wir hocken in der Tinte; wir haben ernsthafte Schwierigkeiten...«

»Und du meinst, du wärst der einzige...«

»Natürlich, ich weiß, du bist auch nicht gerade in Hochzeitsstimmung. Aber ich spreche nicht von persönlichen Dingen, sondern vom Tennis. Einer der größten Sportartikelhersteller der Welt hat sich auf die Seite unserer Gegner geschlagen, nachdem er bereits fest zugesagt hatte, mit uns am gleichen Strang zu ziehen. Und nicht nur das; diese Firma hat auch noch eigenes Kapital bei unserem Gegenspieler investiert. Kapital, das jetzt natürlich gegen uns eingesetzt

werden kann. Und noch etwas: sie haben es geschafft, einen Teil unserer Mitarbeiter abzuwerben, und zwar nicht die schlechtesten, und viele Plätze zu übernehmen, die wir ausfindig gemacht hatten. Darunter zwei Supermarktketten, die nicht nur mit uns arbeiten wollten, sondern sogar bereits einen Vertrag unterschrieben hatten. Sie haben den Vertrag einfach storniert.«

»Ausgezeichnete Nachrichten, alles in allem...«

»Natürlich können wir sie verklagen, aber das wird einhundertfünfzig Jahre in Anspruch nehmen. Sie greifen auf allen Fronten an, in Frankreich, Deutschland, den Niederlanden und sogar in Dänemark, was Ute rasend werden läßt. Sogar in London! Wir haben hier ein Drittel der Plätze verloren, die wir bereits fest unter Vertrag hatten. Ihre Juristen sind erstklassig, denn die Gründe, die bei den Vertragsbrüchen angegeben werden, scheinen auf den ersten Blick immer stichhaltig zu sein. Franzy, eine Zeitlang glaubten Ute und ich schon, unsere Gegner würden eine Atempause einlegen, doch seit zwei Wochen greifen sie uns wieder mit aller Brutalität an. Man hat fast den Eindruck, als ob sie es plötzlich sehr eilig hätten...«

»Jetzt hör schon auf zu flennen.«

»Franzy, das Ganze war schließlich deine Idee, und wenn wir sie einfach tun lassen, was sie wollen, werden sie sie dir noch klauen. Was sage ich da! Sie klauen sie bereits! Sie benutzen deine Methoden, kopieren uns in allen Details und unterscheiden sich von uns nur in einem Punkt: sie verfügen über mehr Mittel als wir.«

»Dann schieß halt Geld nach und geh zum Gegenangriff über. Herrgott noch mal, du bist doch sonst nicht auf den Kopf gefallen! Und wenn du keine Lust dazu hast, dann laß das Geschäft sausen und spiel mit deinen Pferdchen...«

»Himmel noch eins, jeden Tag schieße ich Geld nach. Aber ich bin schließlich nicht Onassis!«

»Wie stehts eigentlich in den Staaten?«

Das Bauunternehmen, das der Türke, Ute und ich zusammen gekauft hatten und das auf Tennisplätze und Schwimmbäder spezialisiert war, arbeitete ausschließlich in den Staaten.

»Dort geht es nicht ganz so schlecht; deine Idee, Turniere zwischen den Stadtvierteln zu veranstalten, zahlt sich aus. Die örtlichen Radioanstalten finden die Idee gut und unterstützen uns voll. Wir haben sogar Verträge mit verschiedenen Fernsehsendern schließen können. Wenn wir uns anstrengen, können wir in den Staaten auf ein Unentschieden rechnen. Wir müssen nur durchhalten. Und in diesem Zusammenhang möchte ich schon einmal darauf hinweisen, daß du uns hast ziemlich hängen lassen.«

»Ich weiß. Tut mir leid.«

»Ist schon gut, Franzy. Ich weiß ja, daß du andere Probleme hast.«

Er beruhigte sich. Nein, Ute war nicht in London, erfuhr ich auf meine entsprechende Frage. Die riesige Dänin hielt sich gerade in Deutschland auf und turnte auf Münchner und Hamburger Dächern herum.

»Franzy, dieses Mädchen ist sensationell!«

»Daß sie dich aushält, ist ein eindeutiger Beweis dafür!« Ich gewöhnte mich langsam daran, daß er mich um jeden Preis Franzy nennen wollte. Sein Anruf verstärkte in mir das unangenehme Gefühl, daß ein mir noch unbekannter Mechanismus sich langsam, aber sehr präzise in Gang setzte. Ich hatte den Eindruck, als ob ich das Uhrwerk einer komplizierten astronomischen Uhr betrachtete, deren Räder auf für Laien unbegreifliche Weise ineinandergreifen und die Zeiger in Bewegung setzten. Und endlich das Läutwerk auslösen. Oder eine Explosion.

Der siebente Mai verstrich, ohne daß sich etwas Besonderes ereignet hätte. Ein Jahr war es nun her, daß ich Erwin Horst zum erstenmal begegnet war. Ich hielt mich in Los Angeles auf, bei dem Engländer, und begann Pläne auszuarbeiten, in denen ich mich nicht mehr gegen Yahl und Horst und deren Verbündete verteidigte, sondern zum Angriff überging. Doch vorher wollte ich unbedingt das Geheimnis um das Verschwinden meines Sohnes aufklären, meine absolut vorrangige Sorge, die mich bis in die Träume hinein verfolgte. Der Engländer hatte mir kaum Neues zu berichten. Eine Information nur, die er als wichtig erachtete, die mir jedoch eher nebensächlich erschien: eines seiner vielen Teams hatte die Spur von vier oder sechs Hippies aufgenommen, die vielleicht diese Camper waren, die wir seit Februar suchten. Die Gruppe, zu der das Mädchen mit dem Stirnband gehörte.

»Aber im Augenblick wissen wir noch nichts Näheres.«

»Und das nennen Sie eine Information?«

»Das ist eine Information.«

Li und Liu riefen mich am 9. Mai an; sie mußten mich dringend sehen und mit mir sprechen. Ich hatte sie gefragt, ob etwas Ernstes anliege, doch sie hatten mir versichert, es sei nicht sehr ernst. Sie waren gerade von Tokio zurückgekehrt, wo sie mit ihren japanischen Geschäftsfreunden den Sukiyaki geteilt hatten:

»Die gelbe Gefahr fletscht ihre Zähne!«

Da es sich um die Safari-Park-Geschichte handelte, vereinbarten wir, uns zwei Tage später in Florida zu treffen.

Am nächsten Morgen holte mich Flint in Los Angeles ab, um mich nach Florida zu bringen; ich bat ihn, in Taos, Neu-Mexiko, eine Zwischenlandung einzulegen, eine kleine, malerische Stadt, die auf einem zweitausend Meter hohen Hochplateau liegt, das vor Jahrtausenden vom Rio Grande geschaffen worden war, über den wir übrigens beim Anflug



hinwegflogen, ein beeindruckender Anblick. Jessica Walters wohnte in dieser Kleinstadt, die Malerin, der die Hütte in den San Bernardino Mountains gehörte. Jessica, eine kleine, lebhaft, fröhliche Frau mit einer lustigen Himmelfahrtsnase hatte mir nicht sehr viel zu erzählen; die Mitarbeiter des Engländers hatten sie übrigens schon zweimal besucht. Sie schaute mich verlegen an, als sie feststellen mußte, daß ich in bezug auf Catherine völlig naiv gewesen war und nicht gewußt hatte, nicht vor dem 30. Januar zumindest, daß meine Frau öfter Marihuana rauchte. Und verschiedene Male auch schon stärkere Drogen ausprobiert hatte. Ich zuckte nur mit den Schultern.

»Ich habe mich niemals mit Rauschgiftproblemen beschäftigt und habe keine Ahnung.«

Offensichtlich kannte sich meine Frau auf diesem Gebiet sehr viel besser aus als ich.

»Da ich Künstlerin bin, Malerin, hatte sie geglaubt, ich kenne mich beinahe naturgemäß auf diesem Gebiet aus und hat mich um Rat gefragt. Und wollte unbedingt wissen, bei wem ich mich mit Nachschub versorge. Ich habe ihr natürlich keine Adresse gegeben, zumal ich seit langem aufgehört habe, Marihuana zu rauchen, und sie nur gewarnt und darauf hingewiesen, daß die Mischung aus Drogen und Alkohol der schnellste Weg zum Selbstmord ist.«

Mehr konnte Jessica mir nicht sagen; als sie noch in Los Angeles lebte, hat sie schon mal zu Marihuana gegriffen, um abschalten und in Ruhe arbeiten zu können, doch seitdem sie das Stipendium einer Kunststiftung erhalten hatte, das ihr erlaubte, in Taos ruhig ihrer Arbeit nachzugehen, hatte sie keine Drogen mehr gebraucht; inzwischen konnte sie, wenn auch noch bescheiden, von dem Verkauf ihrer Bilder leben und war glücklich und zufrieden. Eine Geschichte ohne Geschichte.

Am Abend des gleichen Tages brachte mich Flint noch nach Florida. Rosen hatte eine Nachricht hinterlassen: ich sollte dringend in New York anrufen. Er teilte mir mit, es wäre wünschenswert, wenn ich nach New York käme, denn die Gerüchte, die den Kaffeemarkt in Unordnung brächten, wollten einfach nicht verstummen.

»Ist das wirklich so eilig, Jimmy. Hat das nicht noch ein oder zwei Tage Zeit?«

Es ist schwierig, mit ihm über solche Fragen zu rechten, denn er ist von einer tödlichen Ernsthaftigkeit, was seinen Charakter anbelangt, und im Grunde ständig in Sorge. Doch schließlich meinte er, ich könne noch ein, zwei Tage in Honda bleiben, hatte allerdings, bevor er dieses Zugeständnis machte, lange gezögert.

Li und Liu hatten sich mit Tropenhelmen ausgestattet und liefen so auf der Safari-Baustelle herum. In ihrer Begleitung eine Bande junger, athletischer Männer.

»Ein Teil unserer zukünftigen Tarzans. Und warte nur, bis du unsere Janes kennenlernst!«

Sie zumindest hatten keinen Hang zur Melancholie. Und warum auch? Sie berichteten mir, ohne irgendwelche logischen Reihenfolgen einzuhalten, von ihrer bevorstehenden Doppelhochzeit und ihren japanischen Geschäften, die so glänzend liefen, daß sie selbst sich vor Bewunderung kaum zurückhalten konnten; sie hatten ihre Investitionen in Tokio noch erhöht, aber nicht nur dort, sondern auch in Hongkong. Gleichzeitig. Sie waren dabei, zu den Königen der elektronisch ausgerichteten Spielzeugindustrie und der Zeichentrickfilmproduktion für Kinder zu werden. Was sie allerdings nicht daran gehindert hatte, auch Geld in die neue Produktion ihres Freundes aus San Francisco zu stecken, der

mit seinem Film über die Schlacht im Weltraum einen weltweiten Erfolg erzielt hatte.

Ohne von den Geldern zu sprechen, die sie bei dem Safari-Projekt bereits investiert hatten.

»Genau aus diesem Grund wollten wir unbedingt mit dir reden, Franz.« – Es hatte den Anschein, als ob es einige kleine Probleme mit den Texanern, unseren gemeinsamen Partnern in diesem Geschäft, gegeben hätte. Nichts Ernstes! Nur die Texaner sträubten sich leicht, wenn es darum ging, die Investitionssumme des Projektes, das jede Woche gigantischer wurde, zu erhöhen. Vor einigen Monaten hatte man die Gesamtkosten auf ungefähr eine Milliarde vierhundert Millionen Dollar eingeschätzt. Und diese Summe hatte sich nicht einmal wesentlich erhöht. In der Zwischenzeit sprach man von einer Milliarde fünfhundert Millionen Dollar, und damit waren die Texaner nach wie vor einverstanden. Aber...

»Franz, es geht nur um die Investitionen, die in den nächsten Monaten notwendig werden, diejenigen, die es uns erlauben werden und zum Teil sogar schon erlauben, die Unterstützung großer Firmen, die an diesem Projekt interessiert sind, zu erhalten.«

Kurz und gut, es fehlte nur die bescheidene Summe von fünfzig Millionen Dollar.

»Und warum schießt du eigentlich die Summe nicht nach, bester Franz?«

»Ganz einfach: weil ich keine fünfzig Millionen Dollar habe. Und weit davon entfernt bin, eine solche Summe aufzutreiben zu können.«

»Aber du hast doch sicher einen Teil. Den Rest übernehmen dann wir.«

Auf diese Weise hätte man von den Texanern eine neue Aufteilung der Gesellschaftsanteile erreichen können; anscheinend waren sie bereit dazu.

Um uns herum gingen Hunderte von Arbeitern mit roten und gelben Helmen ihrer Arbeit nach und versuchten, das ehemalige Sumpfgelände in einen Freizeit- und Vergnügungspark zu verwandeln. Die Arbeiten waren bereits beträchtlich vorangeschritten und Millionen von Kubikmetern Erde bewegt worden. An verschiedenen Stellen ragten schon die ersten Betonfundamente aus dem Boden. Man hatte den Sumpf entwässert und gleichzeitig die Kanäle für die zukünftigen Wasserwege gezogen.

»Aus welchem Grund sträuben sich die Texaner eigentlich?«

»Unsere Geschäftspartner gehören nicht zu der Gruppe, die diese verrückte Silber-Spekulation aufgezogen und verloren hat, aber sie haben, wie so viele andere, mitspekuliert und versucht, sich an die Entwicklung anzuhängen. Und dabei viel Geld abschreiben müssen.«

Die Ereignisse im April rechtfertigten im nachhinein in eindrucksvoller Weise meine damalige Entscheidung, mich aus der Silber-Spekulation zurückzuziehen. Als ich Vandenbergh am 29. Januar entgegen dessen Ratschlägen den Auftrag gab, alles Silber sofort zu verkaufen, hatte ich einen beträchtlichen Gewinn eingesteckt. In der Folgezeit hatte ich mich kaum mehr mit der Entwicklung auf diesem Markt beschäftigt, denn ich hatte, wie jeder wohl verstehen wird, andere Dinge im Kopf. Die Ereignisse allerdings hatten mir Recht gegeben. Am 27. März zeichneten sich die ersten Hinweise auf eine bevorstehende Katastrophe ab, als die bedeutenden Börsenmakler Bache, Halsey, Stuart und Shields, eine für europäische Verhältnisse unvorstellbar mächtige Firma, ihren Silberbesitz liquidierte. Ich möchte hier nicht alle Details aufführen, nur zwei Zahlen: der Silberkurs hatte am 21. Januar, also acht Tage vor meinem Verkaufsauftrag, seinen Höchststand erreicht; damals kostete die Unze um die fünfzig

Dollar. Zwei Monate und einige Tage später war dieser Kurs auf zehn Dollar gefallen.

»Doch der raffinierte Cimbali hat sich rechtzeitig aus dem Mark zurückgezogen. Legst du nun dieses Geld im Safari-Park an oder nicht?«

Ich zögerte.

Eines möchte ich hier klarstellen: Zu keiner Zeit hatte ich auch nur eine Sekunde daran gezweifelt, daß alles Geld, daß ich oder meine Partner in dem Safari-Park-Projekt investierten, ausgezeichnet angelegt war.

Der Grund für mein Zögern mußte folglich woanders liegen. Ich weiß selbst nicht genau, warum ich schließlich ablehnte. Vielleicht war ich einfach noch von dem gezeichnet, was mir in der letzten Zeit widerfahren war. Oder stand unter dem ungesunden Einfluß des Türken und von Jimmy Rosen, der eine quengelnd, der andere überdurchschnittlich nervös. Auf alle Fälle hatte ich einem instinktiven Reflex und keiner methodischen, vernünftigen Überlegung gehorcht, als ich antwortete:

»Nein.«

Doch so leicht ließen sich Li und Liu nicht abspeisen.

»Die Bedingungen, die uns die Texaner einräumen, sind sehr vorteilhaft. Eine Chance, die wir nicht verstreichen lassen dürfen. Und wenn du uns nicht hilfst, werden wir alle Sparbüchsen öffnen und den letzten Cent opfern müssen...«

»Sparbüchsen, in denen sich fünfzig Millionen Dollar finden, gibt es wohl nicht alle Tage...«

Meine chinesischen Freunde waren nicht sehr zufrieden. Seitdem wir uns kennen, kam zum erstenmal so etwas wie eine Mißstimmung zwischen uns auf.

»Tut mir leid, aber es bleibt bei dem Nein.«

Ich fuhr Jimmy Rosen wütend an:

»Nur aufgrund undurchsichtiger Gerüchte haben Sie mich nach New York kommen lassen?«

»Es handelt sich nicht nur um Gerüchte.«

Philip Vandenberghs Büro war der genaue Spiegel des Erfolges, den der Büroinhaber in der New Yorker Geschäftswelt genoß, und gleichzeitig ein dezenter Hinweis auf den guten Geschmack des ehemaligen Harvard-Schülers mit entsprechendem sozialem Niveau; das von Jimmy Rosen dagegen spiegelte die eher bescheidene und fleißige Persönlichkeit seines Inhabers; vielleicht sogar ein wenig zu offensichtlich, zumindest was die Bescheidenheit anbelangte. John Carradine, genannt Scarlett, hatte mir geraten, mit Vandenbergh, Lupino und Rosen zusammenzuarbeiten, ehemalige Assistenten von ihm. Scarlett, der inzwischen gestorben war, hielt Rosen für den intelligentesten und entschlossensten seiner ehemaligen Schüler. Ich werde nie die Stimme des sterbenden Scarlett vergessen, der auf Band diktiert hatte:

»Franz Cimbali, wenn sie gezwungen sind, sich mit einem der drei Männer zu entzweien, und zwar so zu entzweien, daß er zu Ihrem Todfeind wird, dann um Himmels willen nicht mit Rosen. Wenn Sie dagegen eine wahre Finanzschlacht führen wollen, bei der Sie alle möglichen Mittel einsetzen, dann sorgen Sie dafür, daß sich Jimmy Rosen an Ihrer Seite befindet, gleichgültig, welche Honorare er verlangt.«

»Ich habe mit Marc Lavater telefoniert«, sagte Rosen, der wie üblich traurig und niedergeschlagen aussah. »Wir haben lange miteinander gesprochen. Er ist der gleichen Meinung wie ich.«

»Darf ich wissen, um was es sich handelt, oder wäre das zu indiskret?«

»Diese Kaffee-Spekulation ist gefährlich.«

Im Unterschied zu dem Mann, der mir gegenüber saß, passierte es mir häufig, daß ich aus der Haut fuhr und dies auch zeigte. Ich fuhr aus der Haut.

»Weil ich mein Depot erhöhen mußte?«

»Es wird weitere Erhöhungen geben.«

»Die ich ebenfalls bezahlen werde. Bei meiner Silber-Spekulation hat es gleichfalls *margin calls* gegeben, die ich erfüllt habe; ich habe mir daran nicht den Magen verdorben, im Gegenteil. Hat Lavater Sie angerufen oder Sie ihn?«

»Er mich.«

Warum, um alles in der Welt wollte Marc sich unbedingt in das Kaffee-Geschäft einmischen? Was wußte er? Wie konnte er, der sich in Chagny nicht einmal von einem Zimmer zum anderen bewegen konnte, davon ausgehen, daß er wußte, was sich ereignen würde oder könnte? Wer informierte ihn? Und wenn er schon telefonierte, warum dann nicht mit mir?

»Jimmy, Marc war mit der ganzen Geschichte von Anfang an nicht einverstanden. Was meinen aber Sie?«

»Vor einer Woche versuchte ich diesen Mann in Rio, Joachim Gigio, zu erreichen. Unmöglich.«

»Was soll das heißen, unmöglich? Geht er nicht ans Telefon?«

»Jedesmal, wenn ich anrief, wurde behauptet, er sei in der Stadt. Ich bat natürlich jedesmal um einen Rückruf. Vergebens. Und sie hatten mir gesagt, es sei zwischen Ihnen und ihm abgesprochen, daß Sie ihn zu jeder Tages- und Nachtzeit erreichen könnten.«

Ich konnte immerhin nicht mit dem nächsten Flugzeug nach Rio fliegen, um nachzusehen, wo dieser verrückte Gigi abgeblieben war...

»Gibt es noch einen anderen Punkt, der Ihnen auf dem Kaffee-Sektor Sorgen macht?«

»Ich habe einen meiner Mitarbeiter nach Europa geschickt. Er hat alle Warenterminplätze besucht, London, Rotterdam und Hamburg. Und dabei festgestellt, daß enorme Verschiebungen und Bewegungen stattfinden. Sehr diskret. So diskret wie möglich, und trotzdem ist es für jeden Eingeweihten offensichtlich, daß die Bewegungen das normale Maß bei weitem überschreiten. In Europa hat jemand ganz deutlich damit begonnen, auf Baisse zu spekulieren...«

»Wer... jemand?«

»Es ist uns nicht gelungen, herauszufinden, wer hinter der Spekulation steckt. Mein Mitarbeiter hat verschiedene Spuren verfolgt und auch einiges aufdecken können, landete aber jedesmal bei einer französischen Privatbank, die auf Anlagegeschäfte spezialisiert ist und sowohl in eigenem Namen wie auch im Auftrag von wichtigen Kunden aus privaten und industriellen Kreisen handelt. Es gibt keinen Zweifel, daß diese Bank die verschiedenen Bewegungen bei den europäischen Warentermingeschäften mit Kaffee koordiniert. Doch das französische Gesetz begünstigt die Geheimhaltung von Auftraggebern vor allem bei Börsengeschäften. Es ist unmöglich zu erfahren, für wen die Bank arbeitet.«

In Europa werden die Robusta-Kaffeesorten gehandelt und in den Vereinigten Staaten die Arabica.

»Und in New York?«

»Im Augenblick wissen wir von keinen auffallenden Bewegungen. Trotzdem ist deutlich spürbar, daß die Makler nervös sind. Einer meiner Freunde, der bei Merrill Lynch arbeitet (eine der größten New Yorker Maklerfirmen für alle Börsenangelegenheiten), findet die Situation »bizarrr«. Doch mehr war nicht aus ihm herauszubringen.«

Ich fragte spöttisch:

»Haben Sie auch an die Kartenlegerinnen gedacht?«



Er ging auf diese Bemerkung nicht ein; Sarkasmus und Ironie konnten Rosen in der Regel nicht treffen, und sehr humorvoll war er auch nicht. Doch eigentlich konnte und durfte ich ihm nicht böse sein. Er machte nichts anderes als seine Arbeit, und er machte sie gut.

»Jimmy, bitte entschuldigen Sie mich, ich bin etwas nervös.«

Schweigen. Mitarbeiter kamen und gingen, ohne anzuklopfen und ohne den ›Chef‹ besonders zu begrüßen, und waren im übrigen genauso farblose graue Mäuse wie Rosen.

»Und Sie sind davon überzeugt, daß ich mit weiteren Aufforderungen zur Aufstockung meiner Depots zu rechnen habe, und zwar schon bald?«

Er nahm sich die Zeit, in den Papieren, die vor ihm auf dem Schreibtisch lagen, zu blättern, denn als geborener Jurist war es ihm verhaßt, Aussagen zu machen, die nicht durch schriftliche Unterlagen beweisbar waren; obwohl er sich mit meinen Spekulationen beschäftigte, war er von seiner Natur her alles andere als ein Spekulant.

»Wahrscheinlich in den nächsten Tagen. In einer Woche, vielleicht auch in zwei...«

Ich hatte mit Li und Liu am 10. Mai in Florida verhandelt oder, besser gesagt, sie tief enttäuscht. Am Abend des gleichen Tages noch hatte mich Flint nach New York geflogen. Eine Woche später sickerte die Nachricht durch: der Kaffee-Preis hatte um zehn Prozent nachgegeben, weltweit.

Anders ausgedrückt, mit eindeutigen Zahlen: Ich sah mich gezwungen, noch am gleichen Tag an die Börsenmakler, die für mich bei den Kaffee-Spekulationen tätig geworden waren, sechs Millionen Dollar zu überweisen und so meine Garantieeinlage zu erhöhen.

Hier ein Beispiel für einen Warenterminhandel, der ja bei uns lange nicht so häufig praktiziert wird wie in Amerika:

Sie kaufen am 1. Januar von einem gewissen Herrn Schlumpf ein Kilo grüne Bohnen. Herr Schlumpf nimmt Ihren Kaufvertrag an und verpflichtet sich, Ihnen diese grünen Bohnen drei Monate später, also am 31. März zu liefern, denn an diesem Tag haben Sie, lieber Leser, einen grünen Bohnensalat eingeplant.

Sie haben sich mit Herrn Schlumpf über den Preis verständigt, den Sie zu zahlen bereit sind, und dieser Preis entspricht dem am 1. Januar erzielten Durchschnittspreis. Sie haben vereinbart, daß weder Herr Schlumpf noch Sie selbst an diesem Preis etwas ändern können. Sie werden also das Kilo grüne Bohnen am 31. März zu dem Preis einkaufen, der am 1. Januar gültig gewesen war.

Dieser Preis beträgt 5 DM pro Kilo.

Jetzt sind drei verschiedene Möglichkeiten zu bedenken:

1.) Der Preis für ein Kilo grüne Bohnen ändert sich während dieser Zeit nicht. Am 31. März beläuft sich der durchschnittliche Marktpreis immer noch auf DM 5,-. Herr Schlumpf, der die drei Monate vergebens darauf gehofft hatte, daß der Preis dieser blöden grünen Bohnen endlich in den Keller geht, resigniert und besorgt sich das Kilo grüne Bohnen, das er Ihnen zu liefern versprochen hat, bezahlt DM 5,- und erhält von Ihnen DM 5,-. Gewinn: außer den Spesen und dem Zeitaufwand haben weder Sie noch er etwas verloren, aber auch nichts verdient. Sie können beruhigt Ihren Salat essen. Er ist gut, aber auch nicht überdurchschnittlich.

2.) Der Preis für ein Kilo grüner Bohnen sinkt in den Keller und beträgt am 31. März nur noch DM 3,-. Herr Schlumpf ist hochofrenut, kauft ein Kilo Bohnen zu diesem Preis und verkauft es Ihnen für DM 5,-; er hat also DM 2,- Gewinn eingesteckt, genau die DM 2,-, die Sie als Verlust abschreiben müssen. Ich wette mit Ihnen, daß Sie Ihren Salat etwas bitter finden werden.

3.) Genau das Gegenteil tritt ein, und der Preis für grüne Bohnen schnellst aus irgendwelchen Gründen in die Höhe; am 31. März kostet ein Kilo schließlich DM 9,-. Jetzt zieht eher Herr Schlumpf eine bittere Miene, denn um sein Versprechen, das er Ihnen gegenüber abgegeben hat, einhalten zu können, muß er ein Kilo Bohnen für DM 9,- kaufen und es Ihnen für DM 5,- weiterverkaufen.

In diesem Fall werden Sie von Ihrem Salat in höchsten Tönen schwärmen.

Außer wenn Sie zu den Finanzmaklern gehören; denn in diesem Fall werden Sie sich hüten, Ihren Salat zu essen, sondern das Kilo grüner Bohnen sofort weiterverkaufen, für DM 9,- natürlich, und den Gewinn von DM 4,- einstreichen.

Bei diesem Warentermingeschäft hatte Herr Schlumpf auf Baisse und Sie auf Hausse spekuliert.

Nun brauchen Sie nur noch die grünen Bohnen durch Kaffee (oder Gold, Silber, Devisen, Erdöl, Weizen, Mais oder Kupfer) ersetzen und das Geschäft nicht mit einem Kilo, sondern mit Tonnen, mit Tausenden, Zehntausenden Tonnen durchzuführen, und Sie bewegen sich schon mitten in der Hochfinanz.

Sie spekulieren.

Nur noch eines: In der Realität werden auf diesem Markt kaum Lieferungen durchgeführt; nehmen wir nur einmal die

Spekulationen auf dem Silbermarkt als Beispiel: die Spekulationsmasse, das heißt die Summe aller unterzeichneten An- und Verkaufsverträge, übersteigt bei weitem, das heißt ungefähr um das Fünfundzwanzigfache, die Jahresproduktion. Die Warenterminspekulationen finden also abstrakt statt, die Makler und Finanzhaie, die sich auf diesem Markt tummeln, sehen die Produkte nie wirklich, und alles spielt sich immer zwischen zwei Zahlen ab, dem Kurs, der an dem Tag gültig war, an dem der Vertrag unterzeichnet wurde, und dem Kurs, der an dem Tag der theoretischen Warenlieferung gültig ist.

Und ein weiteres: Bei unserem Beispiel haben Sie mit Herrn Schlumpf direkt verhandelt; in Wirklichkeit ist bei diesen Geschäften ein Makler dazwischengeschaltet, dessen Rolle darin besteht, Käufer und Verkäufer miteinander in Verbindung zu bringen und dafür zu sorgen, daß alle an diesem Markt Beteiligten ihre Versprechen auch einhalten. Dieser Makler nimmt ihre Kauf- oder Verkaufsoorder an, sobald Sie die notwendige Garantiesumme überwiesen haben, die auch dazu dient, die Ernsthaftigkeit Ihrer Absichten unter Beweis zu stellen. Während der ganzen Laufzeit der Verträge bleiben diese Garantiesummen bei dem Makler blockiert, als Sicherheit bei etwaigen Kursschwankungen. Fallen diese Kursschwankungen erheblicher aus als angenommen und drohen Ihnen aufgrund dieser Kursschwankungen starke Verluste, sind die Makler jederzeit berechtigt, mit Nachforderungen an Sie heranzutreten, die *unmittelbar* zu erfüllen sind, den sogenannten *margin calls*.

Theoretisch, allerdings kaum praktisch, kann es bei stürmischem Kursverlauf vorkommen, daß Sie jeden Tag ein solcher *margin call* erreicht.

Ich überwies die sechs Millionen Dollar, die meine Makler von mir haben wollten, um die Verträge aufrechtzuerhalten, noch am gleichen Tag.

Diese Verträge sollten am 18. September auslaufen, das heißt, ich würde an diesem Tag entweder meinen Kaffee geliefert bekommen oder ihn weiterverkaufen.

Natürlich hatte ich diese Spekulation nicht aus einer bloßen Laune heraus unternommen. Wie immer hatte ich mich lange mit dem speziellen Problem beschäftigt und alle erreichbaren Experten in Europa und Amerika befragt, die einstimmig meine Meinung teilten. Darüber hinaus hatte ich zwei weitere gewichtige Argumente auf meiner Seite: einmal das, was ich die OPEC des Kaffees nannte, die Zusammenarbeit zwischen Bolivien und Brasilien, und zum anderen die Tatsache, daß es seit drei Jahren in den wichtigsten Produktionsländern während der Erntezeit keinen Frost mehr gegeben hatte, statistisch gesehen also der Frost überfällig war.

Ich hatte Kaufverträge unterschrieben, folglich auf Hausse spekuliert. Zweimal. Und dabei auf dem Londoner Markt Robusta in englischen Pfund und auf dem New Yorker Markt Arabica in Dollar gekauft. Damit es einfacher wird, sind im folgenden alle Zahlen in Dollar angegeben.

Beim erstenmal hatte ich für 30 Millionen Dollar Kaffee gekauft, wobei das Pfund damals 180 Cents kostete, ich folglich der stolze Besitzer von 16666666 Pfund Kaffee wurde. Oder, um in handlicheren Zahlen zu rechnen, von 7515 Tonnen, grob gerechnet (noch ein Hinweis: das amerikanische Pfund, in dem Kaffee gehandelt wird, wiegt 453,59 g und nicht 500 g), wobei ein kleiner Rest übrigbleibt, mit dem man allerdings eine ganze Menge Tassen Kaffee aufbrühen könnte.

Beim zweitenmal hatte ich ebenfalls für dreißig Millionen Dollar Kaffee gekauft; damals hatte das Pfund allerdings bereits 190 Cents gekostet, so daß ich nur noch 7177 Tonnen dafür bekam.

Die Rechnung ist einfach: ich hatte mich mit den beiden Kaufaufträgen verpflichtet, am 18. September 14752 Tonnen Kaffee zu kaufen. Und zu bezahlen.

Natürlich würde niemand auf die verrückte Idee kommen, mir diese Menge an Kaffee auch wirklich zu liefern.

Vor allem aber hatte ich natürlich niemals vorgehabt, diese sechzig Millionen Dollar für meinen Kaffee auch wirklich zu bezahlen, ganz unabhängig von allen Schwankungen auf dem Kaffeemarkt. Das heißt, natürlich wollte ich sie bezahlen, aber erst *nachdem* ich meinen Kaffee weiterverkauft hatte, was ich sofort nach Auslauf des Vertrages tun wollte; bis zu diesem Zeitpunkt wollte ich nur die Garantiesumme und eventuelle *margin calls* real investieren.

Meine Gewinnaussichten?

Sollte das Pfund Kaffee auf 200 Cents steigen, eine sehr bescheidene Kurssteigerung, würde sich mein Gewinn auf 4912000 Dollar belaufen. Abzüglich der Unkosten, natürlich.

Doch ich konnte eigentlich einen größeren Gewinn erhoffen, denn alle Experten, die ich konsultiert hatte, gingen einstimmig davon aus, daß der Preis sich wohl bei 250 Cents pro Pfund einpendeln würde. Ich selbst hatte ja im Durchschnitt nur 185 Cents pro Pfund bezahlt.

Ein Gewinn von einundzwanzig Millionen Dollar!

Und ich sollte mich aufregen, nur weil mein Makler mir eine Aufforderung geschickt hatte, meine Garantiesumme zu erhöhen!

Natürlich nahm ich die Sorgen eines Rosen ernst und auch die von Marc Lavater, obwohl ich bei meinem alten Freund den Verdacht hatte, bei dem Kaffee-Geschäft zu emotional vorzugehen. Auf der anderen Seite verfügte ich aber Mitte Mai über zwanzig bis fünfundzwanzig Millionen Dollar, mit denen

ich frei manövrieren konnte, ohne meine anderen Verpflichtungen zu vernachlässigen. So daß ich gerüstet war, auch weitere Nachforderungen zu erfüllen, sollten diese in den kommenden Wochen an mich gerichtet werden.

Doch das ist noch nicht alles. Man sollte sich bei jeder geschäftlichen Transaktion immer vorstellen wie sie ausgeht, wenn der denkbar schlimmste Fall eintritt, das heißt in diesem Fall eine kontinuierliche Baisse während der vier Monate, die meine Verträge noch liefen. Ich hatte mir sogar die absolute Katastrophe ausgemalt: ein völlig lachhafter Kaffee-Preis zwischen einhundertzwanzig und einhundertdreißig Cent pro Pfund am Stichtag, an dem ich meine Verträge einlösen mußte, am 18. September. Bei dieser Katastrophe würde ich mein Vermögen unweigerlich verlieren.

Doch dagegen war ich gewappnet. Ich hatte einen Abwehrmechanismus eingebaut, den auch Jimmy Rosen, der ewig Ängstliche, als unüberwindbar und damit als Garantie gegen die tödliche Gefahr empfunden hatte. Und nicht nur Rosen, sondern auch Lavater und alle anderen Experten, bei denen ich diskret Erkundigungen eingezogen hatte.

Inzwischen war der 17. Mai gekommen; genau ein Jahr und zehn Tage waren seit Erwin Horsts Herausforderung verstrichen, die eher zu einem Western paßte als zu den Bräuchen unter Finanzmaklern. Während der dreihundertfünfundsiebzig vergangenen Tage hatte ich versucht herauszufinden, wo meine Gegner diese Falle, falls es eine solche Falle überhaupt gab, aufgebaut hatten. Ich fragte mich immer wieder, ob das Ganze nicht nur ein großer Bluff war, um mich nervös zu machen.

Trotz der aktuellen Schwierigkeiten war das TENNIS-IM-HIMMEL-Projekt genau wie der Safari-Park zwar angreifbar,

aber auch nicht mehr; meine Gegner konnten unter Einsatz großer Finanzmittel unter Umständen die Projekte zum Scheitern bringen, aber das war auch schon alles; man konnte mir mit diesen Projekten auf keinen Fall so schaden, wie ich Martin Yahl geschadet hatte (ohne ihn völlig ruinieren zu können). Die Erdölgeschichte? Nun, die zehn Millionen Dollar waren blockiert, aber weiter konnte nichts passieren. Die *wildcater*-Geschichte, die ich zusammen mit Paul Hazzard aufzog? Im Moment zeichnete sich eine sehr günstige Entwicklung ab; auf alle Fälle war mein Kapitaleinsatz nicht so enorm, daß ich hier etwas zu befürchten gehabt hätte. Nicht einmal eine Million Dollar.

Das Silber? Aus dem Silber-Markt war ich ausgestiegen.

Blieb nur noch der Kaffee übrig. Doch da war ich, wie bereits gesagt, für den äußersten Notfall gerüstet, und meine Diskussionen mit Marc Lavater waren regelmäßig in heftige Auseinandersetzungen entartet, denn er wiederholte hartnäckig, daß die Falle auf diesem Gebiet liegen müsse, obwohl er selbst hatte einräumen müssen, daß meine Absicherung perfekt war.

»Marc, du bist so ziemlich der einzige Mensch auf der Welt, der in alle meine Geschäfte eingeweiht ist. Zumindest kennst du die wichtigen neuralgischen Punkte. Auch die Strukturen meiner Gesellschaften. Ja oder nein?«

»Ich weiß nur das, was du mir mitgeteilt hast.«

»Aber du räumst ein, daß du mehr weißt als alle anderen?«

»Ja.«

»Und du weißt auch, daß mein Name bei keinem einzigen Geschäft auftaucht, auch nicht bei den unbedeutendsten? Ob es sich um den Kauf einer Wohnung, eines Grundstückes, um die Begleichung eines Essens oder um große Geschäfte wie den Safari-Park und ähnliche oder gar um die Kaffee- oder die



Silber-Spekulation geht, nirgendwo taucht mein Name auf. Einverstanden?»

»Einverstanden.«

Was hätte er auch anderes sagen können. Alle Geschäfte, alle Käufe wurden im Namen einer panamesischen, anonymen Gesellschaft durchgeführt und nicht von Franz Cimbali. Diese Gesellschaft sollte mir gehören? Aber nein! Keineswegs. Sie gehörte einer zweiten Gesellschaft, die ebenfalls anonym war, wie die erste, im Unterschied zu dieser aber in Curaçao beheimatet war. Ich hatte die Lektionen des verstorbenen Scarlett als gelehriger Schüler in- und auswendig gelernt. Konnte man Franz Cimbali als den Mann identifizieren, der die zweite Gesellschaft zumindest leitete? Wieder falsch geraten. Denn diese zweite Gesellschaft erhielt ihre Weisungen sehr diskret von einer Bank, deren Hauptsitz sich in Nassau, Bahamas, befand. Und natürlich war es völlig unsinnig und unschicklich, diesem Bankier aus Nassau etwa folgende Frage zu stellen:

»Kennen Sie nicht zufälligerweise einen gewissen Franz Cimbali?»

Selbst wenn Sie diesem Cimbali Geld überweisen wollten, würde der Bankier antworten:

»Ich kenne keinen Cimbali.«

Und er kannte mich auch wirklich nicht, außer wenn ich bei meinen Briefen und Telefonaten ein Code-Wort angab, das nur er und ich kannten, und die Geheimnummer meines Kontos.

»Das ist doch richtig, Marc, oder?»

»Das ist richtig.«

»Kennst du das Code-Wort zu meinem Konto?»

»Nein.«

»Glaubst du, daß irgend jemand außer mir dieses Code-Wort kennt?»

»Nein. Nicht daß ich wüßte.«

Und jedesmal, wenn wir bei unseren Diskussionen bei diesem Punkt angelangt waren, explodierte ich:

»Dann, zum Teufel, erklär mir bitte, wie man bis zu mir vordringen kann. Erklär mir, wie man von einer panamesischen Gesellschaft aus, die Kaffee-Spekulationen betreibt und sich, da völlig unwahrscheinliche Umstände zusammenkommen, in solchen Schwierigkeiten befindet, daß sie liquidieren muß, wie man dann von dieser Gesellschaft aus zu mir vordringen kann! Schließlich habe nicht ich diese Garantieeinlagen riskiert! Und schließlich habe nicht ich die Nachforderungen des Börsenmaklers erfüllt. Was passiert, wenn die Katastrophe wirklich eintreten und der Kaffee-Kurs unwahrscheinlicherweise wirklich in den Keller sinken sollte? Ganz einfach: Die panamesische Gesellschaft wird vertragsbrüchig; das heißt, die Garantiesummen sind verloren und auch die eventuell bezahlten Nachforderungen, doch damit geht die Gesellschaft in Konkurs. Hinterläßt sie irgendwelche Spuren? Keine einzige. Von dieser Gesellschaft kann niemand bis zu dem wahren Verantwortlichen im Hintergrund vordringen, denn in der Stunde, in der die panamesische Gesellschaft Konkurs anmeldet, wird die in Curaçao diskret aufgelöst, eventuelle Guthaben auf verschiedene Geheimkonten transferiert oder, falls wirklich notwendig, ebenfalls Konkurs angemeldet. Und wer könnte von dieser Gesellschaft aus zu Cimballi vordringen? Nicht einmal du, Marc, könntest etwas beweisen. Könntest du vor einem Gericht beweisen, daß die beiden Gesellschaften mir gehören?«

»Nein, Franz, dein Bollwerk ist unangreifbar, und trotzdem...«

Er behauptete zum einhunderttausendstenmal, daß die Kaffee-Spekulation...

Es war zum Verrücktwerden!

Am frühen Nachmittag dieses 17. Mai hielt ich mich in Nassau auf, nachdem ich am Vormittag alles Notwendige veranlaßt hatte, damit die sechs Millionen Dollar, die der Makler zum Ausgleich des gesteigerten Kursrisikos bei meiner Kaffee-Spekulation gefordert hatte, überwiesen werden konnten.

Wie gewöhnlich war ich in Nassau im Britannia-Beach-Hotel abgestiegen. Flint hatte mich hingebacht; er hatte es eilig gehabt, da seine Frau einmal mehr ein Kind erwartete, das fünfte oder sechste. Ich wußte es nicht mehr und wollte Flint nicht fragen.

»Ich hätte wirklich eine Linienmaschine nehmen können.«

»Für wen hältst du mich eigentlich«, protestierte der Erbe von mindestens einer Milliarde Dollar, »ich bin schließlich dein Pilot, oder?«

Kaum hatte er mich abgesetzt, da startete er auch schon wieder. Meine Unterredung mit dem Bankier dauerte nicht länger als eine Stunde. Ich hatte wieder einmal genau wissen wollen, wie meine Geschäfte standen, möglichst auf den Dollar genau, und war mit ihm verschiedene Bilanzen und Auflistungen durchgegangen.

Gegen halb vier traf ich im Britannia ein. Ich hatte die Wahl zwischen Schwimmbad und Strand und entschloß mich für das Schwimmbad. Wie der Zufall so spielt...

Ich hatte keinen wirklich stichhaltigen Grund gehabt, auf die Bahamas zu reisen, zumindest nicht zu diesem Zeitpunkt. Ich hatte mich erst in letzter Sekunde entschieden, weil es in New York regnete. Diese spontane Reise zog eine Begegnung nach

sich, die in diesem Augenblick, in dem ich mich einer echten Depression näherte, wie ein Lichtblick wirkte...

Denn sie war da, zusammen mit einer anderen jungen Frau, und unterhielt sich gemütlich im Schatten eines Sonnenschirmes, der den Rücken hawaiischer Tänzerinnen nachgebildet war. Im Bruchteil einer Sekunde stiegen in mir Bilder auf, so als ob sie schon seit langer Zeit nur auf diesen Augenblick gewartet hätten: ein anderer Strand in Afrika, am Indischen Ozean, dieses halb spöttische, halb freundschaftliche Lächeln, das sie mir zum erstenmal in Mombasa zugeworfen hatte, als man mich ins Gefängnis abtransportierte, unser gemeinsames Leben im White-Sands-Hotel in Mombasa und anschließend in dieser Villa in Hongkong, die sie für uns ausgesucht hatte, unsere komische Reise durch Europa, auf der ich versuchte, mich als internationaler Geschäftsmann zu installieren und mich gleichzeitig an einem der Männer rächte, die Martin Yahl dabei geholfen hatten, mich um mein Erbe zu bringen...

Sie, Sarah Kyle.

Die zweite junge Frau war verschwunden; Sarah hatte kein Wort gesagt, sondern sich damit zufriedengegeben, mit den Augenbrauen zu, zucken. Das reichte ihr, um ihre Überraschung auszudrücken. Zwischen ihren halb geschlossenen Lidern musterten mich ihre grünen Augen sarkastisch; diesen Blick, den ich so gut kannte, hatte ich nie vergessen.

Endlich brach ich die Stille:

»Das letztemal, als du mit mir gesprochen hast, hielt ich mich in Hongkong auf, in unserem Schlafzimmer; ich weiß nicht, von wo aus du mich angerufen hast...«

»Von London aus...«

»Ich habe nie versucht, das herauszubekommen. Ich erinnere mich noch genau an das, was du mir an diesem Tag, oder, richtiger, in dieser Nacht, nachdem du mich unter einem lächerlichen Vorwand im Stich gelassen hattest, sagtest...«

»Du warst drauf und dran, dich zu verheiraten, auch wenn du das vielleicht nicht gewußt hast. In meinen Augen eigentlich ein guter Grund, Schluß zu machen...«

»Du hast mir gesagt, ich zitiere wörtlich: ›Irgendwann werden wir uns in die Arme laufen, irgendwo, schon bald oder in zwanzig Jahren, und du wirst dann Milliardär sein; unser Wiedersehen wird amüsant sein...«

»Und es ist doch amüsant, oder?«

Sie hatte Tränen in den Augen, und mir ging es nicht besser. Ich schluckte mühsam:

»Zum Totlachen.«

Schweigen. Nur um dieses Schweigen zu brechen, fügte ich hinzu:

»Und kaufe nicht das Hotel, in dem ich dann arbeiten werde«, hast du noch hinzugefügt... Nun, ich bin inzwischen auf dem besten Wege, Milliardär zu werden, Sarah...«

»Ich weiß, ich lese Zeitungen.«

»Arbeitest du hier im Britannia?«

»Nein.«

»In Nassau?«

»Nein.«

»Auf den Bahamas?«

»Nein.«

Ich schaute sie intensiv an. Sie war immer noch die gleiche Sarah wie in Mombasa und Hongkong. Die Sarah in Genf, wo wir Hand in Hand an Martin Yahls Bank vorbeischlichen und so taten, als hätten wir fürchterliche Angst. Wie hatte ich je glauben können, zwischen ihr und Maria de Santis gäbe es eine, wenn auch nur entfernte Ähnlichkeit?

»Verheiratet?«

»Sechs Monate. Nicht einmal. Er ging mir auf die Nerven.«

Ihr Körper war immer noch schmal und nahtlos gebräunt; der winzige, zweiteilige weiße Badeanzug verbarg nicht viel.

»Arbeitest du immer noch im Hotelgewerbe?«

»Ja.«

»Und ich darf dich wohl nicht fragen, in welchem Hotel, das meinst du doch?«

Sie lächelte mich nur spöttisch an; nein, ich würde sie nicht fragen, in welchem Hotel sie im Augenblick arbeitete.

Die ewig gleiche Sarah Kyle, eine Sphinx, die sich hinter ihren grünen irischen Augen versteckte und weiterhin überzeugt war, ich, Franz Cimbali, sei der komischste Mann auf dieser Welt...

»Ißt du mit mir zu Abend?«

Bis zu diesem Augenblick war sie im Schatten gesessen; jetzt legte sie sich gelassen auf den Bauch in die Sonne und öffnete das Oberteil ihres Bikinis.

»Ich werde es mir überlegen. Und reib mich doch bitte mit Sonnenöl ein... wenn du schon da bist.«

Sie wußte, daß mein Sohn verschwunden war:

»Franz, ich war entsetzt. Ich hätte beinahe versucht, dich zu erreichen.«

»Das hättest du ruhig tun können. Du bist sicher der einzige Mensch auf der Welt, der mir in diesem Augenblick hätte helfen können.«

Sie senkte für einen kurzen Moment den Kopf und schaute auf den Teller vor sich, bevor sie mit ihrer ruhigen, klaren Stimme, die mich immer aus dem Gleichgewicht brachte, sagte:

»Mein Gott, ich dachte nicht, daß ich für dich so wichtig bin.«

Und wäre sie nicht Sarah Kyle, die ich immer nur als äußerst selbstbeherrschte Frau gekannt hatte, dann wäre ich in diesem Moment wohl überzeugt gewesen, sie würde jeden Augenblick zu weinen anfangen. Langes Schweigen. Sie räusperte sich kurz, bevor sie mich fragte, an welchem Punkt meine Nachforschungen angelangt seien. Ich erzählte ihr von dem Engländer und dessen Mannschaft und beschrieb den enormen Apparat, den dieser auf die Beine gestellt hatte.

»Mehr kann man wohl kaum tun«, bemerkte sie.

Sie wußte auch, was mit Marc Lavater passiert war. Sie hatte ihm sogar nach seinem Unfall bei Sorrento geschrieben, was mir neu war.

»Das ist gar nicht überraschend«, kommentierte sie lachend.  
»Er hat mir geschworen, einem gewissen Franz Cimbali nie von mir zu berichten.«

Nach dem Essen gingen wir zusammen zum Strand, spazierten zusammen auf und ab, badeten zusammen und kehrten wieder zusammen zum Hotel zurück. Ich hatte ihr alles erzählt, was sich in den zwölf letzten Monaten ereignet hatte, auch von der Insel in der Karibik. Sie musterte mich mit dem nur ihr eigenen Ausdruck, als ob ich der verrückteste Hund auf dieser Erde sei, den man auf gar keinen Fall ernst nehmen sollte:

»Nur du kannst solche Ideen haben!«

»Ich bin verrückt, das meinst du doch, oder?«

»Was erwartest du von mir, eine schriftliche Bestätigung?«

Eigentlich hatte sie am nächsten Morgen Nassau verlassen wollen, willigte aber dann ein, ihren Aufenthalt um einen Tag zu verlängern, nicht mehr. Ich versuchte vergebens, sie zum weiteren Bleiben zu überreden.

»Du wirst wieder verschwinden?«

»Wenn du dir die Mühe machtest, in deinen Erinnerungen zu kramen, dann wüßtest du vielleicht, daß ich arbeite. Mein Urlaub ist zu Ende. Ich habe hier nur, von Irland kommend, einen Zwischenaufenthalt eingelegt.«

»Es wäre für mich einfach, dich aufzutreiben; ich muß nur alle Hotels auf dieser Welt anrufen.«

»Tu das nicht, Franz. Versuche nie, mich zu etwas zu zwingen.«

Dabei hatte ich gespürt, daß sie einen Moment zögerte, so wie sie damals gezögert hatte, als sie in der Verwaltung des White-Sands-Hotel in Mombasa gearbeitet und ich sie gedrängt hatte, mit mir nach Hongkong zu ziehen. Damals hatte sie sich dann nach langem Zögern bereit erklärt, zu mir nach Hongkong zu kommen, allerdings eine Bedingung gestellt: Ihre allerheiligste Unabhängigkeit durfte nicht angetastet werden, so daß sie erst dann eingewilligt hatte, nachdem der Arbeitsvertrag mit dem Repulse-Bay-Hotel unterschrieben war.

Doch die Umstände waren heute sicher nicht mehr die gleichen; Sarah war höchstwahrscheinlich keine einfache Angestellte mehr, sondern hatte inzwischen größere Verantwortung übernommen. Wir hatten zwar nicht über ihre Arbeit gesprochen, aber ich war mir sicher, daß sie bei ihrer Tüchtigkeit Karriere gemacht hatte. Wichtiger aber war sicher noch, daß wir beide uns geändert hatten. Wir waren heute beide unfähig, einfach über Kontinente hinweg einer Jugendbeziehung zu folgen, auch wenn wir uns noch lange nicht zum alten Eisen zählten. Zumal ich die Frage, ob ich mit ihr jeden Tag, jede Stunde zusammenleben wollte, nicht mit einem einfachen Ja beantworten konnte.

»So einfach bin ich nicht zu ertragen...«, hatte Sarah von sich selbst behauptet. »Halt den Mund, Cimballi, ich bin wirklich nicht so einfach zu ertragen, und bilde dir bloß nicht ein, daß



du es bist! Ja, natürlich, wir fallen einander in die Arme, und die alte Vertrautheit hat sich sofort wieder eingestellt, aber vergiß dabei nicht, daß du dich zur Zeit etwas einsam, im Stich gelassen fühlst und vielleicht sogar noch etwas mehr.«

Sie lehnte es ab, sich einfach so, weil wir uns zufällig wiedergefunden hatten, zu binden.

»Überleg dir das einmal, mein Guter; ich verspreche dir, daß ich es mir auch durch den Kopf gehen lasse. Und wenn wir uns dann wieder einmal treffen... Schließlich, so alt sind wir ja dann auch noch nicht!«

Sie ging.

Ich selbst verließ Nassau ebenfalls. Ein, zwei Stunden lang hatte ich mit dem Gedanken gespielt, Callaway anzurufen und ihn zu bitten, herauszufinden, in welchem Hotel sie wohl arbeitete (das Hotel, das sie leitete, befand sich in Montego Bay auf Jamaika, aber das habe ich erst später erfahren), hatte aber dann den Gedanken fallenlassen und Sarahs Bitte respektiert. Die Ereignisse der kommenden Tage und Wochen spielten sich mit einer derartigen Geschwindigkeit ab, daß ich die Begegnung mit Sarah Kyle zwar nicht vergaß, sie aber doch zu einer eher unbedeutenden und nicht zu meinem realen Leben gehörenden Randerscheinung werden Heß.

Von den Bahamas flog ich direkt nach Kalifornien. Der Engländer war verreist; ich konnte nur mit einem seiner Stellvertreter sprechen, der allerdings problemlos in der Lage war, mir mitzuteilen, daß es nichts Neues gab.

»Und das Mädchen mit dem Stirnband?«

»Wir haben das Roboter-Porträt schon Tausenden gezeigt, aber noch keinen ernstzunehmenden Hinweis erhalten.«

Auch der Stellvertreter war hoffnungsvoll. Wahrscheinlich das, was mich am meisten an ihm ärgerte, genau wie an seinem

Chef, dem Engländer. Diese Selbstsicherheit, dieses ruhige Vertrauen (zumindest glaubte ich, das zu spüren), sich auf der richtigen Spur zu befinden! Ohne überhaupt in Erwägung zu ziehen, daß es vielleicht noch andere gäbe. Die Vorstellung, daß mein Sohn nicht mehr am Leben sei, nahm Tag für Tag einen etwas breiteren Raum in meinen Gedanken ein, selbst wenn ich mit aller Macht versuchte, den ersten Anflug dieser Vorstellung zu unterdrücken. In den langen Nächten dachte ich immer häufiger, daß es vielleicht besser gewesen wäre, Marc-Andrea wäre an diesem 29. Januar wirklich gestorben; der Zweifel wurde unerträglich. Und ich hatte Angst, daß dieser Zweifel sich für ewig in mir einnistete.

Von Kalifornien dann weiter nach Texas, wo ich Paul Hazzard aufflas, und nach Tulsa, Oklahoma. Ich schaute mir die Bohrtürme an, die mir völlig gleichgültig waren, obwohl mir erklärt wurde, daß die ersten Bohrungen äußerst vielversprechend seien. Ein Landwirtschaftsgehilfe aus der Äußeren Mongolei hätte sicher mehr Interesse gezeigt. Zum großen Leidwesen und zur großen Verblüffung von Paul, dessen Begeisterung keine Grenzen kannte.

Er hatte mich nicht gefragt, ob die Nachforschungen über den Verbleib meines Sohnes etwas Neues erbracht hatten.

Wer hätte auch daran noch glauben können?

In New York dann Ute Jenssen und der Türke, die eher fröhlich waren, aus zwei Gründen: Erstens gehörte das zu ihrem Wesen und zweitens gingen die Geschäfte doch nicht so schlecht, wie man hätte meinen können; zumindest die letzten Ergebnisse waren vielversprechend ausgefallen.

»Ich habe dir ja bereits gesagt, daß wir hier in den Staaten unseren Gegnern die Stirn bieten können. Gut, und in Europa

sind wir dabei gleichzuziehen. Franzy, wir haben frisches Geld in das Geschäft gesteckt.«

Sechshunderttausend Dollar.

»Und ihr rechnet damit, daß ich eurem edlen Beispiel folge?«

Ute lachte mich von der sonnenbeschienenen Höhe ihrer ein Meter sechsundachtzig oder siebenundachtzig, mit ihren Absätzen fast zwei Meter, an.

»Wir sind doch Partner, oder?«

Eine Viertelstunde früher hatte ich von Rosen erfahren, daß ich mit einer weiteren Nachforderung meiner Makler bei den Kaffee-Geschäften rechnen müsse; die Kurse waren noch tiefer gefallen. Ich entgegnete:

»Ich ziehe es vor, noch etwas zu warten.«

Im Bruchteil einer Sekunde verhärteten sich die Schlitzaugen des Türken. Hätte ich je vergessen, daß dieser Mann trotz seines fantasievollen und leicht weibischen Äußeren gefährlich sein konnte, in dieser Sekunde wäre ich mit aller Brutalität daran erinnert worden. Der Türke war ein Finanzier, nichts anderes, und die Freundschaft, die uns verband, bestand wirklich, hatte aber in keiner Weise Einfluß auf unsere Geschäfte:

»Cimballi, wir haben bestimmte Verträge unterzeichnet; Halbe-Halbe, und jeder gibt das in den Topf, was der andere in den Topf gegeben hat.«

Plötzlich gab es keinen Franzy mehr, nicht einmal mehr einen Franz, sondern nur noch einen kurzen und bündigen Cimballi! Ich schaute zu Ute, die ihren Kopf schüttelte, bedauernd, aber nachdrücklich: Auch sie wollte, daß ich die Spielregeln einhielt.

Ich bezahlte.

Genau wie ich fünf Tage später, am 4. Juni, der dritten Nachzahlungsaufforderung meiner Kaffee-Makler nachkam: wiederum sechs Millionen Dollar.

Die Ereignisse, die mich während dieser Periode erschütterten, liefen in meinem Kopf immer wieder wie ein Film ab, bis ich ihn auswendig kannte, während ich mir die Frage stellte, was ich hätte anders machen müssen.

Ich fand keine Antwort auf meine Frage.

Die Nachzahlungsaufforderung vom 4. Juni erhöhte meinen Gesamteinsatz bei der Kaffee-Spekulation auf achtzehn Millionen dreihundertfünfzigtausend Dollar (der ursprüngliche Einsatz hatte sechs Millionen Dollar betragen, dazu dann die Nachforderungen über dreihundertfünfzigtausend und zweimal sechs Millionen Dollar).

Eine Situation, die im Grunde noch nicht katastrophal war, denn diesen Gesamteinsatz konnte ich am 18. September von den sechzig Millionen Dollar, die ich dann zu bezahlen hatte (und die ich natürlich erst bezahlen wollte, wenn ich meinen Kaffee mit – hoffentlich – Gewinn weiterverkauft hatte), abziehen.

In solchen Fällen ist es immer das wichtigste, einen kühlen Kopf zu bewahren. Am 4. Juni trennten mich noch einhundertvier Tage von dem Stichtag. Viele Dinge konnten sich noch ereignen. So war es keineswegs ausgeschlossen, daß die Entwicklung des Kaffee-Kurses wieder umschlug und plötzlich steil nach oben ging. Es war auf diesem und ähnlichen Märkten schon häufig vorgekommen, daß nach langer \* und häufig unerklärlicher Baisse die Spekulanten kurz vor der Ernte von einem Kaufrausch gepackt wurden und die Preise dann steil in die Höhe kletterten.

Aus dem Geschäft in diesem Augenblick auszusteigen, das bedeutete für mich, die mehr als achtzehn Millionen Dollar unwiderruflich zu verlieren, denn dazu mußte ich die

Gesellschaft in Panama in Konkurs gehen lassen. Und gleichzeitig auf den Gewinn verzichten, der am Ende der Spekulation auf mich warten konnte und an den ich noch immer glaubte. Denn wenn am 18. September trotz der augenblicklichen Baisse der Preis 250 Cents pro Pfund betragen würde, waren meine 14752 Tonnen um die einundachtzig Millionen Dollar wert, von denen ich dann nur noch etwas weniger als zweiundvierzig Millionen an die Verkäufer zu bezahlen hatte, denn etwas mehr als achtzehn waren ja bereits abgegolten. Zwanzig Millionen Dollar, vierzig Millionen Mark Gewinn bei einer einzigen Spekulation, das war schließlich kein Pappenstiel.

Rosen nickte mit dem Kopf, da war er voll einverstanden: das war kein Pappenstiel.

Am 7. Juni meldete sich plötzlich Joachim Gigio, genannt Gigi. Die Neuigkeiten, die er mir übermittelte, waren gar nicht nach meinem Geschmack: Die von den amerikanischen Satelliten übermittelten Daten wiesen alle auf eine langanhaltende Schönwetterperiode hin; kein Frost zeichnete sich ab. Die zweite Nachricht allerdings wog unendlich viel schwerer:

»Ich habe gehört, es soll zwischen Bolivien und Brasilien zu Unstimmigkeiten gekommen sein.«

»Können diese Unstimmigkeiten einen Bruch der Vereinbarungen nach sich ziehen?«

»Das ist nicht ausgeschlossen.«

Als Gigi anrief, hielt ich mich gerade in Jimmy Rosens Büro auf. Und Jimmy schüttelte wieder einmal bedenklich sein weises Haupt:

»Franz, wenn das, was Sie als die OPEC des Kaffees bezeichnen, auseinanderbricht, dann hat das unweigerlich einen heftigen Sturz der Kaffee-Kurse zur Folge, weltweit.«

Als ob ich das nicht selbst gewußt hätte!

»Franz, natürlich machen Sie, was Sie für richtig halten, doch an Ihrer Stelle würde ich ernsthaft überlegen, ob es nicht besser wäre, den Rückzug anzutreten.«

Ich konnte mich nicht entscheiden. Ich verdächtigte die ganze Welt, mich mit falschen Informationen oder falschen Ratschlägen zu versorgen, inklusive Rosen, und ganz bestimmt diesen Gigi! Wenn meine Gegner versuchten, mich mit Hilfe von Falschinformationen zu einem falschen und dazuhin irreparablen Schritt zu treiben?

Ich ließ zwölf Tage verstreichen, ohne eine Entscheidung zu treffen, und versuchte während dieser Zeit, so viele Informationen wie nur möglich einzuholen, miteinander zu vergleichen und mich irgendwie abzusichern. Am 8. Juni bat ich Callaway, nach Bogota zu fliegen, ohne festen Auftrag; er solle sich nur umschauen und mir berichten, was an Ort und Stelle geschah. Am 9. rief er mich an, ein zweites Mal am 12. wenn ich mich richtig erinnere. Er wußte nicht so recht, was er in diesem Land eigentlich tat, außer auf meine Kosten Urlaub zu machen, und fragte mich, ob es nicht besser wäre, wenn er in die Staaten zurückfliege.

»Bleiben Sie dort. Sie kennen Horst. Rufen Sie mich augenblicklich an, wenn er auch nur einen Fuß auf bolivianischen Boden setzt.«

Die Tage verstrichen. Am 19. beschloß ich, Marc Lavater in Chagny anzurufen. Françoise hob ab und teilte mir mit, daß Marc immer noch unfähig wäre, einen Schritt zu tun. Trotzdem konnte ich mit ihm sprechen. Er hörte mir zu, ohne mich zu unterbrechen, und fragte dann:

»Was meint Jimmy?«

»Er hat mir geraten, alles aufzugeben und mich zurückzuziehen.«

Schweigen.

»Du weißt eigentlich ganz genau, was ich über diese Geschichte denke«, sagte er endlich.

Schon die Tatsache allein, daß ich dazu getrieben worden war, ihn anzurufen, hatte meiner Selbstachtung einen kräftigen Stoß versetzt; jetzt ging ich aufs Ganze.

»Marc, du fehlst mir.«

»Man hat mich gerade zum zweitenmal an meiner Hüfte operiert. Ich kann nicht einmal von meinem Bett zur Tür gehen, auch wenn mein Leben davon abhinge.«

Ich war wütend. Beinahe hätte ich geglaubt, er verstecke sich hinter den Folgen seines Unfalls, um mich fallen zu lassen. Ich fühlte mich allein, unendlich allein.

Gigio rief mich an und verkündete fröhlich, als ob es sich um die beste Nachricht handle:

»Cimballi, diesmal ist es soweit. Der Bruch. Er wird in den kommenden Tagen offiziell mitgeteilt werden. Sicher am nächsten Montag.«

»Wer ist dafür verantwortlich?«

»Zwei bolivianische Minister, hinter denen eine Gruppe Schweizer und deutscher Finanziers steht.«

»Und wo liegen deren Interessen?«

»Sie haben auf Hausse gesetzt. Die Gruppe auf Baisse.«

Wie inzwischen bereits gewohnt, wurde eine schlechte Nachricht sofort von einer zweiten übertroffen; die Ereignisse griffen ineinander wie die Glieder einer Kette. Kaum hatte Gigio, der mich aus Rio angerufen hatte, aufgelegt, da kam der Anruf von Callaway aus Bogota:

»Horst war da. Ich habe ihn sogar fotografieren können, zusammen mit zwei Bankiers, mit denen er verabredet war. Sie haben zusammen zu Mittag gegessen, auf dem privaten Landsitz eines bolivianischen Ministers. Soll ich Ihnen die Namen am Telefon durchgeben?«

»Sie können in die Staaten zurückkehren.«

Merkwürdigerweise empfand ich in diesem Augenblick nicht nur Wut und Erbitterung, sondern auch so etwas wie Erleichterung. Erleichterung, da ich endlich wußte, was gespielt wurde. Trotzdem traf ich meine Entscheidung nicht sofort, sondern verließ das Pierre, überquerte die 5. Avenue und ging zwei Stunden im Central Park spazieren; zum Schluß gesellte ich mich sogar zu einer Gruppe, die leichtes Jogging betrieb.

Dann rief ich Rosen an; am 20. Juni.

Ich liquidierte, ließ alles sausen und gab sowohl meinen Einsatz wie meine Hoffnung auf Gewinn auf.

In anderen Worten: Ich trat die Flucht an.

Bei dieser Spekulation hatte ich, wie meine Leser wissen, achtzehn Millionen Dollar verloren, ein schwer zu verdauender Happen.

Doch ich war zumindest der tödlichen Gefahr entgangen, aufgrund von Nachforderungen meiner Makler, die ich schon bald nicht mehr hätte erfüllen können, gezwungen zu werden, für sechzig Millionen Dollar Kaffee wirklich zu erwerben. Natürlich würden die Makler versuchen, die panamesische Gesellschaft zur Einhaltung der Verträge zu zwingen, doch wo nichts ist, da kann man bekanntlich nichts holen. Was wollte man gegen meine Gesellschaft unternehmen? Sofort nach meinem Anruf bei Rosen gab ich das Startsignal zur Auflösung dieser ersten Gesellschaft. Ich war wirklich nicht stolz auf



mich, war wütend und erniedrigt, aber ich hatte wenigstens meine Haut gerettet.

Zumindest nahm ich das an.

Nicht lange. Ich bat das Restaurant des Pierre, mir das Mittagessen in meinem Apartment zu servieren; eigentlich eine unsinnige Geldausgabe, denn ich hatte keinen Hunger. Es war wohl gegen drei Uhr nachmittags, als an meine Tür geklopft wurde. Ich rief herein, doch niemand folgte meiner Aufforderung. Ich beschloß, selbst zu öffnen und ging zur Tür. Erwin Horst stand mir gegenüber.

Er sagte lächelnd:

»Wir haben das nicht so vorprogrammiert, aber es ist jetzt fast auf den Tag genau ein Jahr her, daß wir uns zum erstenmal gegenüberstanden.«

»Wer, wir?«

»Meine Partner und ich.«

Ich hätte versuchen können, ihn niederzuschlagen. Versuchen nur, denn ich war mir nicht sicher, ob ich stärker war als er. Seine Haare waren noch blonder, als ich es in Erinnerung hatte, seine Augen genauso fahl und seine Lippen genauso knallrot wie bei unserer ersten Begegnung.

Ich ging nicht weiter auf seine Partner ein, sondern sagte nur: »Sie sind sehr schnell aus Bogota zurückgekehrt.«

Er schaute mich scharf an:

»Was wissen Sie wirklich?«

Das war übrigens der einzige Punkt, den ich bei diesem Schlagabtausch für mich verbuchen konnte. Ich hatte ihn nicht aufgefordert, mein Apartment zu betreten, so daß er im Türrahmen stehen bleiben mußte, fast auf dem Gang. Ein Paar ging vorbei. Horst wartete, bis der Mann und die Frau sich entfernt hatten.

»Nun«, sagte er dann, »der Augenblick ist gekommen, Cimbali. Es handelt sich natürlich um Ihre Kaffee-

Spekulation. Sagen wir es ohne Umschweife, um Zeit zu gewinnen: Diese Spekulation wird Ihren Untergang besiegeln.«

In den folgenden Minuten bewies er mir, daß er und die Männer, die hinter ihm standen, alles über meine verschiedenen Operationen an den Warenterminbörsen wußten: Sie kannten die beiden Makler, die für mich tätig geworden waren, den genauen Betrag meiner Transaktionen, sowohl in London wie in New York, und alle Summen, die ich bereits bezahlt hatte.

»Sie haben bereits eine beachtliche Summe investiert. Aber Sie sind keineswegs ruiniert, das wissen wir.«

Er lächelte mir beinahe freundschaftlich zu:

»Noch nicht. Aber ich habe Ihnen bereits gesagt, daß der Augenblick gekommen ist, dieser Augenblick, auf den wir seit so langer Zeit gewartet haben.«

Er holte verschiedene Papiere aus seiner Tasche.

»Das ist alles so einfach, ein Kinderspiel; wir haben die Beweise in der Hand, daß Ihnen allein die panamesische Gesellschaft gehört oder, im Augenblick wohl richtiger, gehört hatte: Wir haben die Beweise in der Hand, daß Ihnen die Gesellschaft in Curaçao gehört. Wir können belegen, daß Sie der Inhaber des Nummernkontos 13320 bei der Nassauer Bank sind und daß das Code-Wort, das Sesam-öffne-dich zu diesem Konto, Sarah-Mombasa lautet. In diesem Augenblick, in dem ich mit Ihnen spreche, werden den Maklern alle Beweise, die wir zusammengetragen haben, ausgehändigt. Sie wissen so gut wie ich, daß sie diese Papiere höchst aufmerksam studieren werden und über die notwendige Macht verfügen, um Sie dazu zu zwingen, die Verantwortung, und zwar die volle Verantwortung, für Ihre Kaffee-Spekulationen zu übernehmen.«

Er hielt die Papiere immer noch in der Hand, da ich keine Geste gemacht hatte, sie an mich zu nehmen.

»Cimballi, ich habe Sie gewarnt, daß einmal der Tag kommen wird, an dem Sie bezahlen werden. Bar. *Cash*. Wir sind soweit.«

Wieder lächelte er und wiederholte:

»*Cash!*«

Schweigen. Er bückte sich und legte die Papiere auf den Boden vor meinen Füßen. Dann ging er ruhig den Gang hinunter. Die Tür des Aufzugs schloß sich hinter ihm; lange blieb ich stehen, ohne mich zu rühren.

Keine Sekunde glaubte ich an einen Bluff. Und Horst hatte auch nicht geblufft.

Die Papiere, die er mir dagelassen hatte, bestanden aus sechs verschiedenen Dokumenten:

Das erste betraf die Gesellschaft in Panama; aus der Fotokopie ging eindeutig hervor, daß die panamesische Gesellschaft zu hundert Prozent der Gesellschaft gehörte, die in Curaçao registriert war.

Das zweite war ein Zahlungsauftrag mit meiner Unterschrift, der an meinen Bankier auf den Bahamas gerichtet und mit den Codes versehen war (mit dem Zahlungsauftrag wurde die Rechnung des Britannia-Beach-Hotels vom Dezember ausgeglichen).

Das dritte war ein Kontoauszug des Britannia-Beach-Hotels, aus dem hervorging, daß diese Rechnung, die ausgeglichen worden war, die Aufenthaltskosten von Monsieur und Madame Franz Cimbali, von Monsieur und Madame Alec Jeffries, Mademoiselle Largon – dem Kindermädchen meines Sohnes – und von Monsieur Marc-Andrea Cimbali umfaßte.

Das vierte Dokument war ein handschriftlicher Brief an meinen Bankier, von mir geschrieben, unterschrieben und mit den üblichen Code-Wörtern versehen, in dem ich ihn bat, mir Auskunft zu geben über die verspätete Einlösung eines Wechsels, mit dem ein Teil der Ranch in Arizona bezahlt werden sollte, die offiziell der panamesischen Gesellschaft gehörte.

Das fünfte Dokument war die Antwort des Bankiers an Monsieur F. C, Britannia-Beach-Hotel, Nassau (in seinem

Schreiben entschuldigte sich der Bankier für diese Verzögerung und versicherte mir, für die Zahlung am 15. Januar sei alles Notwendige in die Wege geleitet worden, so daß die Bank in Phoenix, über die der Ankauf der Ranch abgewickelt worden war, keine Klagen zu äußern brauche).

Das sechste Dokument bestand aus verschiedenen Fotokopiert, die belegten, daß der Bankier sein Versprechen eingehalten hatte: Der Wechsel war am 14. Januar vorgelegt und prompt bezahlt worden.

Ich rief meinen Bankier in Nassau an: Er erinnerte sich selbstverständlich an meinen Brief, in dem ich auf die Schwierigkeiten der Wechseleinlösung hingewiesen hatte, an die Umstände, die zu dieser Verzögerung geführt hatten und an die Antwort, die er mir schriftlich gegeben hatte. Warum er mit mir anschließend nie über diesen Zwischenfall gesprochen habe? Nun, ganz einfach, seine Bank hatte in der Tat einen Fehler begangen, als der Wechsel nicht sofort bezahlt worden war, und er war natürlich nicht gerade glücklich darüber gewesen. Und da ich selbst anscheinend ihm keine Vorhaltungen mehr machen wollte, warum hätte er denn dann noch einmal davon sprechen sollen?

Jimmy Rosen las die Dokumente zum dritten- oder viertenmal durch und fragte mich:

»Dieser handschriftliche Brief stammt nicht von Ihnen?«

»Nein. Genauso wenig wie dieser Zahlungsauftrag, mit dem die Hotelrechnung beglichen werden sollte. Beide Dokumente sind gefälscht.«

»Aber die Kontonummer und das Code-Wort sind authentisch? Wie haben die es bloß geschafft, diese Informationen einzuholen?«

Die Dokumente einschließlich meiner Unterschrift waren perfekt gefälscht. Ich selbst hätte sie für echt gehalten, hätte ich nicht gewußt, daß ich diesen Brief nie geschrieben und

diesen Zahlungsauftrag nie erteilt hatte. Ich überlegte mir immer wieder, wie sich Yahls Gruppe wohl die notwendigen Informationen verschafft hatte, bis mir endlich der Diebstahl meiner Brieftasche in New York in der Nähe des Pulitzer-Brunnens wieder einfiel. Einer der Schachzüge meiner Gegner.

Doch trotz der Wut und der außerordentlichen Anspannung meiner Nerven, der ich an diesem Nachmittag des 20. Juni ausgesetzt war, wurde mir sehr schnell bewußt, daß dies alles gar nicht so wesentlich war, zumindest nicht im Moment. Rosen hatte mich bereits darauf hingewiesen, und auch Lupino und Vandenbergh, die ich hinzugezogen hatte, um allgemeinen Kriegerat zu halten, bestätigten es als erstes:

Das Wichtigste, das alles Entscheidende war im Moment meine persönliche Situation ab dem nächsten Morgen:

»Franz, diese Makler werden Sie keine Sekunde in Ruhe lassen. Sie werden von Ihnen verlangen, daß Sie alle Verpflichtungen, die die panamesische Gesellschaft eingegangen war, übernehmen, bis auf den letzten Dollar, und dabei auch nicht davor zurückschrecken, auf Ihren persönlichen Besitz zurückzugreifen.«

Und wenn ich an dieser Behauptung meiner Rechtsanwälte gezweifelt hätte (hatte ich aber gar nicht), dann wäre ich am nächsten Morgen schnell eines Besseren belehrt worden: Als erstes präsentierte sich schon in der Früh der Beauftragte der einen Makleragentur (der der zweiten sollte schon bald danach kommen). Die Maklerfirma Maddox, Berg & Atkinson war schneller gewesen. Der Handlungsbevollmächtigte war nicht einmal aggressiv gewesen, er blieb höflich, aber bestimmt, im Bewußtsein, daß das Recht sich auf seiner Seite befand: Ob die panamesische Gesellschaft nun Konkurs angemeldet hatte oder nicht, ob die in Curaçao inzwischen aufgelöst war oder nicht, das war ihm im Grunde völlig gleichgültig, denn er hielt ja den

Beweis in der Hand, daß diese beiden Gesellschaften identisch waren mit dem leibhaftigen Franz Cimballi.

Der für alle Verpflichtungen einzustehen hatte, bis zum letzten Cent.

*Cash.*

Die Falle war zugeschnappt. Und wenn eine Falle überhaupt ein menschliches Antlitz haben kann, dann das von Philip Vandenbergh, der mich eiskalt und ungerührt von oben bis unten musterte und dann sachlich feststellte:

»Sie sind erledigt.«

Dabei sollte das Schlimmste erst noch eintreffen.

Ich mußte erst eine ganze Nacht kämpfen, bevor ich mich den Argumenten von Rosen und Lupino beugte, die beide überzeugt waren, daß ich keinerlei Chancen hatte zu beweisen, daß ein Teil der vorgelegten Dokumente gefälscht war. Kein Gericht hätte dies anerkannt.

»Und wenn schon, Franz... selbst wenn ein Gericht dies anerkennen würde, die Gesellschaften gehörten schließlich Ihnen, oder?«

In dieser durchwachten Nacht tobte und schrie ich vor Wut, und jedesmal, wenn ich daran dachte, daß Yahl, Horst und mein Schwiegervater zusammengearbeitet hatten, um meinen Ruin herbeizuführen, geriet ich in eine neue Krise, bei der ich Mordgedanken hegte.

Kurz und gut, wir kamen überein, keine gerichtlichen Mittel in Anspruch zu nehmen. Es war mir beinahe gelungen, mich zu beruhigen und diese erste Niederlage hinzunehmen. Wichtig war, erst einmal abzuschätzen, was die Zukunft alles bringen konnte. Es stand bereits fest, daß ich von den beiden Maklerbüros noch weitere Nachzahlungsaufforderungen erhalten würde, denn die brasilianisch-bolivianische OPEC

war inzwischen ganz offiziell auseinandergebrochen, was den Kurs des Kaffees weiter in den Keller trieb, zumal es im Hochland der wichtigsten kaffeeproduzierenden Länder äußerst mild war und man im Augenblick mit einer Rekordernte rechnete. Ich würde Geld benötigen, viel Geld, um allen Ansprüchen gerecht zu werden, die an mich gestellt werden würden.

Im Morgengrauen des 21. begann ich, mit Gott und der Welt zu telefonieren.

Zuerst rief ich Cannat in Paris an: Ich beauftragte ihn, sofort meinen gesamten französischen Grundbesitz zu verkaufen, von der Villa in Saint-Tropez abgesehen, die ich unter allen Umständen aus dem Zusammenbruch heraushalten wollte. Natürlich fragte ich auch, was denn die zehn Millionen Dollar machten, die in Liechtenstein blockiert waren. Ich erhielt genau die Antwort, die ich erwartet hatte: Es bestand im Moment keine Aussicht, an dieses Geld heranzukommen, und dieser Moment würde mindestens noch ein Jahr anhalten, wenn nicht noch länger, zumal die »Repräsentanten Fezzalis«, die wahrscheinlich von einem Unbekannten im Hintergrund aufgewiegelt worden waren, sich im Augenblick gegen alle Verhandlungen sperrten und nicht bereit waren, eine Auflösung der Liechtensteiner Gesellschaft und eine damit verbundene Auflösung der Konten ins Auge zu fassen.

Auch auf amerikanischem Boden war ich Besitzer von verschiedenen Immobilien, die Lupino in meinem Auftrag so schnell wie möglich verkaufen sollte.

Anschließend rief ich den Türken in London an:

»Ich verkaufe dir meinen Anteil am TENNIS-IM-HIMMEL.«

Die Antwort knallte buchstäblich um meine Ohren:

»Du bist völlig übergeschnappt. Ich verfüge nicht über die notwendigen Mittel, um deine Anteile zu übernehmen.«



Schlimmer noch: Der Türke bekam einen regelrechten Wutausbruch, denn ein solcher Verkauf, und da mußte ich ihm insgeheim recht geben, der so überstürzt abgewickelt würde, mußte dem ganzen Unternehmen einen Todesstoß versetzen, da die von Yahl und Horst auf diesem Gebiet organisierte europäische und amerikanische Konkurrenz nur auf eine solche Schwächung des Unternehmens wartete.

»Cimballi, du wirst dich ruinieren und mich in deinen Ruin mit hineinziehen!«

Kurz und gut, er lehnte empört ab.

Dann kamen Li und Liu an die Reihe. Sie waren bereits informiert; die Texaner hatten sie angerufen, um ihnen meinen bevorstehenden Zusammenbruch mitzuteilen. Wer die Texaner informiert hatte? Das wußten sie nicht.

»Franz, du wirst sicher herausbekommen, wer das getan hat. Wir können dir nicht helfen, das weißt du doch. Als wir dir bei unserem letzten Treffen in Florida erklärt haben, daß wir unsere Sparbüchsen leeren müssen, wenn du nicht mitziehst, hat das dich vielleicht zum Lachen gebracht, aber es stimmte. Wir haben keinen Cent mehr zur freien Verfügung.«

Eine Tür nach der anderen schloß sich vor mir.

Und als ich die Texaner anrief, obwohl ich natürlich wußte, was sie mir mitteilen würden, erklärte mir einer ihrer Rechtsanwälte gelassen (die Texaner selbst nahmen sich nicht einmal mehr die Mühe, ans Telefon zu gehen, um mit mir zu sprechen), seine Klienten könnten unter keinen Umständen in den kommenden Monaten zusätzliche Investitionen auf sich nehmen, und selbst später, wenn sie unter Umständen bereit wären, meine Safari-Anteile zu übernehmen, aber eben nur unter Umständen, würden sie schon ihre eigenen Bedingungen stellen. Vielleicht zur Hälfte des Preises. Wenn alles gut ginge. Aber auf keinen Fall sofort.

Als letzten rief ich Paul Hazzard in San Antonio an, der, wie er sagte, völlig am Boden zerschmettert war angesichts der schlechten Nachrichten, aber was sollte er bloß tun? Er würde sich auf alle Fälle nach einem anderen Partner umsehen, der meine Anteile übernehme und auch bereit wäre, für die finanziellen Verpflichtungen geradezustehen, die ich der Bank in Dallas gegenüber eingegangen sei. Diese Bank hatte inzwischen die Restfinanzierung übernommen und auch schon Gelder zur Verfügung gestellt, unter anderem aufgrund meines guten Rufes.

»Franz, es tut mir leid, aber du bringst mich da schon in eine sehr schlechte Lage. Trotzdem werde ich alles tun, um dir zu helfen, das kannst du mir glauben.«

Alles, das beschränkte sich trotz seines ungebrochenen Optimismus auf einige hunderttausend Dollar.

Völlig lächerlich im Vergleich zu der Summe, die ich brauchen würde, um überleben zu können. Lupino und Rosen hatten mir geholfen, einen Überblick über die finanziellen Konsequenzen von Horsts Besuch im Pierre zu gewinnen; ich selbst hatte schon mehrere Male alles zusammengerechnet, und trotz meiner Leidenschaft für Zahlen hing es mir inzwischen zum Hals heraus: Im besten Falle, das heißt, nur unter der Voraussetzung, daß alle Immobilien, über die ich verfügte, zum im Moment besten Marktpreis verkauft werden konnten, durfte ich mit zehn Millionen Dollar rechnen.

Das hieß, daß ich vielleicht die Nachzahlungsaufforderungen von seiten der Makler würde erfüllen können. Vielleicht. Doch diese Depoterhöhungen, die ich bereits erfüllt hatte, und die, die Rosen noch kommen sah, bedeuteten auch, und relativ zwangsläufig, daß am 18. September mein Kaffee dreißig bis vierzig Prozent seines Wertes verloren haben würde und meine vierzehntausendsiebenhundertzweiundfünfzig Tonnen nur noch zwischen fünfunddreißig und vierzig Millionen Dollar

wert waren. Was natürlich nichts an dem Umstand änderte, daß ich dafür sechzig Millionen Dollar würde bezahlen müssen.

»Franz, Ihre Zahlen stimmen mit den von uns errechneten überein. Selbst wenn es Ihnen gelingt, Ihre Anteile am Safari-Park und am TENNIS-IM-HIMMEL zu verkaufen, was ja noch keineswegs feststeht, müssen Sie damit rechnen, daß bei einem weiteren negativen Verlauf der Kurse Ihr Vermögen restlos aufgezehrt wird. Vielleicht steht Ihnen sogar noch Schlimmeres bevor.«

Einem Mann, der gerade in den Sog seines Unterganges gerissen wird, leiht man in der Regel kein Geld.

Am Morgen des 26. Juni ging ich zu dieser Bank in Manhattan, in der Fulton Street, bei der ich bekannt war und mit der ich die Operation Sonnengürtel durchgeführt hatte, das heißt, den Ankauf und Verkauf von Hunderten von Immobilien im sonnigen Süden der Vereinigten Staaten. Auf dieser Operation beruhte ein Großteil meines Vermögens, und ihr verdankte ich die notwendigen Mittel, mit deren Hilfe ich gegen Martin Yahl hatte arbeiten können.

Mit dem Mann, der diese Bank leitete, verband mich mehr als nur unsere gemeinsamen Geschäfte. Er empfing mich, nachdem er mich zwanzig Minuten hatte warten lassen – in den Vereinigten Staaten, in denen ein solches Verhalten ungewöhnlich und geschäftliche Verabredungen normalerweise auf die Minute genau eingehalten werden, ein schlechtes Zeichen.

Unsere persönlichen Beziehungen grenzten trotz des großen Altersunterschiedes zwischen dem Bankdirektor und mir fast schon an Freundschaft. Vor einigen Tagen allerdings hatte er nahezu komplette Unterlagen über mich bekommen, offensichtlich von Horst abgesandt, in denen meine prekäre

Situation genau beschrieben worden war. Ich konnte eine sarkastische Bemerkung nicht unterdrücken:

»Vielen Dank, daß Sie mich sofort angerufen haben, nachdem das Paket bei Ihnen abgegeben worden war!«

Es gelang ihm beinahe, einen verlegenen Eindruck zu machen. Aber nur beinahe. Er hatte natürlich den ihm übersandten Unterlagen kein blindes Vertrauen geschenkt, sondern sich bei allen möglichen Stellen erkundigt, vor allem bei den so honorigen Maklerfirmen, über die ich meine Kaffee-Geschäfte abgewickelt hatte; leider habe sich jede in den Unterlagen festgehaltene Einzelheit bestätigt.

Kurz, völlig ausgeschlossen, mir einen Kredit einzuräumen. Wer denn für mich noch eine Bürgschaft übernehmen würde? Und ob ich vielleicht Sachwerte als Bürgschaft anzubieten habe? Wohl kaum meinen Grundbesitz, da ich ja dabei wäre, ihn zu verkaufen. Und meinen Kaffee wohl auch nicht, dessen Kurs immer tiefer sinke.

Kein Kredit. Nicht von seiner Bank, aber, wie er mir glaubhaft versicherte, wohl auch kaum von einer anderen amerikanischen oder ausländischen Bank.

Als ich wieder auf die Fulton Street trat, tauchten plötzlich Yates Fotografen wieder auf, die mit ihren gleichgültigen Gesichtern und mechanischen Gesten zum Halali bliesen. Sie blitzten mich, bis sich ein Taxi meiner erbarmte und mich auflud.

Jo Lupino drückte als erster aus, was Rosen und ich bisher nur gedacht hatten:

»Franz, du schaffst es nicht. Diese Typen haben an alles gedacht. Ich wäre keineswegs überrascht, wenn sie deine Lage an alle Banken mitgeteilt, das heißt, die gleichen Unterlagen an alle verteilt hätten. Du kannst nichts dagegen unternehmen.

Banken sind vorsichtig. Du hast keinen Ausweg mehr. Wenn du hierbleibst, dann werden sie dich genüßlich massakrieren.«

Ich antwortete nicht.

»Hau ab, Franz. Mach alles zu Geld, was du in den nächsten Tagen zu Geld machen kannst, vor der nächsten Nachzahlungsaufforderung, und verlaß die Vereinigten Staaten.«

Um niemals wieder amerikanischen Boden betreten zu können. Damit mein Foto in allen Zeitungen der Welt veröffentlicht würde (Yahl würde es nicht versäumen, von meiner Lage zu profitieren und meiner Flucht die notwendige, das heißt höchstmögliche Publizität zu verschaffen, davon war ich überzeugt). Damit ich ein allgemein anerkannter Betrüger würde, der in irgendeinem Land, das keinen Auslieferungsvertrag mit Amerika abgeschlossen hatte, bis an das Ende seiner Tage darben mußte. Ich dachte an Zarra auf den Bahamas, der von der amerikanischen Polizei verfolgt worden war, sich mit Leibwächtern umgeben und schließlich resigniert einen Kompromiß mit der CIA geschlossen hatte, um in einer Bananenrepublik Zentralamerikas endlich Ruhe zu finden. Und man verlangte von mir, ein zweiter Zarra zu werden?

Was für ein schmähhliches Ende für einen Tänzer!

»Vielen Dank für den Rat, Joe.«

Rosen und er gingen nach Hause. Ich wußte nicht mehr, seit wie langer Zeit ich kein Bett mehr gesehen hatte; ich wußte nur, daß mich, mit italienischem Espresso meine strapazierten Nerven noch mehr strapazierend, das kleinste Geräusch hochfahren ließ. Ich war am Ende. Wörtlich und im übertragenen Sinn.

Plötzlich läutete das Telefon: Paul Hazzard. Er hatte jemanden gefunden, der bereit war, meinen Anteil an dem Erdölgeschäft zu übernehmen und auch für die der Bank

gegenüber eingegangenen Verpflichtungen geradezustehen. Hazzard konnte mir also die etwas mehr als siebenhunderttausend Dollar zurückzahlen, die ich in dieser Gesellschaft angelegt hatte.

»Franz, wenn du dermaßen dringend Geld brauchst, dann könnte ich dir schon etwas leihen. Nicht viel, du kennst ja meine Situation. Sagen wir einmal, etwas mehr als zweihunderttausend, so daß ich dir einen Scheck über eine Million Dollar schicke, wenn dir damit geholfen ist. Mehr kann ich leider nicht für dich tun...«

Völlig verblüfft starrte ich auf den Telefonhörer, nachdem Paul aufgelegt hatte. In diesem Augenblick wurde mir bewußt, wie großartig Martin Yahls Falle funktioniert hatte. Ich war wirklich erledigt, wie ein Wurm, der von einem Spaten in zwei Teile geteilt worden war und sich vergebens wand.

Wieder läutete das Telefon:

»Franz?«

Paul Hazzard. Er machte sich Sorgen um mich, wollte mir den Scheck nicht schicken, sondern selbst nach New York kommen, mich sehen, mit mir sprechen, mir den Rücken stärken. Er wollte noch am gleichen Abend eintreffen und mich zum Essen einladen. Er sagte ungefähr folgendes:

»Selbst wenn sie dich im Augenblick unterkriegen, du wirst wieder hochkommen, kein Problem. Wir werden zusammen reich werden, du und ich...«

Als ich in mein Hotel zurückkam, gab man mir an der Rezeption ein Paket, das zumindest äußerlich dem mit den Fotos von Maria de Santis und mir ähnelte. Man konnte mir nicht genau sagen, wer es abgegeben hatte; Sauf alle Fälle hatte man gesagt, ich warte darauf.

Ich öffnete das Paket.

Es enthielt weitere fünfzig Aufnahmen, ungefähr, und dazu die Fotokopie eines Artikels aus einer Wochenzeitschrift. Auf den Aufnahmen waren ausschließlich Kleinkinder im Alter von ein bis zwei Jahren abgebildet. Der Artikel ging auf diese mir unbekannten Kinder ein, die alle als Ware gedient hatten, ja, als Ware bei diesem entsetzlichen Kinderhandel zwischen den Ländern Lateinamerikas und den Vereinigten Staaten, das heißt im Grunde genommen eigentlich der ganzen westlichen Welt. Unnötig zu sagen, in welchem Maße ich entsetzt war.

Außer der Fotokopie und den verschiedenen Aufnahmen lag ein Stück weißes Papier in dem Paket, auf dem nur folgende Worte in Großbuchstaben geschrieben waren:

WIR WISSEN, WAS LOS IST.

Vier Stunden später saß ich bereits in einem Flugzeug nach Europa; ich war so überhastet aufgebrochen, um, ich kann es nicht anders ausdrücken, die größte Eselei in meinem Leben zu begehen.

Von Paris aus dann direkt weiter nach Saint-Tropez, ohne einen Halt einzulegen. Die Pistole war hinter den Büchern im ehemaligen Arbeitszimmer meines Vaters versteckt; ich hatte sogar einen Waffenschein. Nachdem ich die Waffe unter dem Vordersitz des Leihwagens versteckt hatte, fuhr ich los.

Von New York aus hatte ich kurz vor meiner Abreise den Engländer in Los Angeles angerufen und ihm aufgetragen, alle seine Spitzel sofort von Martin Yahls Grundstück am Genfer See zurückzuziehen.

Als ich bei einbrechender Dunkelheit dort ankam, war die Überwachung, so wie ich es gewünscht hatte, aufgehoben.

Ich habe meinen Lesern bereits gesagt, daß ich das Grundstück und das Haus kannte. Ich hatte hier mehrmals meine Ferien verbracht, als Vollwaise von meinem Vormund großzügigerweise aufgenommen. Ich kannte noch jeden Baum im Park und wußte vor allem, wie ich in den Park eindringen konnte: Eine Esche wuchs dicht an der Mauer, und es war im Grunde ein Kinderspiel, an der Esche hochzuklettern und von dort auf den Mauersims zu gelangen, dreißig Meter auf der Mauer entlangzubalancieren, ohne versuchen zu wollen, den Stacheldraht zu überwinden, bis die alte Garage in Reichweite lag. Hier mußte ich kurz nach der Passage suchen, die ich mir als Jugendlicher zwischen dem damals schon vorhandenen Stacheldrahtverhau gebahnt hatte, um das Grundstück nach Belieben verlassen zu können. Die Passage war noch da. Ein Sprung, und ich befand mich auf dem Dach der alten Garage.

Das Wohngebäude lag fünfundzwanzig Meter von mir entfernt und war beleuchtet, auf der linken Seite, wo sich die



Unterkünfte und Aufenthaltsräume der Angestellten befanden, aber auch rechts im Erdgeschoß in diesem großen Raum, der als Bibliothek und als Wohnzimmer diente. Ich dachte an die Berichte des Engländers:

»Er trifft sich kaum mit jemandem und empfängt nur sehr wenig Besuch. In der Villa leben außer ihm drei Angestellte und zwei Krankenschwestern, eine für die Tages- und die andere für die Nachtschicht. Er sieht sich am liebsten Filme an und hat sich eine richtige professionelle Anlage installieren lassen, mit deren Hilfe er alle Kopien, die auf dem Markt erhältlich sind, anschauen kann. In den letzten Monaten hat er viele Kopien gekauft, Hunderte, darunter eine beträchtliche Menge an Pornos.«

Dieses Detail hatte mich merkwürdig berührt: Yahls Leidenschaft für Filme war mir unbekannt; zumindest während der Ferien, die ich in der Villa verbracht hatte, hatte er sich nie zu solch billigen Vergnügungen herabgelassen.

Von dem alten Garagendach aus war es ein leichtes, auf den Boden zu kommen, denn die versetzten Mauersteine bildeten eine Art Leiter, die recht bequem war, so daß ich nicht einmal springen mußte. Auf die gleiche Weise gelangte ich am Wohngebäude in die Höhe, bis zu dem Fenster meines ehemaligen Zimmers, dessen Flügel sich immer noch genauso leicht aufdrücken ließen wie zu meiner Jugendzeit. Kaum war das Fenster offen, da drang auch schon laute Filmmusik an meine Ohren.

*Er muß in der Zwischenzeit fast taub geworden sein...*

Ich lud die Pistole durch und ging langsam den Gang entlang. Die Musik wurde immer lauter. Ich ging ihr entgegen, wie man zu einem Kampf geht; während des Fluges hatte ich mir vorgestellt, wie ich die Treppe hinunterzuschleichen hätte; unnötige Vorsichtsmaßnahme, denn die Musik überdeckte jeden Lärm, den ich unter Umständen verursachen konnte, so

daß ich in kürzester Zeit in die Halle kam, die ich wie ein Schatten durchquerte, obwohl es eigentlich unsinnig geworden war, sich in diesem Haus verstecken zu wollen, in dem ich hätte schreien können, ohne daß mich jemand entdeckt hätte. Nach der Musik ertönten jetzt laute Stimmen mit diesem typischen Kinoklang. Ich erkannte sogar das charakteristische Timbre von Pierre Fresnay.

Ich stand vor der Doppeltür zur Bibliothek, unter der Licht schimmerte, und stieß sie auf. Die Möbel standen noch genauso da wie zu meiner Jugendzeit. Nur am Ende des fünfzehn Meter langen Zimmers hatte man vor den Bücherregalen eine Leinwand aufgestellt.

Martin Yahl saß dieser Leinwand gegenüber und hatte mir den Rücken zugekehrt. Ich war nur noch zwei Meter von ihm entfernt, als er sich umdrehte...

»Ich bin nicht Martin Yahl! Schießen Sie nicht. Ich bin nicht Martin Yahl!« schrie aufgeregt dieser Mann, der ihm ähnlich sah, der aber eindeutig nicht Martin Yahl war.

Der Film hatte aufgehört zu laufen. Ich hatte nicht geschossen, doch ich hätte es beinahe getan, als die Angestellten gekommen waren, die nicht von dem Lärm, sondern von der plötzlich eintretenden Stille alarmiert worden waren. Ich hatte nicht geschossen, da die drei Männer, die herbeigelaufen waren, um dem Doppelgänger von Martin Yahl zu helfen, vor dem Lauf meiner Waffe zurückgewichen waren. Ich hatte mir nicht einmal die Mühe gemacht, das Haus zu durchsuchen, sondern war direkt, die Pistole fest in meiner Hand haltend, zum Ausgang gegangen, auf einen Schlag ernüchtert, die Reichweite meines wahnsinnigen Unterfangens einsehend. Ich war erleichtert, daß nichts passiert war, und hatte gleichzeitig die größte Mühe, einen Lachanfall zu unterdrücken, denn ich

hatte endlich verstanden, auf welche Weise mir Martin Yahl während der ganzen Zeit mitgespielt hatte. Zumindest seit einem Jahr.

Die Wahrheit war so einfach, daß niemand daran gedacht hatte: Um mich zu täuschen, aber nicht nur mich, sondern auch Marc Lavater und den Engländer, hatte Martin Yahl sich etwas völlig Undenkbares ausgedacht – einen Doppelgänger. Schlagartig war mir klargeworden, daß Martin Yahl seit Monaten schon nicht mehr in Genf wohnte. Während wir ihn überwachten und jede Bewegung aufzeichneten (natürlich nicht seine, sondern die seines Doppelgängers), die Telefone überwachen ließen und was weiß ich noch alles, unter kaum vorstellbaren Kosten, die im Laufe dieses Jahres so angewachsen waren, daß mir dieses Geld dringend fehlen sollte, konnte Martin Yahl ungehindert durch die Welt reisen, wie es ihm gefiel. Er hatte zweifellos vor mir die Reisen nach Uganda, Brasilien und Bolivien unternommen und die Menschen gekauft, die er zur Verwirklichung seiner Pläne benötigte. Wobei seine alten Nazi-Freunde ihm zumindest in Südamerika sicher geholfen hatten (er war nicht umsonst einer der halboffiziellen Bankiers des Dritten Reiches gewesen), die Falle für mich so aufzubauen, daß ich sie nicht erkennen konnte.

Und dieser Greis am Ende seiner Kräfte, der kurz vor dem Sterben war und zweifellos herzkrank, von dem der Engländer für mich sowohl in dem Park der Genfer Villa als auch in London Aufnahmen angefertigt hatte?

Das war nicht Yahl.

Yahl war kerngesund.

Und hatte mich am Boden zerstört.

Ich hatte das Grundstück wie ein Dieb betreten, verließ es aber ganz offiziell durch das Gartentor. Das erste Gesicht, das ich hinter dem Tor entdeckte, kam mir merkwürdig vertraut vor: der Türke, der sich offensichtlich Sorgen machte.

»Hast du geschossen, Franzy?«

»Nein. Was hast du denn hier zu suchen?«

»Dein Freund Flint hat mich angerufen. Er und ein gewisser Hazzard. Und Jo Lupino. Bist du sicher, daß du auf niemanden geschossen hast?«

»SICHER!«

Ich schrie. Die Angestellten hatten mich bis zum Gartentor verfolgt, das ich gerade öffnete. Sie hielten inne. Einer von ihnen sagte:

»Wir werden die Polizei verständigen.«

»Und die Armee und die Schweizer Marine, wenn ihr schon dabei seid!« antwortete der Türke.

Er nahm mir die Pistole ab und roch am Lauf.

»Gut. Gott sei Dank.«

Dann drehte er sich zu den Angestellten um, hob den Arm, zielte und schrie:

»Peng! Peng! Peng! Ihr seid alle tot!«

Mein Rachefeldzug artete zu einer Farce aus.

Er zog mich schnell zu seinem Wagen und fuhr los. Während er Richtung Genf raste, erklärte er:

»Sie haben mich aus New York angerufen und mir gesagt, daß du dabei bist, eine große Eselei zu begehen. Jo Lupino hat sich Zugang zu deinem Apartment im Pierre verschafft und die Kinderfotos gesehen; eine Schweinerei! Franzy, der Typ, der das verbochen hat, verdient, daß man ihm etwas Bestimmtes abschneidet! Aber du hast dich geirrt. Der Typ, das war nicht Yahl!«

»Was redest du da!«

Der Türke schüttelte seinen Kopf:

»Franzy, völlig sinnlos, mit den Zähnen zu knirschen. Yahl und du, ihr beide seid vor lauter Haß aufeinander blind geworden. Ich spreche nicht von den Geschäften, wo ihr beide eigentlich recht intelligent seid, sondern von eurem persönlichen Verhalten. Franzy, mit sentimentalem Zeugs macht man keine Geschäfte; im Gegenteil, wenn du Geschäfte machen willst, dann mußt du deine Gefühle ausschalten. Warum habe ich wohl meine Weiber im Stich gelassen und bin wie ein Irrer nach Genf gerast? Aus Freundschaft?«

Ich lachte gequält.

»Ganz bestimmt nicht! Nur, hättest du jemanden umgebracht, dann hätte man dich ins Gefängnis gesteckt, mein Freund. Und das wäre für meine Geschäfte schlecht gewesen. Sehr schlecht. Du schuldest mir Geld, wenn du dich erinnern willst.«

Flint und Lupino hatten Marc Lavater angerufen, der sie wiederum mit dem Engländer in Verbindung gebracht hatte. Auf diese Weise hatten sie erfahren, daß ich angeordnet hatte, die Überwachung von Martin Yahls Villa aufzuheben.

»Das hat uns alarmiert. Wir haben dich überall gesucht. Wo bist du eigentlich abgeblieben? In Saint-Tropez? Wir haben dort angerufen, aber niemand ist an den Apparat gegangen. Was hätten wir tun können? Yahl warnen? Und wenn wir uns in deinen Absichten getäuscht hätten? Wir wären dagestanden wie begossene Pudel.«

Wir hatten Cologny hinter uns gebracht und kamen in Genf an; der Türke fuhr direkt zum Flughafen.

»Kommen wir noch einmal auf die Fotos zurück. Lupino war außer sich vor Wut. Marc Lavater auch. Der Engländer wußte, wo sich Horst aufhielt. Lupino und Hazzard sind zu diesem Horst gefahren. Und Hazzard hat ihm einfach aus Prinzip erst einmal eine auf die Schnauze gegeben, bevor es sich herausstellte, daß Horst nichts mit den Fotos zu tun hat. Zu spät. Horst liegt im Krankenhaus. Völlig zerschunden, der

Arme. Es hat den Anschein, als ob dieser Hazzard ein Monstrum wäre!«

Wir hatten Genf inzwischen hinter uns gelassen und befanden uns auf der Ausfallstraße Richtung Flughafen. Der Türke fragte:

»Und wenn es weder Horst noch Yahl waren, wer kommt dann in Frage?«

Der Flughafen Cointrin. Flint, die ewige Zigarre im Mund, wartete auf uns. Besorgt fragte er mich:

»Hast du ihn umgelegt, Franz?«

»Er hat niemanden umgelegt«, antwortete der Türke für mich. »Jetzt schau, daß du endlich in die Luft kommst.«

Wir hoben ab.

»Franz, zwischen zwei Ohrfeigen, die dein Freund Hazzard Horst liebevoll und nachdrücklich verabreichte, hat Horst sich bequemt, einiges zu erzählen.«

Wir befanden uns bereits über Frankreich.

»Maria de Santis, sagt dir das etwas? Gut. Sie hat weder mit Yahl noch mit Horst etwas zu tun. Sie wurde, und das steht inzwischen fest, nicht von den beiden bezahlt, sondern von jemand anderem. Von dem Scheißkerl, der dir die Aufnahmen mit den verkauften Kindern geschickt hat. Von dem, der von Anfang an als Spitzel für Yahl, aber auch auf eigene Rechnung gearbeitet hatte und dabei das, was sich Horst für dich ausgedacht hatte, benutzte, um dich noch mehr zu quälen. Horst hat eingeräumt, daß er einen gewissen MacIves mit deiner Überwachung beauftragt hat. Doch diese Überwachung wurde im Januar, nachdem dein Sohn verschwunden war, eingestellt. Und als sie wieder aufgenommen wurde, arbeitete MacIves im Auftrag von diesem anderen, der schon lange seinen eigenen Plan entwickelt hatte. Und bei diesem Unbekannten handelt es sich immer um den gleichen Typen. Weißt du, von wem ich spreche?«

»Ja. Von meinem Schwiegervater.«

Gegen ein Uhr in der Nacht kamen wir in Paris an. Marc Lavater wartete auf mich, abgemagert, gealtert und sich mühsam mit Hilfe von zwei Krücken voranschleppend, aber nicht mehr an sein Bett gebunden.

Ich lehnte es ab, ihn nach Chagny zu begleiten, so daß er gezwungen war, mit mir nach Saint-Tropez zu fahren. Körperlich war er noch keineswegs im Vollbesitz seiner Kräfte und konnte sich nur unter Mühen fortbewegen; trotzdem hatte ich den Eindruck, als ob er seine väterliche Rolle, mich überwachend und gleichzeitig schützend, wieder aufgenommen hätte. Vielleicht hatte er Angst, daß ich neue Mordpläne wälzte, doch in dieser Hinsicht konnte ich ihn beruhigen.

»Marc, einmal habe ich den Idioten gespielt; das reicht. Ich werde mit meinem Schwiegervater auf andere Weise abrechnen.«

Der Engländer hatte sich mit Yahls Doppelgänger beschäftigt: ein gealterter deutscher Schauspieler, der tatsächlich herzkrank war – die Diagnosen der Pariser Spezialisten waren echt! –, und der, während er in Yahls Villa auf seinen Tod wartete, sich die Zeit damit versüßte, Filme anzuschauen.

»Aber, Monsieur Cimbali, warum haben Sie mir nie von dieser de Santis und diesen vorgetäuschten Intimfotos berichtet? Ich hätte Ihnen sehr schnell bewiesen, daß es sich um zwei verschiedene Operationen handelt, von denen die eine auf rein geschäftlichem Gebiet ablief und die von Horst beauftragten Fotografen keinen anderen Zweck erfüllen sollten, als Sie zu verunsichern, und die zweite sich zwar direkt an die erste anschloß, im Grunde aber völlig unabhängig war und von diesem armseligen Typen Jeffries in Gang gesetzt und gehalten wurde.«

Armseliger Typ, eher ein armseliges Wort für dieses Schwein!

»Vergiß ihn«, empfahl mir Marc. »Was kannst du eigentlich gegen ihn machen? Einen Prozeß anstrengen? Killer engagieren? Franz, jetzt sei mal vernünftig – du bist schließlich nicht Billy the Kid.«

Ich erinnerte mich an einen Satz Philip Vandenberghs: Den Wert eines Mannes kann man an dem Wert ablesen, den seine Feinde haben. So ähnlich zumindest hatte er sich einmal ausgedrückt. Und ein so mittelmäßiger, jämmerlicher, grotesker und gleichzeitig niederträchtiger Feind wie Alex Jeffries – kein Grund, sich laut zu rühmen.

Im Kopf sah ich das ein, doch meine Gefühle wollten in diesem Fall meinem Kopf nicht folgen.

»Und außerdem«, fügte Marc noch an, »solltest du dich im Moment wirklich um wichtigere Dinge kümmern.«

In erster Linie um meinen Sohn. Aber da konnte ich nichts anderes tun als abwarten.

Und dann natürlich um meine verschiedenen laufenden Geschäfte, bei denen ich nicht nur etwas tun konnte, sondern auch dringend tun mußte, denn sie liefen immer schlechter. Der umfangreiche Verkauf meiner Immobilien in Europa und den Staaten war natürlich nicht innerhalb von wenigen Tagen abzuwickeln gewesen. Inzwischen konnte Lupino eine erste Bilanz ziehen; es war ihm gelungen, meine amerikanischen Häuser, Grundstücke und Wohnungen für sieben Millionen Dollar zu verkaufen, ein recht anständiger Preis. Auf alle Fälle mehr, als wir erhofft hatten, aber auf dramatische Weise weniger, als ich brauchte. Cannat war es gelungen, für unsere Wohnung im japanisch-normannischen Look in der Pariser Avenue Henri-Martin einen Käufer zu finden, der allerdings nicht bereit war, mehr als drei Millionen französische Francs dafür auszugeben, weit weniger, als ich, wenn ich die Kosten



für unseren ›Innenarchitekten‹ dazurechnete, ausgegeben hatte, nämlich vier Millionen Francs. Auch die anderen Immobilien in Frankreich mußte ich unter Verlust abstoßen. Alle außer Saint-Tropez. Es war reiner Zufall gewesen, daß ich *La Capilla* nicht über die panamesische Gesellschaft, sondern auf anderem Wege erworben hatte. So konnte ich hoffen, daß dieser Besitz mir erhalten bleiben würde und Yahl nicht nachweisen konnte, daß ich der eigentliche Besitzer dieser Villa war. Außer wenn es ihm auch hierbei gelungen war, hinter den verschachtelten Aufbau meiner verschiedenen Firmenimperien zu kommen und mir auch in diesem Punkt den Todesstoß zu versetzen.

Lupino hatte den Versuch unternommen herauszufinden, auf welche Weise es Martin Yahl gelungen war, das Geheimnis meiner Gesellschaften in Panama und Curaçao zu lüften. Mitte August lieferte er mir einen ersten Bericht.

1. Punkt: Die Rechnung des Britannia-Beach-Hotels in Nassau. Sie entsprach in allen Einzelheiten unserer tatsächlich in diesem Hotel mit der ganzen Familie inklusive Kindermädchen verbrachten Zeit. Mein hochgeehrter Schwiegerpapa hatte am Ende dieser Woche sich großzügig bereit er klärt, die Rechnung zu begleichen. Eine Großzügigkeit, die mich sehr erstaunt hatte, denn bisher hatte er es immer vor gezogen, auf meine Kosten zu leben, obwohl er selbst nicht nur wohlhabend, sondern richtiggehend reich war. Nun, da hinter steckte ein Teil der Falle: Die Rechnung wurde nicht von meinem Schwiegerpapa, sondern von meinem Bankier beglichen, der in meinem (gefälschten) Auftrag handelte. Dank dieser Fälschung konnte Alec Jeffries die Beziehungen zwischen mir und der panamesischen Gesellschaft nachweisen, denn die Quittung erwähnte diese

Gesellschaft als Auftraggeber der Überweisung, mit der die Rechnung bezahlt worden war.

2. Punkt: Die Wechsel, mit der die Ranch in Arizona bezahlt wurden. Es war richtig, daß meine Bank in Nassau einen Wechsel erst mit Verspätung an die Bank in Phoenix bezahlt hatte, die mit der Abwicklung dieses Ankaufes von meiner panamesischen Gesellschaft beauftragt worden war. Doch das war auch bereits das einzige authentische Element, das zusammen mit geschickt hergestellten und eingesetzten Fälschungen es meinem Schwiegervater ermöglicht hatte, den Betrug aufzuziehen. Als der Brief der Bank in Phoenix, in dem auf die Zahlungsverzögerung bei der Begleichung der Wechsel hingewiesen wurde, auf der Ranch eingetroffen war, hatte sich mein Schwiegervater dort aufgehalten; nichts einfacher, als diesen Brief an sich zu bringen und mit Hilfe eines Fälschers einen Brief an meinen Bankier in Nassau zu schreiben; auch die Antwort meines Bankiers mußte von meinem Schwiegervater abgefangen worden sein, denn ich wäre natürlich stutzig geworden, hätte ich eine Antwort auf einen Brief erhalten, den ich nie geschrieben hatte. Dieses Schreiben meines Bankiers war natürlich ein weiterer Beweis für die Verbindung zwischen meiner panamesischen Gesellschaft, der Bank in Nassau und mir. Unanfechtbar, auch wenn alles auf gefälschten Unterlagen beruhte.

Auf alle Fälle konnte ich, wie ich Lupino gegenüber einräumen mußte, nicht beweisen, daß es sich um Fälschungen handelte, zumal diese Verbindungen, die ich hatte geheimhalten wollen, ja tatsächlich existiert hatten. Einen Punkt konnte auch Lupino nicht klären:

»Franz, ich weiß auch nicht, auf welche Weise sie die Nummer deines Geheimkontos und das Codewort dazu erfahren haben.«

Es hatte natürlich Vorteile, wenn man, wie ich, mit anonymen, in steuerfreundlichen Ländern ansässigen Gesellschaften arbeitete, aber auch Nachteile und sogar Gefahren: Die zu Lebzeiten des Kontoinhabers ergriffenen Vorsichtsmaßnahmen konnten sich unter Umständen gegen die Erben wenden, falls der Kontoinhaber unerwartet sterben sollte. Natürlich hatte ich für diesen Fall Vorsorgemaßnahmen ergriffen und alle Dokumente in dreifacher Ausfertigung hinterlegt, so daß mein Sohn im Falle meines Todes problemlos die ihm zustehende Erbschaft antreten konnte. Diese Dokumente, unter denen sich natürlich auch die Nummer und das Codewort meines Kontos bei der Nassauer Bank befanden, hatte ich in drei verschiedenen Schließfächern hinterlegt, in Lausanne, Genf und Los Angeles, mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß diese Schließfächer nur im Fall meines Todes geöffnet werden durften. Nur drei Personen hatten Zugang zu diesen Schließfächern: ein kalifornischer Rechtsanwalt, Marc Lavater und Catherine.

Wie Schuppen fiel es mir von den Augen...

Am 8. Juli erhielt ich die vierte Nachzahlungsaufforderung meiner Kaffee-Makler: weitere sechs Millionen Dollar, denn der Kurs des Kaffees hatte inzwischen um weitere zehn Prozent nachgegeben.

Ich bezahlte.

Meine Situation war mehr als überschaubar. Ich konnte noch ein, zwei Nachzahlungsaufforderungen erfüllen, falls sie keine schwindelnden Höhen erreichen sollten.

»Doch das ändert nichts an deinem Problem«, wies Marc mich zurecht, wie üblich auf den springenden Punkt kommend.  
»Auch wenn du alle Nachzahlungsaufforderungen erfüllen

kannst – am 18. September mußt du unweigerlich abrechnen und den Restbetrag auf den Tisch legen.«

So wie die Dinge aussahen, fehlten mir im Juli immer noch ungefähr zwanzig Millionen Dollar, um alle Ansprüche befriedigen zu können. Ein Trost: Auch die zehn Millionen Dollar, die in Liechtenstein blockiert waren, hätten nicht ausgereicht, um Yahls Angriff endgültig abzuwehren.

Ich verließ kaum noch Saint-Tropez, wo ich mich seit meinem eher grotesken Ausflug in die Schweiz aufhielt. Inzwischen ließ es meine Selbstachtung zu, daß ich, zumindest in privatem Kreis, über diese Episode lachte, vor allem wenn ich mich an das Gesicht dieses alten, entsetzten Schauspielers erinnerte, der offensichtlich die gemütlichste Rolle seines Lebens spielte und dabei auf einen ›Mörder‹ stieß. Hoffentlich war ihm die Lust auf *High Noon* und seine Porno-Filme inzwischen nicht vergangen. Ich werde nie vergessen können, wie er sich die Perücke vom Kopf riß und schrie:

»Ich bin nicht Martin Yahl! Schießen Sie nicht!«

Ein Detail, das ich meinen Lesern bisher verschwiegen habe, war mir besonders in Erinnerung geblieben:

»Marc, weißt du eigentlich, welchen Film sich dieser arme Teufel gerade anschaute, als ich hinter ihm aus dem Dunkel auftauchte und ihn für Martin Yahl hielt?«

»Nein. Die *Rückkehr des Zorro* vielleicht?«

»Falsch. *Die große Illusion* von Jean Renoir.«

Natürlich ließ ich mir von dem Engländer laufend berichten, wie es um die Suche nach Marc-Andrea stand.

Ich verließ Saint-Tropez immer nur für kurze Zeit und eigentlich nur zu einem einzigen Zweck: einen Kredit aufzutreiben, der es mir ermöglichen sollte, am 18. September meine Verträge einzuhalten. Doch alle Reisen verliefen völlig

ergebnislos. Ich hätte mir mit dem Geld, das ich auftrieb, nicht einmal einen Kühlschrank kaufen können.

Obwohl nach außen hin anscheinend Ruhe herrschte, kamen die Dinge langsam in Bewegung.

Anfang August rief mich Philip Vandenberg an; der Schuft hatte sich nach langem Zögern bereit erklärt, weiterhin für mich zu arbeiten. Vandenberg hatte in meinem Auftrag lange mit den Texanern verhandelt, die ihn eine Ewigkeit hinhielten, bevor sie sich bereit fanden, meine Anteile zu übernehmen. Meine Leser können sich sicher meine Niedergeschlagenheit vorstellen, als ich mich mit der Tatsache abfinden mußte, mein Safari-Projekt, das ja ganz das Kind meiner Fantasie war, auf immer aufgeben zu müssen, denn mir war natürlich klar, daß die Texaner niemals bereit sein würden, mich später wieder einsteigen zu lassen.

Vandenberg, der normalerweise eiskalt war, zögerte kurz, räusperte sich nachhaltig und wagte erst dann, mir die Summe zu nennen, die die Texaner mir bezahlen wollten:

»Viereinhalb Millionen Dollar.«

Das Projekt war meine Idee gewesen, und ich hatte bereits mehr als acht Millionen Dollar investiert! Doch anscheinend war kein besseres Ergebnis erzielbar, denn Vandenberg fügte sofort hinzu:

»Sie haben achtundvierzig Stunden Zeit, sich zu entscheiden. Doch ich bitte Sie, sich nichts von weiteren Verhandlungen zu versprechen. Die Texaner werden nicht nachgeben.«

An diesem zweiten August trennten mich noch siebenundvierzig Tage von dem schicksalsschweren Stichtag.

»Wann kann ich den Verkaufsvertrag unterzeichnen?«

»Ab morgen, wenn es Ihnen möglich sein sollte, nach New York zu kommen.«

Natürlich war mir das möglich. Ich sagte Marc Bescheid, reservierte einen Platz in der Linienmaschine Paris-New York

und natürlich auch in der entsprechenden Nizza-Paris. Ich hatte nur noch sechs, im Höchstfall sieben Stunden Zeit, dann mußte ich zum Flughafen. Doch innerhalb dieser Zeitspanne sollten sich zwei Ereignisse abspielen, die meine Situation noch verschlimmerten. Wie heißt es doch so schön: Ein Unglück kommt selten allein!

Die erste schlechte Nachricht übermittelte Jimmy Rosen, wieder per Telefon, der von einem seiner Informanten aus London die vertrauliche Nachricht erhalten hatte, daß große Mengen ugandischen Kaffees auf dem Markt auftauchten, die nach Ansicht aller Fachleute für lange Zeit noch in einem Land hätten blockiert bleiben müssen, das sich in Bürgerkrieg und Chaos aufrieb.

»Franz, da hat jemand, sehr wahrscheinlich Ihr Freund Yahl, ein Expeditionskorps finanziert, dem es gelungen ist, den fraglichen Kaffee bis nach Mombasa zu transportieren. Im Grunde ist es nicht die Menge des Kaffees, die zusätzlich auf den Markt gelangt – so gewaltig ist die nun wiederum auch nicht –, sondern die Tatsache, daß jemand große Mittel zur Verfügung stellt, um den Kaffeepreis zu drücken, anscheinend für die Spekulanten, die jetzt natürlich geschlossen auf Baisse setzen. Die meisten gehen in Deckung.«

»Und die Kurse fallen?«

»Mit atemberaubender Geschwindigkeit. Sie müssen morgen schon mit einer Nachzahlungsaufforderung rechnen.«

»Rosen, wissen Sie bereits, in welcher Höhe diese Nachzahlungsaufforderung sich wohl bewegen wird?«

»Nicht unter zwanzig Prozent, Franz. Es tut mir leid, aber es nützt nichts, wenn ich Ihnen die Wahrheit verschweige. Sie werden wohl mit zwölf Millionen Dollar rechnen müssen, bar auf den Tisch.«

Wie leid es mir erst tat! Ich hatte das Gefühl, als würde ein glühender Dolch in meine Eingeweide gestoßen.

Selbst mit den viereinhalb Millionen Dollar der Texaner verfügte ich über nicht einmal fünfzehn Millionen Dollar. Das Ende war nahe.

Ich legte den Hörer auf. Marc hatte inzwischen einen Besucher in die Villa gelassen, den ich nicht kannte, einen Rechtsanwalt aus Paris, der sich die Mühe gemacht hatte, sich persönlich nach Saint-Tropez zu begeben, um mir folgende Nachricht zu übermitteln: Catherine wollte sich scheiden lassen, so schnell wie möglich. Der Grund? Mein ›schamloses‹ Verhalten einer gewissen Maria de Santis gegenüber!

Ich versuchte, diese Tiefschläge so schnell wie möglich zu verdauen. In New York traf ich mich mit den Vertretern der Texaner, unterzeichnete die Verträge, die ein für allemal festhielten, daß ich keinerlei Rechte mehr auf mein Safari-Park-Projekt hatte, und regelte die Überweisung der zwölf Millionen Dollar, die die Londoner und New Yorker Makler prompt von mir gefordert hatten.

Anschließend flog ich nach Frankreich zurück und verbrachte eine Woche am Telefon, bis ich endlich Catherines Mutter sprechen konnte; ich weiß nicht mehr, welche Drohungen und Versprechen ich vorher hatte abgeben müssen. Zuerst die kalte Dusche:

»Franz, Sie verschwenden Ihre Zeit. Übrigens, Catherine hält sich nicht in Frankreich auf.«

Später erfuhr ich zufällig, daß Catherine sich auf den Gütern der Familie Jeffries in England aufhielt.

»Und Sie wird Frankreich so lange nicht betreten, wie dies angebracht ist.«

Mit anderen Worten, erst wenn die Scheidung ausgesprochen worden war, wollte Catherine wieder in ihre Heimat zurückkehren.

Ich versuchte, meine Stimme wieder in Gewalt zu bekommen, als ich meine Schwiegermutter fragte:

»Und sie möchte nicht einmal wissen, was aus unserem Sohn geworden ist?«

Schweigen.

»Franz, glauben Sie, daß sich Ihre Lage wieder einmal bessern wird? Ich spreche von Ihrer finanziellen Lage.«



»Ja.«

»Trotz Martin Yahl?«

Der ja, wie ich beinahe vergessen hätte, ein Vetter von ihr war.

»Trotz Martin Yahl.«

Neues Schweigen.

»Franz, das Merkwürdigste ist wohl, daß ich es durchaus für möglich halte, daß Sie dazu fähig sind. Ich wünsche es Ihnen, aufrichtig.«

Ich mußte wieder mit meiner Stimme kämpfen.

»Danke.«

Dann setzte ich ihr in allen Einzelheiten auseinander, daß die sogenannte Affäre de Santis nichts anderes war als ein großer, von ihrem Gatten inszenierter Betrug. Ich erzählte ihr von MacIves, der mich im Auftrag von anfänglich Horst und später dann Jeffries überwacht hatte, vor allem aber von den zwei Sendungen mit den Fotografien, und hier vor allem von der zweiten, der abscheulichsten; ich konnte kaum meine Stimme zügeln, denn wilder Haß stieg in mir auf.

»Er ist dafür verantwortlich, nur er allein, daß mir dieses Paket ins Pierre geliefert worden war!«

Ob ich einen Beweis habe?

Leider nicht.

Neues Schweigen. Ich fragte:

»Ist das alles?«

»Ich verstehe nicht, was Sie meinen.«

»Oh, doch, Sie verstehen sehr wohl... Oh, mein Gott, ich hatte einmal angenommen, daß Sie mich mögen!«

Sehr lange blieb es still in der Leitung, und ich hätte beinahe annehmen können, daß sie aufgelegt hatte, doch ich hörte immer wieder, wie sie gepreßt Atem holte, und spürte, als sie dann weitersprach, daß sie vielleicht von diesem Gespräch noch tiefer getroffen wurde als ich.

»Franz, versetzen Sie sich einmal in meine Lage. Kann ich es überhaupt zulassen, daß Ihre Behauptungen, die Sie ja nicht beweisen können, zutreffen? In diesem Fall...«

Schweigen.

»Franz, es gibt nur eine Möglichkeit: diese ganzen Abscheulichkeiten bewußt unter den Teppich zu kehren. Franz, ich will mein derzeitiges Leben nicht aufgeben, nicht mutwillig zerstören. Und darum geht es ja auch gar nicht. Wer könnte für sich das Recht in Anspruch nehmen, zu urteilen, zu verurteilen? Zu bestrafen? Das alles ist mir nicht wichtig, nur eines: das Glück meiner Tochter. Und ich bin überzeugt, Franz, wirklich überzeugt, daß es für Catherine und sogar für Sie besser ist, wenn sie sich endgültig trennen.«

Ihre Stimme wurde wieder fester.

»So wie ich auch überzeugt bin, daß das, was Sie die Affäre de Santis nennen, mit der eigentlichen Scheidung nichts zu tun haben darf! Ich werde mit Catherine und ihren Anwälten reden. Ich werde alles daransetzen, daß die Scheidung so reibungslos und so schnell wie möglich über die Bühne gehen wird.«

»Madame, ich werde alles tun, was Sie wünschen, wenn Catherine mir das Sorgerecht für meinen Sohn überläßt.«

»Franz, was für ein Wahnsinn! Sie wissen doch genauso gut wie ich, daß jede Hoffnung sinnlos ist!«

»Nein, das weiß ich nicht so gut wie Sie. Ich wiederhole, wenn Catherine mir das Sorgerecht überträgt, werde ich mit allem anderen einverstanden sein.«

Mehr brauchte es nicht, um dieses Kapitel abzuschließen.

Im August versuchte ich fieberhaft zu retten, was zu retten war.

Von dem Besitz in Saint-Tropez einmal abgesehen, den ich immer noch zu behalten hoffte, und der Insel Maria Cay hatte ich inzwischen alles verkauft, was ich hatte verkaufen können, so wie dieser Kapitän bei Jules Verne, der sein Schiff verbrannte, um weiter vordringen zu können.

Unablässig rechnete ich meine Bestände zusammen, bis es schon langsam zu einer Manie wurde; das Ergebnis war, wie nicht anders zu erwarten, immer gleich: Mitte August besaß ich nur noch zweieinhalb Millionen Dollar.

Ein Umstand, der bei anderen Menschen wahrscheinlich Zufriedenheit ausgelöst hätte, bei mir aber nur auf den in Kürze eintretenden absoluten Bankrott hinwies. Hätte mich die nächste Nachzahlungsaufforderung nicht am 5. September, sondern bereits zwischen dem 2. und dem 30. August erreicht, dann wäre ich mit Pauken und Trompeten untergegangen. Im September hatte ich noch einmal sechs Millionen Dollar nachzahlen müssen; da ich im August nicht einmal die Hälfte dieser Summe zur Verfügung gehabt hatte, wäre mir auch mit einem Notverkauf der Villa *La Capilla* und der Insel in der Karibik nicht geholfen gewesen.

Einmal davon abgesehen, daß ich ja am 18. September auf alle Fälle die Verträge zu erfüllen hatte.

Meine Leser wissen bereits, daß ich nur mit Mühe davonkam; Ute Jenssen, die mich am 29. August in Saint-Tropez besuchte, war mein rettender Engel. Sie hatte mich aus London angerufen und mir fröhlich mitgeteilt, sie träfe am nächsten Tag in Saint-Tropez ein, wo ich selbst erst vor kurzem nach vier anstrengenden und erfolglosen Tagen in New York wieder angekommen war.

Ich holte sie auf dem kleinen Flughafen La Mole ab; Ute trug eine Art Pareo ›á la Tahiti‹, der an ihren Brustwarzen begann und auf der Höhe ihrer wohlgeformten Hinterbacken endete.

Selbst im schwachen Gegenlicht war deutlich erkennbar, daß sie auf weitere Kleidungsstücke verzichtet hatte.

»Du hast mir doch immer gesagt, in Saint-Tropez liefe man nackt herum!«

»So nackt dann auch wieder nicht, oder höchstens am Strand.«

Sie küßte mich, sie küßte Marc, sie küßte einen Sicherheitsbeamten, der sich gerade in ihrer Reichweite befand...

»Wie gehen deine Geschäfte, Franny?«

»Es könnte schlimmer sein... Ich könnte zu allem Übel noch Zahnschmerzen haben...«

»Dein Sohn?«

»Nichts...«

»Und du hast deine Millionen immer noch nicht aufgetrieben?«

»Immer noch nicht.«

Als ganzes Gepäck hatte sie eine kleine Kroko-Tasche bei sich; sie machte sie auf, holte eine Tube mit Sonnencreme, einen zweiten Pareo, ein Badehöschen, das nicht einmal die Größe eines vierblättrigen Kleeblattes erreichte, und einen Scheck über vier Millionen Dollar heraus.

»Natürlich hätte ich dir diese frohe Botschaft bereits am Telefon mitteilen können, doch ich habe es vorgezogen, selbst zu kommen und dir den Scheck zu überreichen. Dieser Hochstapler hat schließlich doch nachgegeben; ich hoffe, das hast du in der Zwischenzeit begriffen... So solide sind diese Türken denn auch nicht. Kurz und gut, ich habe ihn so weit gebracht, daß er auf deinen Vorschlag eingeht: Er kauft dir deine Anteile am TENNIS-IM-HIMMEL ab. Wir haben unsere Sparbüchsen geleert, beide, und alles zusammengekratzt, was wir zusammenkratzen konnten: vier Millionen Dollar. Mehr kann ich wirklich nicht mehr für dich tun!«

Sie lächelte mich an. Ich sagte zu ihr:

»Ich liebe dich.«

Sie nickte mit dem Kopf und war plötzlich gerührt:

»Das habe ich auch verdient, mein Lieber. Denn das ist noch nicht alles: Ich bin vielleicht völlig übergeschnappt, der Türke zumindest ist davon fest überzeugt, aber ich konnte es nicht ertragen, dich aus einem Geschäft zu vertreiben, das gut ist und immer besser werden wird, trotz unserer Gegenspieler, und das der Türke und ich nur mit deiner Hilfe haben machen können. Utes Papa wäre über ein solches Verhalten böse geworden. Er hatte eine glänzende Idee. Weißt du eigentlich, was ein Rückkaufsrecht ist?«

DAS WAR'S!

Ich werde nie vergessen, wie wir auf der Terrasse meiner Villa am Strand von Pampelonne saßen und die Verträge unterschrieben, mit deren Hilfe ich in den Besitz von vier Millionen Dollar kam; natürlich riskierte ich, nach meinen Anteilen an dem Safari-Projekt nun auch aus dem TENNIS-IM-HIMMEL aussteigen zu müssen, doch ich war immerhin noch nicht am Ende. Im Gegenteil. Ich spürte, daß ich unter Umständen schon bald würde wieder tanzen können...

... denn ich war fest davon überzeugt, in diesem Augenblick endlich die Möglichkeit gefunden zu haben, mit deren Hilfe ich den Maklern in London und New York das Maul stopfen und vor allem die von Martin Yahl so sorgfältig vorbereitete Falle unschädlich machen konnte.

Ein Verkauf mit Rückkaufsrecht!

Noch war Cimbali nicht tot!

Am 2. September, sechzehn Tage vor dem Auslaufen meiner Kaffee-Verträge, saß ich in San Francisco meinen Freunden Li und Liu gegenüber, die melancholisch mit dem Kopf nickten:

»Franz, du hättest wirklich nicht die weite Reise bis nach San Francisco zu machen brauchen. Wir können nichts für dich tun, das haben wir dir doch bereits gesagt. Übrigens, wieviel brauchst du? Zwanzig Millionen Dollar?«

»Eher fünfundzwanzig. Nein, nicht eher, sondern sicher fünfundzwanzig.«

Entsetzt schüttelten sie ihre gelben Köpfe:

»Fünfundzwanzig Millionen Dollar! Franz, du bist verrückt geworden, du befindest dich bereits im Delirium!«

Selbst unter normalen Umständen, ohne diese enormen Investitionen, die ihr Kapital völlig in Anspruch nahmen, hätten sie mir diese Summe nie geliehen.

»Wir lieben dich sehr, Franz, aber nicht für fünfundzwanzig Millionen Dollar.«

Und Banken würden mir eine solche Summe sowieso nicht leihen.

Ich stellte ihnen die Frage, die Ute Jenssen mir gestellt hatte:

»Wißt ihr eigentlich, was ein Rückkaufsrecht ist?«

Sie wußten es. So wie jeder diesen Begriff kannte, der sich mit kaufmännischen Dingen beschäftigte. Warum war ich nicht schon viel früher auf diese Idee gekommen? Ein Verkauf mit Rückkaufsrecht ist im Grunde ein ganz normaler Verkauf, bei dem der Verkäufer sich allerdings das Recht vorbehält, das, was er verkauft, innerhalb einer bestimmten Frist wieder zurückzukaufen, wobei er natürlich nach Ablauf dieser Frist nicht nur den Kaufpreis zurückzuerstatten hat, sondern auch Zinsen, die durchaus beträchtliche Ausmaße annehmen können, und die Kosten, die bei diesem Geschäft entstanden sind.

Meine beiden chinesischen Freunde fragten sich, was ich wohl mit Rückkaufsrecht zu verkaufen hatte, das fünfundzwanzig Millionen Dollar zuzüglich Zinsen und Spesen wert sei.

Die Antwort war sehr einfach: meinen Kaffee.

Wenn es mir gelang, einen Käufer für meinen Kaffee zu finden, der sich auf eine Rückkaufsklausel einließ, dann konnte ich am 18. September auch die letzte Kaffeebohne bezahlen, das heißt, den noch fehlenden Betrag bis zu den sechzig Millionen Dollar aufstocken. Und anschließend natürlich sofort weiterverkaufen. Auch wenn der Kurs drastisch gefallen war und zumindest im Augenblick noch nichts darauf hinwies, daß er wieder steigen würde, konnte ich damit rechnen, bei dem Verkauf zwischen fünfunddreißig und vierzig Millionen Dollar zu erzielen und mit diesem Geld den Rückkaufsvertrag einzulösen...

Li und Liu schauten mich mitleidig an.

»Gloßel klein! Cimbali ist inzwischen völlig übelgeschnappt! Franz, der Kurs des Kaffees sinkt im Augenblick täglich...!«

»Ich weiß. Rechnet doch einmal mit mir die Geschichte durch. Ich habe den Kaffee für einen durchschnittlichen Preis von einhundertfünfundachtzig Cent pro Pfund gekauft; in zwei Wochen wird er höchstwahrscheinlich nur noch einhundertvierzig oder gar einhundertdreißig Cent pro Pfund wert sein. Einverstanden? Gut, einigen wir uns auf einhundertdreißig. Für meine sechzig Millionen Dollar werde ich am 18. September 14752 Tonnen Kaffee bekommen. Wieder einverstanden?«

»Wenn du das durchgerechnet hast...«

»Natürlich habe ich das durchgerechnet... Selbst für einhundertdreißig Cent pro Pfund ist mein Kaffee nicht völlig wertlos, oder? Jetzt strengt euch nicht an, ich habe das alles schon gerechnet: Ich werde zweiundvierzig Millionen einhundertneunzigtausend siebenhundertzwanzig Dollar bekommen.«

Schweigen. Ich fügte schnell hinzu:

»Ich habe die Summe abgerundet; in Wirklichkeit sind es siebenundsechzig Cents mehr.«

Li und Liu weisen in meinen Augen einen kaum zu überschätzenden Vorteil auf: Selbst wenn ein Fall ganz offensichtlich zum Verzweifeln schlecht steht, können sie sich amüsieren, bittet man sie um etwas völlig Verrücktes.

Und sie amüsierten sich. Königlich.

»Und du erwartest von uns, daß wir für dich einen Bankier oder Finanzier auftreiben, der bereit ist, für fünfundzwanzig Millionen Dollar deine... wieviel Tonnen Kaffee wirst du bekommen?«

»14752.«

»...deine 14752 Tonnen Kaffee abzukaufen und dir ein Rückkaufsrecht einzuräumen? Du hoffst, daß wir einen Bankier kennen, der zu einem solchen Blödsinn bereit ist?«

Natürlich erwartete ich das nicht nur von Li und Liu; ich hatte mit Marc Lavater, Cannat, dem Türken und Ute, Lupino, Rosen, Vandenbergh, Paul Hazzard, Duke Thibodeaux und vielen anderen Freunden aus der internationalen Geschäftswelt gesprochen, sogar mit Hyatt in Hongkong. Ich wollte wirklich jede Chance ergreifen und niemanden dabei übersehen, doch warum sollte ich dies Li und Liu sagen und sie kränken?

»Und dein berühmter Stichtag, das ist der 18. September?«

»Ja.«

»Wie lange soll dein Rückkaufsrecht gelten?«

»Ein Jahr. Bis zum 18. September des folgenden Jahres.«

»Der Kurs des Kaffees kann weiterhin nachgeben.«

»Und ich kann Gelbfieber bekommen. Was ich übrigens schon habe, wenn ich euch nur einmal richtig anschau. Himmel noch mal, meine 14752 Tonnen Kaffee sind bereits auf zweiundvierzig Millionen Dollar gefallen, und da sollen sie noch weiter fallen?« Li und Liu wurden wieder ernst.



»Du bist völlig verrückt geworden, Franz. Überleg doch nur einmal, welches Risiko du da eingehst. Nehmen wir einmal an, wir treiben eine Bank oder einen Privatmann auf, der auf diesen Handel eingeht, dann wirst du diesem Typen mindestens dreißig Millionen Dollar bezahlen müssen, wenn du dein Rückkaufsrecht wahrnehmen willst, denn er wird sich natürlich an den Zinsen schadlos halten. In einem Jahr oder noch früher, wenn er sich nur auf eine relative kurze Frist für dein Rückkaufsrecht einläßt. Und wenn du dann nicht bezahlen kannst, gehört dein Kaffee ihm. Du hast dann nicht einmal mehr soviel, daß du dir eine Tasse aufgießen könntest.«

»Aber ich gewinne ein Jahr Zeit. Meint ihr, daß ihr jemanden aufreiben könnt?«

»Wir werden es versuchen. Laß uns ein paar Tage Zeit.«

»Gerne. Ich habe noch genau zwei Wochen Zeit. Vierzehn Tage.«

Von San Francisco flog ich nach New York und traf mich dort am 3. September in der Früh mit Jimmy Rosen.

»Franz, es tut mir leid, daß ich Ihnen wieder schlechte Nachrichten übermitteln muß...«

Erstens: Rosen hatte mit allen Finanziers gesprochen, denen es möglich war, fünfundzwanzig Millionen Dollar auf den Tisch zu legen, doch keiner war auf mein Angebot eingegangen. Zweitens: Achtundvierzig Stunden später, am 5. September, würde eine neue Nachzahlungsaufforderung bei mir eintreffen, die sechste, wiederum zehn Prozent, also wiederum sechs Millionen Dollar.

Mit allem drum und dran hatte ich für meinen Kaffee bereits sechsunddreißig Millionen dreihundertfünfzigtausend Dollar bezahlt; mit dieser neuen Nachzahlung erhöhte sich die Summe auf etwas mehr als zweiundvierzig Millionen!

Mit Hilfe der vier Millionen von Ute konnte ich am 5. September auch diese Nachzahlungsaufforderung erfüllen. Am gleichen Abend noch machte ich mich an den jetzt schon traditionellen Überschlag über meine Barbestände: Mir blieben noch etwas mehr als sechshunderttausend Dollar.

Am 18. September hatte ich noch achtzehn Millionen, genauer, siebzehn Millionen sechshundertfünzigtausend Dollar zu bezahlen.

Von diesem Tag an blieb mir nichts anderes mehr übrig als zu warten. Ich schloß mich in meinem Apartment im Pierre ein und verlor nach und nach jede Hoffnung. Die vielen Telefonanrufe, die mich erreichten, hatten leider alle nur einen Inhalt: Niemand schien sich für mein Angebot, meinen Kaffee mit Rückkaufsrecht zu verkaufen, zu interessieren. Li und Liu, auf die ich große Hoffnungen gesetzt hatte, riefen mich am 9. September aus Tokio an:

»Nichts zu machen, Franz. Und das ist wirklich nicht normal. Es ist sicher, daß dein Freund Yahl seine Beziehungen spielen läßt, weltweit. Wir verstehen jetzt, warum die Texaner so mit dir umgesprungen sind. Yahl hat viele Freunde in Südamerika, und von dort aus wird auf alle möglichen Gruppen Druck ausgeübt.«

In diesem Augenblick tauchte Sarah Kyle wieder in meinem Leben auf. Sie rief mich von Montego Bay auf Jamaika von dem Hotel aus an, das sie leitete:

»Schwierigkeiten, Franz?«

»Ziemliche...«

»Du wirst dich aus der Schlinge ziehen; ich habe grenzenloses Vertrauen in dich. Du kommst auch dann noch mit einem blauen Auge davon, wenn andere sang- und

klanglos untergehen. Besuch mich. Wenn du alles überstanden hast.«

»Wenn ich alles überstanden habe.«

Der Telefonanruf, der mir neue Kräfte verlieh, war am 10. September erfolgt. Am 11. erfuhr ich, daß eine der realsten Möglichkeiten, das fehlende Geld aufzutreiben, sich zerschlagen hatte: Eine französische Bank, deren Chef ein enger Freund von Marc Lavater war, lehnte nach langem Zögern mein Angebot endgültig ab:

»Er war unglaublichem Druck ausgesetzt«, kommentierte Marc Lavater die Ereignisse, »von Schweizer wie von deutscher Seite. Und auch von französischer, von dieser Privatbank, die hinter dem Konkurrenzunternehmen zu deiner europäischen Filiale des TENNIS-IM-HIMMEL-Unternehmens steht und auf dem Kaffee-Markt mit großem Einsatz auf Baisse spekuliert.«

Drei weitere Tage verstrichen. Ich hielt das Warten kaum noch aus; obwohl ich kaum eine Minute stillsitzen konnte, verließ ich mein Zimmer im Pierre nur selten, aus Angst, genau in dem Augenblick nicht da zu sein, wenn der rettende Anruf käme. Denn trotz aller schlechten Nachrichten war ich weiterhin überzeugt, daß ich noch einmal davonkommen würde.

Yates hatte wieder seine Fotografen beauftragt, vor dem Pierre auf mich zu warten; er wollte es sicher nicht versäumen, mich ein letztes Mal aufzunehmen, nachdem man mir den endgültigen Todesstoß versetzt hatte.

Am 14. verfrühte Freude: Vandenbergh wäre um ein Haar mit einem Bankier in Boston handelseinig geworden, der nichts weniger war als sein Onkel. Doch der Onkel schreckte in letzter Sekunde vor der endgültigen Zusage zurück.

»... nachdem er einen Anruf von dieser Bank aus der Fulton Street bekommen hat, bei der Sie einmal Kunde gewesen waren, Mister Cimbali.«

Philip Vandenberg hatte sogar die Mühe auf sich genommen, mich im Pierre zu besuchen, um mir die Gründe für das Scheitern seiner Mission höchstpersönlich auseinanderzusetzen:

»Es tut mir leid. Wirklich. Ich habe alles getan, was in meiner Macht stand. Ich wollte Ihnen wirklich helfen. Alles in allem haben Sie einen hervorragenden Kampf geliefert!«

Er verließ mich, diese wenigen Worte, die zum erstenmal darauf hinwiesen, daß Vandenberg nicht nur eine juristische Maschine, sondern auch ein Mensch war, hätten mich moralisch beinahe endgültig fertiggemacht. Denn wenn ein Mann wie Vandenberg schon Mitleid mit mir hatte, dann mußte ich wirklich ganz tief gesunken sein.

Am 16. mußte ich einsehen, daß ich keine Chance mehr hatte. Nachdem ich vergeblich versucht hatte, den Engländer zu erreichen, um ihm mitzuteilen, daß er aufgrund von akutem Geldmangel die Suche nach meinem Sohn abbrechen sollte, verließ ich mein Hotelzimmer und ging in den Central Park. Ich erinnere mich genau, daß ich bis zum See gegangen bin, ich sehe mich am Bethesda-Brunnen drei oder vier Musikern zuhören, ohne ihre Musik wirklich wahrzunehmen.

Gegen vier Uhr nachmittags war ich wieder zurück im Pierre.

»Ein Anruf für Sie, Monsieur Cimbali. Der Anrufer ist noch in der Leitung.«

»Bitte legen Sie den Anruf auf mein Zimmer.«

Eine sich überschlagende Stimme im Hörer:

»Ehnbale Söhne des Himmels wollen mit Großem Kleinem dulchtliebenen Cimbali Flanz splechen...«

Ich verstand sofort. Ungeheure Freude durchzuckte mich, als ob man mir einen elektrischen Schlag versetzt habe. Diese

beiden Clowns würden in einem solchen Augenblick keine Faxen machen, wenn sie...

Obwohl...

»Ihr Gelbgesichter, wo seid ihr, um Himmels willen? Ja oder nein?«

»Das wird dich ein Vermögen kosten, geliebter Freund, aber wenn du einverstanden bist, dann sind auch die anderen einverstanden. Morgen früh kannst du dir achtzehn Millionen Dollar abholen.«

Ich weiß nicht mehr, ob ich mich bedankt habe. Ich weiß nur noch, daß ich vor Freude schrie und durch mein Apartment im Pierre tanzte. Ich ging ins Bad, schaute mich lange im Spiegel an und warf diesem völlig außer sich geratenen Cimbali, der mir da entgegenglotzte, lauter Kußhändchen entgegen.

Dabei hatte ich im Grunde keine Sekunde zu verlieren. Die Bank, die einverstanden war, meinen Kaffee zu kaufen und mir bei diesem Geschäft ein Rückkaufsrecht einzuräumen, gehörte zu den Staatsbanken der Volksrepublik China, obwohl sie ihren offiziellen Sitz in Hongkong hatte. Ich war mir beinahe sicher, daß dies der einzige Grund für Yahls Scheitern gewesen war, denn der Schweizer Bankier hatte zweifellos auch bei dieser Bank versucht, Druck auszuüben. Am 17. September traf ich gegen Ende des Vormittags in Hongkong ein und flog, nachdem ich die für die Transaktionen notwendigen Papiere unterschrieben hatte, sofort wieder nach New York zurück.

In einem Punkt waren die Chinesen fest geblieben; ich hatte mit allen Tricks und Hilfsmitteln versucht, die Frist, innerhalb der ich meinen Kaffee zurückkaufen konnte, auf ein Jahr auszudehnen, doch die Chinesen hatten darauf bestanden, daß der Kaffee bereits am 30. Juni des darauffolgenden Jahres, also noch vor der darauffolgenden Ernte, fest in ihren Besitz

übergang, sollte ich bis dahin nicht mein Rückkaufsrecht in Anspruch genommen haben.

Aber ich hatte natürlich keine Möglichkeit gehabt, ernsthaft Druck auszuüben.

Am 18. September morgens war ich bereits wieder in New York und wartete ungeduldig, bis die Banken endlich ihre Schalter öffneten. Nach nur kurzer Verhandlung versicherte mir einer der leitenden Angestellten der Chase Manhattan, daß die Gelder bereits um zwölf Uhr mittags zu meiner Verfügung stünden, das heißt, natürlich nicht zu meiner, sondern zu der meiner Makler.

Zwei Stunden später flog ich in Flints Maschine (der den Sprit diesmal aus eigener Tasche bezahlt hatte) auf die Bahamas; ich wollte mich auf meine Insel zurückziehen.

Natürlich hatte ich keineswegs alle meine Probleme geregelt; im Gegenteil, es fehlte noch an allen Ecken und Enden. Trotzdem genoß ich nicht nur die Frist bis zum 30. Juni des darauffolgenden Jahres, die mir eingeräumt worden war, um eine endgültige Lösung für meine Probleme zu finden, sondern auch Rosens, Lupinos und Vandenberghs völlig verdutzte Gesichter, als ich meinen New Yorker Rechtsanwälten auseinandersetzte, was ich vorhatte. Sie hoben jammernd die Hände zum Himmel und riefen im Chor, ich würde *das* doch auf keinen Fall tun.

Ob es ein Gesetz gäbe, das meinen Plan verhindern könne?

»Aber in solchen oder ähnlichen Fällen sind reale Lieferungen nie durchgeführt worden!«

Ich antwortete nur:

»Zum Teufel noch mal – wem gehört denn dieser verfluchte Kaffee? Mir? Oder jemand anderem? Nun, wenn er mir gehört, dann bestehe ich darauf, daß er mir auch geliefert wird! Ich habe ihn schließlich bezahlt!«

Natürlich mußte ich innerlich einräumen, daß mein Vorhaben zumindest ungewöhnlich war: Ich wollte mir den Kaffee Sack für Sack liefern lassen und ihn auf meiner Insel in der Karibik stapeln, auch wenn sich die Höhe der Insel dadurch verzweier- oder verdreifachen würde und der Luftverkehr Schwierigkeiten bekäme.

Ich hatte nicht die geringste Vorstellung, wie viele Säcke Kaffee vierzehntausendsiebenhundertzweiundfünfzig Tonnen ausmachten, war mir aber sicher, daß ich dies schon bald wissen würde.

Und wenn ich sie durchzählte, brauchte ich nicht einmal meinen eigenen Kaffee zu trinken, um mich wachzuhalten!

Nun, es war nicht einfach gewesen. Ich hatte sehr schnell begriffen, daß meine Idee wirklich verrückt war und daß Li und Liu, Lavater, Lupino, Rosen und Vandenberg sich nicht getäuscht hatten, als sie mich für übergeschnappt hielten.

Der Nachmittag ging seinem Ende entgegen, als Flint an diesem gleichen 18. September mit dem gemieteten Wasserflugzeug so dicht wie möglich bei meiner Insel, Maria Cay, landete. Nicht einmal eine Stunde später waren wir, Flint und ich, schon bei dem Landungssteg, den die Engländer, die Vorbesitzer, hatten bauen lassen, da sie mit ihrer großen Yacht das flache Wasser und die bis knapp unter die Wasseroberfläche hochragenden Korallenriffe gefürchtet hatten.

Ich ging bis zum äußersten Ende des Landungssteiges und beugte mich vor: schwindelerregend; wäre der Atlantik nicht dagewesen oder hätte er sich auf einen Schlag zurückgezogen, dann hätte ich in diesem Augenblick in einen immensen Abgrund geblickt, der, wenn man den Seekarten Vertrauen schenken konnte, und warum sollte man das nicht, an dieser Stelle knapp fünftausend Meter tief war. Ich habe bereits einmal die geographischen Besonderheiten meiner Insel erwähnt, die wie ein Balkon in den Atlantik hineinragte, während auf der entgegengesetzten Seite, im Westen also, die karibische See flach und freundlich die Insel begrenzte. Ich fragte Flint:

»Glaubst du, daß auch größere Lastschiffe hier anlegen können?«



Er meinte, er sei Pilot und kein Seemann, aber wenn ich trotzdem Interesse für seine Antwort zeige, dann meine er, ja. Großartig, jetzt waren wir schon zwei, die davon überzeugt waren. Immerhin etwas. Flint brach in schallendes Gelächter aus, als er mit dem Daumen auf die halb verfallene Badehütte der Engländer deutete:

»Auf alle Fälle kannst du deine fünfzehntausend Tonnen Kaffee nicht in dieser Baracke dort unterbringen.«

Sehr komisch!

Wir verbrachten die Nacht in dem alten, von den Engländern gebauten Haus, das meinen Anweisungen gemäß hergerichtet worden war. Neun Monate waren inzwischen verstrichen! Das Stromaggregat sprang sofort an. Die vier Schlafzimmer waren bewohnbar, und es war deutlich zu sehen, daß erst vor kurzem jemand gekommen war und das Haus saubergemacht hatte, auch die lange, U-förmige Veranda, die sechs Meter breit und mindestens vierzig Meter lang war und von der aus man zu den Volieren gelangte. Wie ich es gewünscht hatte, hatte man von den Pflanzen, die bei meinem ersten Besuch das Haus überwuchert hatten, nur soviel entfernt, wie unbedingt notwendig gewesen war. Flint konnte sich vor lauter Begeisterung nicht fassen; obwohl er als einziger ja die Insel, zumindest die Ansicht der Insel vom Meer her, kannte, hatte er sie sich nicht so schön vorgestellt.

Am 19. September flogen wir über Nassau nach New Orleans, von wo aus ich Rosen in New York anrief. Alles war problemlos abgewickelt worden. Die von den Maklern geforderten siebzehn Millionen sechshundertfünzigtausend Dollar waren fristgemäß bezahlt worden. Ich verfügte zu diesem Zeitpunkt noch über knapp eine Million Dollar, den

Rest meines eigenen Kapitals und den Rest, der von den achtzehn Millionen der Chinesen übriggeblieben war.

»Und Sie wollen weiterhin, daß man Ihnen Ihren Kaffee auch liefert, Franz?«

»Ich bestehe darauf.«

In New Orleans traf ich mich mit meinem alten Freund Duke Thibodeaux. Er und seine zahlreichen Söhne sollten mir in den kommenden Tagen zu einer unschätzbaren Hilfe werden bei meinem Wettlauf gegen die Zeit. Zunächst einmal mußte von einem Experten geprüft werden, ob größere Frachtdampfer wirklich auf Maria Cay landen und die bereits vorhandene Anlegebrücke, die ja überraschenderweise noch einigermaßen in Ordnung war, benutzen konnten. Flint flog einen entsprechenden Experten am 21. hin und abends gleich wieder zurück. Das Gutachten fiel positiv aus.

Wir mußten die Anlegebrücke verlängern, das war alles. Anschließend mußte ich Handwerker und Material auftreiben, die die Lagerhallen errichten sollten, Hilfsarbeiter engagieren, die die ankommenden Kaffee-Säcke löschen und verstauen sollten und letztlich eine Wachmannschaft auf längere Zeit anstellen, sechs Mann hoch, die natürlich auf der Insel untergebracht werden mußten. Alles Aufgaben, die in kürzester Frist zu erledigen waren, sollte mein Plan durchführbar bleiben.

Die Oberfläche Maria Cays betrug etwas mehr als zwölf Quadratkilometer. Ich hatte mich inzwischen über die Bedingungen erkundigt, unter denen Kaffee risikolos gelagert werden konnte (es war an der Zeit gewesen!) und erfreulicherweise erfahren, daß das im Grund recht problemlos war: Der Kaffee konnte in den Säcken aufbewahrt werden, in denen er von den Kaffee-Produzenten geliefert würde. Es gab weder Probleme mit der Feuchtigkeit noch mit der Temperatur; es genügte, den Boden mit einer Art grobem Knüppeldamm

aus unbehandeltem Holz abzudecken, auf dem die Säcke direkt gelagert werden konnten, und ein Dach als Schutz gegen zu starke Regenfälle vorzusehen. Mein Kaffee benötigte nicht einmal Seitenwände, im Gegenteil, die Luftzufuhr tat ihm gut. Ich war im Nachhinein sehr froh, daß ich mich nicht auf eine Zucker-Spekulation eingelassen hatte!

Dank der Hilfe von Thibodeaux und von dessen Söhnen, die sich alle über diese verrückte Geschichte königlich amüsierten, wurden die notwendigen Arbeiten in einem wahren Höllentempo durchgeführt. Die Arbeiter trafen am 24. September auf Maria Cay ein; die ersten, aus Metallgerüsten zusammengeschaubten Lagerschuppen standen bereits am 26. Die Verlängerung der Landungsbrücke hatte bereits am 23. begonnen und war innerhalb von wenigen Tagen durchgeführt worden. Am 30. September trafen die ersten Mannschaften auf der Insel ein, die sich mit der Entladung der Schiffe und mit dem Aufstocken der Kaffeesäcke beschäftigen sollten; am 31. landete der erste Frachter. Ab diesem Tag trafen die Frachter mit schöner Regelmäßigkeit auf Maria Cay ein. Am 11. November war der letzte Frachter ausgeladen.

Inzwischen wußte ich auch die Antwort auf die Frage, wieviel Säcke wohl 14752 Tonnen Kaffee bedeuteten:

324324.

Ich räume gerne ein, daß wir, das heißt mein Kaffee und ich, auf dieser verlorenen, abgeschiedenen Insel der Bahamas einen recht komischen Eindruck gemacht haben müssen. Und viele Leute scheuten denn auch weder Kosten noch Mühen, um uns leibhaftig aus der Nähe beobachten und sich kräftig ins Fäustchen lachen zu können. In erster Linie natürlich Journalisten, die zumindest in den ersten zwei Monaten die Insel regelmäßig besuchten und sich oft zu Teams zusammenschlossen, um die hohen Kosten für gecharterte Yachten oder Flugzeuge zu teilen.

Und wir ›Inselbewohner‹ hatten gegen diese Besuche nichts einzuwenden, sondern lachten immer kräftig mit. Doch dann kam der Tag, an dem ich auch wieder mit der traurigen Realität rechnen mußte.

Ich glaube, ich sollte hier meinen Lesern erst einmal den Mechanismus erklären, auf dem meine Rettungsaktion aufgebaut war:

In einer normalen Situation oder wenn ich ein durchschnittlicher Spekulant gewesen wäre, dann hätte ich am 18. September einiges unternehmen können, um meine Haut zu retten, ohne zu diesem Verkaufsverfahren mit Rückkaufsrecht Zuflucht nehmen zu müssen.

Die Tatsachen sind bekannt: Ich hatte für sechzig Millionen Dollar Kaffee gekauft und bereits zweiundvierzig Millionen dreihundertfünzigtausend auf den Tisch gelegt, ohne die verschiedenen Provisionen und Unkosten einzukalkulieren.

Ich hätte natürlich am gleichen Tag, das heißt, noch am 18. September, meine 15000 Tonnen Kaffee zum damaligen Tagespreis weiterverkaufen können, also für sechsunddreißig Millionen Dollar, von denen wiederum Provisionen und Unkosten abzuziehen waren. Damit wäre es kein Problem gewesen, die siebzehn Millionen sechshundertfünzigtausend Dollar, die ich den Maklern noch schuldete, zu begleichen (auch hier wäre die reale Schuld aufgrund von Provisionen und Unkosten wieder höher gewesen). Damit wäre ich wirklich zum Besitzer des Kaffees geworden, den ich ja bereits weiterverkauft hatte.

Es mag Laien merkwürdig erscheinen, daß man Dinge, die einem noch gar nicht gehören, ganz legal weiterverkaufen kann; dies erklärt sich mit den langen Laufzeiten von Bankschecks und Wechseln, die, richtig eingesetzt, akrobatische Spiele mit schwindelerregenden Summen erlauben.

Hätte ich wie oben beschrieben gehandelt, dann wären mir am Abend des 18. September ungefähr sechs Millionen dreihundertfünfzigtausend Dollar übriggeblieben; ich hätte die schönste Ohrfeige in meinem Leben einkassieren müssen, bildlich gesprochen, und allein bei der Kaffee-Spekulation um die sechsunddreißig Millionen Dollar, das heißt, zweiundsiebzig Millionen Mark verloren. Und meine Anteile an dem Safari- und an dem TENNIS-IM-HIMMEL-Projekt. Und meinen weitgestreuten Immobilienbesitz, den ich nicht nur hatte verkaufen, sondern mit Verlust hatte verkaufen müssen, da es sich jeweils um eine Frage von Stunden gehandelt hatte. Allerdings hätte dies alles noch nicht ausgereicht, um mich tatsächlich zu ruinieren.

Doch diese Lösung, die sich mir die ganze Zeit über angeboten hatte, war von mir nie ernsthaft in Erwägung gezogen worden, denn sie hätte den Sieg von Martin Yahl bedeutet.

Das konnte ich nicht dulden. Für mich, der ich eben kein durchschnittlicher Spekulant war und der nicht nur einen finanziellen Kampf gegen Martin Yahl führte, war dies von vornherein völlig ausgeschlossen gewesen. Der Türke hatte recht gehabt, als er mir eines Tages sagte, mit Gefühlen, ob guten oder schlechten, mache man keine Geschäfte. Doch wenn es sich um Martin Yahl handelte (und wenn es sich bei Martin Yahl um Franz Cimbali handelte), dann hatte ich mit Gefühlen Geschäfte gemacht. Mit meinem (unserem) abgrundtiefen Haß.

Wäre alles programmgemäß abgelaufen, dann hätte ich am 5. September Konkurs anmelden müssen. Doch dank der wunderbaren Intervention Ute Jenssens, die mich in extremis gerettet hatte, hatte ich auch die letzte Nachzahlungsaufforderung erfüllen können. Seitdem war ich

überzeugt, daß ich einen ganz besonderen Schutzengel hatte, der über mich wachte.

Ich hatte beschlossen, den Kaffee nicht zu verkaufen, sondern auf meiner Insel zu lagern und dabei die verrücktesten Risiken einzugehen. Und da Martin Yahl es mit seinen weltweiten Verbindungen geschafft hatte, mir jede Kreditmöglichkeit zu unterbinden, war ich gezwungen gewesen, auf diesen Verkauf mit Rückkaufsrecht einzugehen.

In der Hoffnung, Zeit zu gewinnen und damit auch eine Möglichkeit, meinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen.

Die Konsequenzen meiner Handlungsweise waren allerdings dramatisch: Dieser Kaffee, den ich meinen Kaffee nannte und den ich auf meiner Insel lagerte, gehörte mir nur noch theoretisch. Praktisch war er bereits in den Besitz der chinesischen, in Hongkong beheimateten Bank übergegangen, die ihn mir bis zum 30. Juni überließ (wobei ich für alle Kosten, die damit verbunden waren, aufkommen mußte); und wenn ich an diesem Stichtag der Bank nicht die achtzehn Millionen Dollar plus knapp fünf Millionen Zinsen und Gebühren, alles in allem also knapp dreiundzwanzig Millionen Dollar überwies, dann gehörte der Kaffee auch theoretisch nicht mehr mir.

Und wo sollte ich dreiundzwanzig Millionen Dollar auftreiben? Ich wußte genau, daß dies unmöglich war.

Die Chinesen waren sich ihrer Sache sicher. Ich hatte daran gedacht, Wächter zu engagieren, die meinen Kaffee auf meiner Insel bewachen sollten. Eine reine Geldverschwendung, denn die chinesische Bank hatte mich schon Anfang Oktober wissen lassen, daß sie den Kaffee von eigenen Agenten bewachen ließe. Damit ich mit meinen 15000 Tonnen Kaffee mich nicht eines Nachts klammheimlich davonmachen konnte...

Während des ganzen Winters hatte ich laufend mit Schwierigkeiten zu kämpfen: Der Ausbau des Hafens, die

Errichtung der Lagerschuppen und der Unterkünfte, die Gehälter für meine Docker und die ständig auf der Insel Beschäftigten, die Frachtspesen, die relativ hoch waren, da die Schiffe ihre normalen Handelsrouten hatten verlassen müssen, diese ganzen Kosten und natürlich die Versicherungen, die ich hatte abschließen müssen (in meinem Vertrag mit der chinesischen Bank genau festgelegt), kosteten mich ein Vermögen. Monat für Monat, denn nur ein Teil der Kosten war auf den Transport und die Arbeiten zur Lagerung beschränkt, der andere lief weiter...

Am 15. November hatte ich nicht viel mehr als zwanzigtausend Dollar in meiner Kasse; es gelang mir, Li und Liu zu überreden, mir einen Kredit von einer Million Dollar einzuräumen, aufgrund unserer alten Freundschaft, vor allem aber aufgrund meiner Ideen, mit deren Hilfe sie ihre Spielzeuggeschäfte vorantreiben konnten. Und natürlich nicht umsonst: fünfzehn Prozent Zinsen mußte ich bezahlen. Geschäfte macht man nicht mit Gefühlen.

Doch das war noch nicht alles.

Am 25. November war ich trotz der Million von Li und Liu wieder so in die Enge getrieben, daß ich mich zum äußersten Schritt entschloß: Ich rief Cannat an und beauftragte ihn mit dem Verkauf von *La Capilla*. Cannat alarmierte Lavater, der entsetzt war:

»Franz, laß die Finger von Saint-Tropez.«

»Ich habe keine andere Wahl, und du weißt das ganz genau.«

»Der Verkauf von deinem Besitz in Saint-Tropez kann die endgültige Katastrophe nicht abwenden; und wenn du Saint-Tropez verkaufst, dann gibst du weit mehr auf als nur einen Besitz!«

Als ob ich das nicht selbst gewußt hätte!

Drei Wochen später rief mich Cannat wieder in Nassau an: Lavater und ihm war es gelungen, auch die Villa mit einem

Rückkaufsrecht zu verkaufen, das am 1. September des kommenden Jahres auslaufen sollte.

»Ja, ich weiß, wir mußten natürlich mit dem Preis etwas nachgeben und konnten nicht das verlangen, was bei einem regulären Verkauf möglich gewesen wäre. Doch Sie können immerhin hoffen, *La Capilla* eines Tages wieder zurückzukaufen. Falls sich unterdessen ein Wunder ereignet. Und Wunder zeichnen sich gerade dadurch aus, daß sie sich immer dann ereignen, wenn niemand mehr mit ihnen rechnet. Monsieur Cimbali, Marc hat darauf bestanden, daß wir diesen Weg einschlagen.«

Ich sagte Cannat, ich sei mit dieser Prozedur einverstanden, erleichtert, noch eine Galgenfrist bekommen zu haben, und gleichzeitig zutiefst davon überzeugt, daß sich kein Wunder ereignen würde, das es mir erlaubte, das Haus zu behalten, in dem ich den glücklichen Teil meiner Kindheit verbracht hatte.

Mit Saint-Tropez hatte ich mein letztes Pulver verschossen.

Jetzt blieb mir nichts anderes mehr übrig, als mich auf einen meiner 324324 Kaffee-Säcke zu hocken und auf bessere Zeiten zu warten, auf einen Dritten Weltkrieg, zum Beispiel, der mich vielleicht retten würde, obwohl...

... Im Grunde hatte ich nur noch auf den Tag meiner endgültigen Hinrichtung zu warten.

Ich sagte zu Marc Lavater:

»Gut, du bezahlst das Abendessen, aber ich bestehe darauf, den Kaffee zu bezahlen.«

Er fand das überhaupt nicht komisch. Ich übrigens auch nicht, wenn ich die Wahrheit sagen soll.

»Franz, du hast dich wirklich in eine unmögliche Situation gebracht...«

»Geh mir nicht auf die Nerven!«



Eigentlich hatte ich keinen Grund, ihm gegenüber aggressiv zu sein, im Gegenteil. Beim Gehen mußte er sich immer noch auf Krücken abstützen, er hatte weiterhin Schmerzen, und seine erste größere Reise, die er in Begleitung von Françoise unternommen hatte, machte er meinetwegen. Er hatte mich eingeladen, die Weihnachtsfeiertage gemeinsam auf Nassau zu verbringen und auch den Jahreswechsel dort zu feiern. Ich konnte den beiden gegenüber meine Rührung einfach nicht verbergen; vielleicht war das der Grund, warum ich ab und zu aggressiv wurde. Und natürlich auch die Tatsache, daß ich so tief gesunken war, wie ich es nie für möglich gehalten hätte – finanziell, aber auch im übertragenen Sinn.

Eine Woche zuvor war meine Scheidung perfekt geworden; nicht das einzige Ereignis aus dieser Zeit, das mich alles schwarzsehen ließ: Der Engländer hatte extra die Reise auf die Bahamas unternommen, um mir mitzuteilen, daß er die Suche nach Marc-Andrea einstellen würde. Die ich im übrigen auch gar nicht mehr finanzieren konnte. Doch dieses Argument war eigentlich nicht ausschlaggebend gewesen, denn der Engländer hätte die Suche auf alle Fälle abgebrochen:

»Monsieur Cimbali, wir haben alles getan, was menschenmöglich war. Wir sind gescheitert. Ein Pärchen und eine Gruppe von Campern konnten nicht identifiziert werden. Das Pärchen allerdings meinen wir gefunden zu haben, auch wenn wir dies nicht belegen können: ein jung verheiratetes Ehepaar, das am 30. Januar abends in der Nähe von Salinas bei einem Verkehrsunfall ums Leben kam und das vorher drei Tage in Palm Springs Urlaub gemacht hatte; wir sind uns ziemlich sicher, daß die beiden sich in den San Bernardino Mountains aufgehalten haben. Die Camper dagegen waren nicht aufzutreiben. Es tut mir leid.«

Ich weiß nicht, was ich ohne Marc Lavater an meiner Seite unternommen hätte. Ich weiß nur, daß ich damals wirklich am

Ende war. In gewisser Weise hatten meine finanzielle Situation, die Schnelligkeit, mit der die Schläge gegen mich ausgeteilt worden waren und die dabei verwendete Brutalität mich zwar nicht vergessen lassen, daß mein Sohn spurlos verschwunden war, aber die Gedanken daran doch zumindest zeitweilig in den Hintergrund gedrängt. Als mir nun der Engländer mitteilte, daß er eine weitere Suche für aussichtslos halte, hatte ich das Gefühl, als würde Säure über eine offene Wunde gegossen.

Nur der übergroßen Freundschaft von Marc und Françoise verdankte ich es, daß ich damals nicht völlig in einer Depression versank.

Dieses Weihnachten war entsetzlich. Trotz Sarah Kyles Besuch, die aufgrund eines Telefonanrufes (in Wahrheit waren es mehrere Anrufe gewesen) bereit gewesen war, mich zu besuchen; sie hatte sich allerdings erst für den 26. Dezember freimachen können, denn vorher war ihr Hotel völlig ausgebucht, genau wie am Jahresende:

»Du scheinst immer wieder zu vergessen, daß ich arbeite.«

Sie schlug mir sogar vor, die Bahamas zu verlassen und zu ihr nach Jamaika zu fliegen:

»Was hast du eigentlich davon, weiterhin den Robinson Crusoe zu spielen, dem man die Kaffeekanne gestohlen hat? Nein, bitte, rechne nicht mit mir, wenn du nach jemandem suchst, der dein Schicksal als tragisch empfindet! Du bist ruiniert? Daran stirbt man nicht. Vor allem du nicht. Ich befürchte sogar, daß du entsetzlich reich werden wirst! Du kannst gar nichts anderes tun, du armer Kerl, als Geld zu scheffeln.«

Während dieser mich nicht gerade aufmunternden Rede warf sie mir einen ihrer sarkastischen Blicke zu, der mich endgültig auf die Palme brachte:

»Ich verstehe, ich verstehe, der aufrichtige und tapfere Ritter Cimballi wird die Festung Kyle erst dann erobern, wenn er den Drachen niedergestochen hat! Und im Moment schaut es eher so aus, als ob ihm der Drache eine Ohrfeige nach der anderen versetzt. So bleibt dem armen Ritter nichts anderes übrig, als melancholisch durch die Palmenwälder auf seiner Insel Maria Cay zu streifen...«

Mir ging die Luft aus... ihr nicht:

»Intelligente Menschen haben einen Vorzug: Wenn sie sich entschlossen haben, den Idioten zu spielen, dann brechen sie alle Rekorde! Jetzt lieb mich schon, du tapferer Krieger, was meinst du, warum ich wohl gekommen bin? Aber das nächste Mal wirst du wohl nach Montego Bay kommen müssen, wenn du mich sehen willst.«

Unterschrift: Sarah Kyle. Folglich unanfechtbar. Sie flog wieder auf ihre Insel. So wie die Lavaters Anfang Januar nach Europa zurückflogen, nachdem sie heftig, aber vergebens mich gedrängt hatten, sie zu begleiten. Marc war sogar wütend geworden, was bei ihm nur selten vorkam:

»Um Himmels willen, willst du eigentlich nicht einsehen, daß du am Ende bist? Woher willst du denn dreißig Millionen Dollar nehmen? Ich werde wütend, wenn ich nur daran denke, daß du sogar *La Capilla* riskiert hast, obwohl dich nichts dazu gezwungen hat! Ich verstehe dich nicht, Franz. Was zuviel ist, ist zuviel!«

Anschließend dann die Argumente, die ich schon tausendmal gehört hatte, von Sarah, Paul Hazzard und all den anderen: Ich sei noch jung, sei nur sechszwanzig Jahre alt und habe viel Zeit vor mir, so daß ich neu anfangen könne. Ich habe schließlich bereits einmal den Beweis geliefert, daß ich erfolgreich sei, und ich würde wieder erfolgreich sein usw. usw. usw.

»Und ich soll einräumen, daß Yahl mich an die Wand gedrückt hat? Nie im Leben!«

Der alte, unkontrollierbare Haß hatte wieder die Macht an sich gerissen!

Natürlich habe ich in den folgenden Wochen einiges probiert, um meine Lage zu ändern, aber es wäre falsch, wenn ich hier behaupte, ich habe auch nur einen einzigen Moment geglaubt, ich hätte eine, wenn auch nur kleine Chance, die fehlenden Dollar-Millionen aufzutreiben.

Trotzdem klammerte ich mich an dieser Vorstellung fest, genau wie ich mich an die Vorstellung klammerte, Marc-Andrea sei noch am Leben. Seitdem der Engländer die Suche nach meinem Sohn aufgegeben hatte, war kein einziger Monat verstrichen, in dem ich nicht mindestens einmal in die San Bernardino Mountains in Kalifornien gefahren war. Eine natürlich völlig sinnlose Geste, die aber zumindest mich davon überzeugen sollte, daß ich noch nicht jede Hoffnung aufgegeben hatte. Denn ich hatte Angst, zu der gleichen Überzeugung zu gelangen wie der Engländer, dem ich in letzter Verzweiflung die siebenhunderttausend Dollar angeboten hatte, die mir geblieben waren, damit er seine Suche fortsetze. Doch der Engländer hatte angesichts der Aussichtslosigkeit, von der er nunmehr überzeugt war, abgelehnt.

Ich besuchte die Thibodeaux in Lousiana und blieb dort viel länger, als ich geplant hatte; Duke behandelte mich, als ob ich sein Sohn wäre, und ich fühlte mich geborgen. Anfang März war ich immer noch bei dem alten Duke, als Paul Hazzard uns besuchte und verlegen bekannte, daß die Bohrungen in Oklahoma äußerst erfolgreich verliefen.

»Franz, sobald du wieder auf den Beinen bist, werden wir zusammen andere Geschäfte machen, erfolgreiche, verlaß dich nur auf mich!«

Meiner Gewohnheit gemäß, die beinahe schon manisch wurde, hatte ich wieder einmal meinen Kassenbestand durchgerechnet; wenn ich die Unkosten abzog, die die Lagerang des Kaffees auf Maria Cay verursachte, und meine im Moment eher bescheidenen Lebenshaltungskosten, dann verblieben mir insgesamt siebenhunderttausend Dollar. Vielleicht auch etwas mehr.

Mit diesem eher bescheidenen Kapital ließ ich mich auf die gewagtesten Spekulationen ein, wie berauscht. Vielleicht wollte ich auch nur das Gefühl töten, ich sei gescheitert, und so wechselte ich vom Kakao zum Kupfer und vom Soja zum Platin. Ein Beispiel für eine Platin-Spekulation: Auf Baisse spekulierend, setzte ich mein gesamtes Kapital ein und schloß einen Zwei-Monats-Vertrag über sieben Millionen Dollar bei einer Einlage von siebenhunderttausend Dollar ab. Insoweit ein klassisches Unternehmen, das ich durch eine besondere Zutat würzte: Von Adriano Letta hatte ich die Information erhalten, daß die italienische Lira wieder einmal abgewertet würde. Ich schloß folglich meine Platin-Verträge nicht in Dollar, sondern in italienischer Lira ab, in der Hoffnung, die Lira wäre bei der Endabrechnung weniger wert und für mich folglich billiger zu kaufen. Bei dieser Spekulation hatte ich viel Glück, denn der Preis des Platins gab genauso nach wie der der Lira, so daß ich, alle Unkosten abgerechnet, am Ende der Spekulation über ein verfügbares Kapital von einer Million zweihundertachtundachtzigtausend Dollar verfügte.

Bei einer anschließenden Kupfer-Spekulation in spanischen Peseten hatte ich mich grundlegend getäuscht und fast alles wieder verloren.

Ein Teil dessen, was mir geblieben war, verlor ich bei einer Kakao-Spekulation in holländischen Gulden.

Zwischendurch hatte ich mich wieder etwas erholt, denn zusammen mit Gigi aus Rio hatte ich auf eine Abwertung des Cruzeiro gesetzt und dabei recht behalten; mit neuen Kräften stürzte ich mich auf Soja.

Und verlor.

Blieben noch dreihundertfünfundneunzigtausendundsechshundert Dollar.

Die ich auf Gold setzte. Und gewann. Und anschließend bei einer Zucker-Spekulation wieder einsetzte. Neuer Gewinn.

Mein Kapital war wieder bei einer Million Dollar angelangt. So konnte ich mich bei einem südfranzösischen Milliardär sehen lassen, der über gute Beziehungen zu einflußreichen Wirtschaftsfachleuten hinter dem Eisernen Vorhang verfügte; mit seiner Hilfe nahm ich an diesen an das Mittelalter erinnernden Tauschgeschäften teil, mit deren Hilfe man innerhalb von kürzester Frist reich werden konnte: Ich kaufte französisches Parfüm, verkaufte es an die UdSSR, erhielt dafür Erdöl (das zur damaligen Zeit erfreulicherweise innerhalb von zwei Wochen um fünfzehn Prozent stieg), tauschte dieses Erdöl gegen Produkte aus dem Lebensmittelbereich, die ich wiederum gegen Seide eintauschte usw. wobei ich natürlich darauf achtete, daß ich bei jeder Transaktion mindestens drei, besser fünf Prozent Gewinn machte.

Als ich meine Seide wieder in Erdöl getauscht und das Erdöl dann auf dem Rotterdamer Markt verkauft hatte, war ich erleichtert. Uff!

Bei diesen Geschäften war mein Kapital wieder gestiegen; ich verfügte Anfang Juni über zwei Millionen sechshundertfünfzigtausend Dollar. Ohne das Verschwinden von Marc-Andrea hätten mich diese Transaktionen sicher köstlich amüsiert, doch so konnte ich mich nicht richtig freuen...

Als ich am 6. Juni wieder einmal Kasse gemacht hatte, war ich auf die oben erwähnte Summe gekommen; ich mußte folglich bis Ende Juni nur noch zwanzig Millionen dreihundertfünzigtausend Dollar aufreiben. Eine Kleinigkeit...

Ich hatte natürlich alles versucht, hatte mit vielen Banken im Hinblick auf einen Kredit über fünfundzwanzig Millionen Dollar verhandelt, wobei mein Kaffee als Pfand dienen sollte. Vielleicht wäre mir dies auch trotz Yahl, der natürlich weiterhin auf allen Ebenen gegen mich arbeitete, gelungen, hätte sich nicht alles gegen mich verschworen.

Im Januar wurden in der ganzen Welt Hinweise darauf bekannt, daß die kommende Kaffee-Ernte höchstwahrscheinlich noch besser ausfallen würde als die vergangene und daß zumindest die Blütezeit sehr günstig verlaufen war. Was natürlich zur Folge hatte, daß die Kurse, die sich zwischenzeitlich keineswegs erholt hatten, weiter in den Keller sanken.

Ich möchte meinen Lesern langwierige Details ersparen. Ende April wurde das Pfund mit einhundertfünf Cents gehandelt, der niedrigste Kurs seit undenklichen Zeiten. Anders ausgedrückt: Der auf meiner Insel gelagerte Kaffee war nur noch dreiunddreißig bis vierunddreißig Millionen Dollar wert.

Ich hatte vor dem 18. September Li und Liu gebeten, für mich einen Käufer zu finden, der sich auf ein Rückkaufsrecht einließ, um Zeit zu gewinnen; nun, die Zeit hatte ich gewonnen. Sie war inzwischen fast vollständig verstrichen, und nichts hatte sich ereignet. Das Wunder war nicht geschehen.

Im Grunde hatte ich nur noch die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten.

Die eine bestand darin, mich irgendwo zu vergraben, bei den Lavaters, bei Thibodeaux, in San Francisco bei Li und Liu oder in San Antonio bei Paul Hazzard – und zu versuchen, mit meiner Schande und vor allem mit meiner Wut fertig zu werden; oder die Zeit weiter verstreichen zu lassen und über sehr hypothetischen Racheplänen zu brüten.

Ich wählte natürlich die zweite Möglichkeit.

Am 7. Juni, dreiundzwanzig Tage vor dem Auslaufen der Frist, die die rotchinesische Bank mir eingeräumt hatte, hielt ich mich in San Francisco auf, um mit Li und Liu einen Vertrag zu unterzeichnen. Ich wurde ihr Partner auf dem Gebiet der Spielzeugherstellung. Partner ist sicher ein zu großes Wort, denn die beiden Chinesen, die alles andere als Menschenfreunde sind, wenn es um Geschäfte geht, hatten mir fünf Prozent zugestanden und nicht mehr. Aber immerhin. Vor der Unterzeichnung des Vertrages in San Francisco hatte ich einige Tage in Arizona verbracht und war auch an das Meer gereist, eine Art Pilgerfahrt auf der Suche nach den Spuren meines Sohnes, auf der Suche nach dieser glücklichen Zeit, als ich mich an ihm nicht sattsehen konnte. Ich hatte auch die Yacht wiedergesehen, die ich damals gemietet hatte und an deren Bord ich so intensiv wie nie zuvor und nie nachher mit ihm zusammengewesen war, bevor seine Mutter ihn mit nach Europa genommen hatte. Ich kämpfte mit allen möglichen Mitteln gegen die schwindende Hoffnung und mußte mir doch in den verzweifeltsten Momenten eingestehen, daß jede Hoffnung sinnlos geworden war...

Sicher trug dieser seelische Zustand mit dazu bei, daß ich von San Francisco, wo Li und Liu mich in ihrem Haus auf dem Telegraph Hill hatten behalten wollen, nach New York flog und mich dort gegen alle Welt durchsetzte.



Natürlich war mein Plan kindisch, lächerlich, idiotisch -und ganz Amerika inklusive der angrenzenden Staaten würde über mich lachen, doch das war mir gleichgültig. Niemand auf der Welt würde mich von dieser Idee abbringen, die ich bis zum letzten Moment, das heißt bis zu meiner endgültigen Niederlage auskosten wollte.

In New York leistete ich mir als erstes den Luxus, Rosen, Lupino und Vandenbergh zum Mittagessen einzuladen. Nachdem ich feierlich geschworen hatte, daß jeder, der es wagen würde, über den traditionellen Kaffee am Ende des Essens einen Witz zu reißen, die Kaffeekanne an den Schädel bekomme, erklärte ich meinen New Yorker Rechtsanwälten meinen Plan in allen Einzelheiten. Jimmy Rosen nickte traurig mit dem Kopf, Jo Lupino wäre beinahe an seinem Lachanfall erstickt, während Philip Vandenbergh, nobel, nobel, aufstand und würdevoll erklärte, er habe keine Zeit mit solchen Kindereien zu verlieren, und Geschäfte seien eine ernste Sache, auch wenn ich davon anscheinend nicht zu überzeugen sei.

Jo Lupino war bereit, mir bei der Verwirklichung meiner Pläne behilflich zu sein. Er ging mit mir zu den drei größten Fernsehanstalten Amerikas, der ABC, der CBS und der NBC, wo er überall Freunde hatte, und öffnete mir, bildlich gesprochen, viele Türen. Dank seiner Hilfe wurde ich überall höflich empfangen, so daß man mich zumindest anhörte.

»Und Sie sind bereit, die notwendige Fernsehzeit zu bezahlen?« fragte man mich erstaunt.

»Selbstverständlich.«

»Das wird Sie ein Vermögen kosten.«

Ich lachte schallend:

»Wenn Sie wüßten, wieviel mein Kaffee mich schon gekostet hat!«

Ich hatte folgende Idee ausgebrütet:

Wenn ich schon meine Hinrichtung erleben mußte – ich meine natürlich nur meine finanzielle Hinrichtung, denn ich hatte nicht die Absicht, Selbstmord zu begehen –, dann wollte ich diese auch gebührend inszenieren. Die letzten vierzehn Tage vor dem Ablauf der mir eingeräumten Rückkaufsfrist sollte in den drei wichtigsten amerikanischen Fernsehfilmen täglich ein sehr kurzer Film (zehn Sekunden nur) gezeigt werden, auf dem ich auf meinem Kaffeeberg auf meiner Insel sitzend erkennbar war. Natürlich würde ich eine außerordentlich melancholische Miene zur Schau tragen (allerdings nicht immer, die Drehbücher sahen auch Momente großer Heiterkeit vor), und meine durchlöchernte, abgeschabte, kaum mehr eines Clochard würdige Kleidung sollte mich als bemitleidenswertes Opfer ausgeben. Dazu als einzigen Text: ›In vierzehn Tagen wird Cimballi keine einzige Kaffeebohne mehr besitzen‹, von einem würdigen Sprecher in dem Ton vorgetragen, in dem normalerweise Staatsbegräbnisse kommentiert werden. Dann, an den folgenden Tagen, kleine Textabänderungen: ›In dreizehn Tagen, in zwölf Tagen...‹, und so weiter, bis zum 29. Juni, dem Vorabend, an dem meine Frist auslaufen würde.

Ich konnte mir an den Fingern der rechten Hand abzählen, daß eine solche Werbekampagne in Amerika großes Aufsehen erregen und zwangsläufig Journalisten aller möglichen Zeitungen und Zeitschriften auf meine Insel locken würde.

Wenn ich schon untergehen mußte, dann wollte ich wenigstens in aller Pracht untergehen, als ›Samurai‹ der Hochfinanz.

Ich hatte mich nicht getäuscht. Nach der dritten Sendung bereits wimmelte es am Strand meiner Insel nur so von Journalisten. Man fragte mich, ob der Mann, dem ich meinen Untergang verdankte, wohl ein ehemaliger Schweizer Privatbankier sei, worauf ich mit *no comment* antwortete und

mein Mienenspiel alle möglichen Kommentare abgab. Ich ließ Champagner an alle ausschenken, so daß die Stimmung, durch die Sonne in der Karibik noch angeheizt, schon bald ihren Höhepunkt erreichte. Kurz, ich machte den Eindruck, als ob ich mich königlich amüsierte.

Am 20. Juni wurde ich über Funk angerufen.

Ich war gerade dabei, in drei Sprachen ganzen Heerscharen von Journalisten meine Kaffee-Abenteuer zu berichten, erwähnte dabei natürlich auch den Safari-Park und die TENNIS-IM-HIMMEL-Clubs (Li und Liu sowie Ute und der Türke sollten wenigstens von der Werbung profitieren!), und achtete eigentlich gar nicht auf das Funkgerät, doch die Stimme ließ nicht locker. Endlich begriff ich, wer mich da so dringend sprechen wollte:

»Ja, Sarah?«

»Franz, laß alles stehen und liegen und komm sofort zu mir.«

Eigentlich hätte ich schon an ihrer Stimme erkennen müssen, daß Sarah keinen Spaß machte, doch ich war zu keiner normalen Reaktion mehr fähig. Sarah fuhr mich beinahe wütend an:

»Franz, es geht um deinen Sohn. Er steht neben mir.«

Ich flog sofort nach Mexiko; Sarah hatte mir gesagt, sie hielt sich im Süden von Mexiko, tief im Süden, viel weiter noch als Acapulco, an einem einsamen Strand auf, der von keinem Touristen je besucht würde, mehr als zweitausendzweihundert Kilometer von der kalifornischen Grenze entfernt, nicht nach Straßenkilometern gemessen, sondern reine Luftlinie, ein völlig verlorenes Nest zwischen dem Ozean und der südlichen Sierra Madre.

Der Privatdetektiv, der mich in Oaxaca am Flughafen abgeholt hatte, hielt an der Stelle, an der ein einsamer Strandabschnitt begann. Wir hatten während der langen Fahrt kaum zehn Worte miteinander gewechselt. Er hatte mir nichts Neues zu sagen. Nachdem er den Motor abgestellt hatte, sagte er zu mir:

»Dieses Haus dort, am anderen Ende des Strandes.«

Ich wollte schon die Tür des Wagens öffnen, da fügte er noch hinzu:

»Wir können auch im Wagen hinfahren, aber wir müßten einen Umweg machen, der zwanzig Minuten in Anspruch nimmt...«

»Nein.«

Ich schüttelte nachdrücklich mit dem Kopf.

»Nein, vielen Dank, wirklich nicht.«

Das Haus, wenn man diese halbverfallene Hütte wirklich als Haus bezeichnen wollte, lag nicht einmal zweihundert Meter von mir entfernt zwischen den Felsen und war vom Strand aus auf einem Pfad mühelos zu erreichen. Kaum hatte ich den Wagen verlassen, da überfiel mich auch schon glühende Hitze

und abgrundtiefe Stille, als ob dieses Stück Erde seit der Erschaffung der Welt nie bewohnt worden wäre. Der Privatdetektiv fragte noch:

»Soll ich auf Sie warten?«

»Nein, nein, lassen Sie nur.«

Ich nahm kaum wahr, daß der Wagen wendete und zurückfuhr. Ich erstickte in dieser glühenden Hitze, doch sie allein konnte meinen Zustand nicht erklären. Gegen meinen Willen beschwor mein Gehirn Bilder, Töne und Worte herauf, die alle mit den längsten zwanzig Monaten zu tun hatten, die ich in meinem Leben hinter mich gebracht hatte: die San Bernardino Mountains, Callaway, der mit den Nachforschungen begonnen, und der Engländer, der sie fortgesetzt hatte, diese unwahrscheinliche Menschenjagd, bei der Chatham immer wieder gemeint hatte:

»Wir nähern uns unserem Ziel, Monsieur Cimbali.«

Und dann der Engländer, vor zehn Monaten, als er resignierte und sagte, er habe alles Menschenmögliche unternommen. Die Bilder der FBI-Beamten tauchten vor meinem geistigen Auge auf, die sich ebenfalls große Mühe gegeben hatten, um Marc-Andrea wiederzufinden, die meiner Schwiegereltern, meiner Rechtsanwälte, meiner Freunde, bis hin zu Marc und Françoise, bis hin zu Catherine – vor allem das Bild Catherines –, und alle dachten das gleiche, ohne es auszusprechen:

»Franz, du bist verrückt, wenn du die Hoffnung immer noch nicht aufgegeben hast. Er ist tot. Du wirst nie erfahren, was eigentlich passiert ist...«

Jetzt erst war ich am Ende dieser langen Suche angelangt, am glücklichen Ende...?

Oben auf dem Weg rührte sich etwas. Drei Silhouetten tauchten auf. Ich erkannte den Engländer, der voranging, stehenblieb und mir mit der Hand ein Zeichen gab, sich dann umdrehte und wegging. Seine Arbeit war erledigt...

Dann erschien Sarah...

Die dritte Silhouette endlich war winzig klein.

Ich mußte mich räuspern.

Sarah ging den Pfad vom Haus zum Strand hinunter und hielt das Kind an der Hand. Endlich gelang es mir, mich aus meiner Unbeweglichkeit zu lösen. Ich ging an dem heißen Strand entlang, immer schneller werdend, bis ich endlich lief wie ein Verrückter – und dann abrupt stehenblieb, nur zwei Meter von den beiden entfernt.

Sarah ließ die Hand des Kindes los, ging ein paar Schritt beiseite, drehte uns den Rücken zu und starrte auf den Pazifik, als ob es dort etwas Besonderes zu entdecken gäbe.

Ich schaute zu Marc-Andrea; Marc-Andrea schaute mit seinen großen, goldenen Augen mich an. Er war nackt und tief gebräunt, offensichtlich gesund und munter. Um seinen Hals hing das Medaillon, das Joachim für ihn aus Kenia mitgebracht hatte und auf dem auf der einen Seite Unsere Liebe Frau von Fatima und auf der anderen Seite Eusebio, der Fußballstar, abgebildet war.

Ich brachte kein Wort heraus. Nach langem Schweigen beugte er ein wenig seinen Kopf zurück und fragte sehr ernst auf Englisch:

»Bist du mein Papa?«

Ich hörte seine Stimme zum ersten Mal.

Langsam machte ich die drei Schritte, die uns noch voneinander trennten, und sank auf die Knie, ohne es zu wagen, ihn zu berühren; eine merkwürdige Scheu hatte mich überfallen.

»Sarah sagt, du bist mein Papa. Bist du mein Papa?«

Ich heulte, wie ich noch nie in meinem Leben geheult hatte. Lange Zeit konnte ich nichts anderes tun als mit dem Kopf zu nicken. Ich brachte einfach keinen Ton heraus. Endlich nahm

ich ihn in meine Arme und vergaß die Welt. »Ja. Ja, ja, ich bin dein Papa.«

»Ich nehme an«, sagte Sarah, die sich noch lange abseits gehalten hatte, »daß ich dir eine Erklärung schuldig bin.«

Auf Englisch nennt man ein solches Verhalten ein Understatement, eine Untertreibung. Sarah schuldete mir in der Tat einige Erklärungen, das war wohl das mindeste, was man behaupten konnte.

»Franz, dein Engländer ist an allem schuld«, sagte sie und fragte mich, ob ich ihn nicht vorher gesehen habe. Natürlich hatte ich ihn gesehen. Kurz zusammengefaßt, hatte sich die Geschichte folgendermaßen abgespielt:

Der Engländer hatte Sarah zu Beginn seiner Untersuchung in Montego Bay besucht, so wie er mit jedem Menschen Kontakt aufgenommen hatte, der mich kannte und der unter Umständen in die Entführung meines Sohnes verwickelt sein konnte.

»Ich hatte ihn gebeten, nicht mit dir über mich zu sprechen. Anscheinend hatte ihm mein Hotel gefallen...«

Im Dezember war er, diesmal zusammen mit seiner Familie, wieder nach Jamaika geflogen, um dort einige Urlaubstage zu verbringen, und hatte Sarah erzählt, daß die Suche nach Marc-Andrea definitiv eingestellt worden sei, unter anderem auch aus finanziellen Gründen.

»Ich war schockiert, wütend, richtig durcheinander. Ich wollte einfach nicht glauben, daß man nichts mehr unternehmen konnte.«

Sie hatte den Engländer bekümmert, er möge doch unbedingt die Untersuchung wieder aufnehmen, nicht an dem Punkt, an dem er aufgehört hatte, sondern an einem ganz anderen.

»Auf deine Kosten, Sarah?«

»Auf meine Kosten. Was glaubst du denn eigentlich? Ich habe Geld, ich verdiene schließlich ausgezeichnet. Ich wollte nicht, daß der Engländer mit dir darüber spricht. Warum dich quälen, wenn die Suche wieder erfolglos verlaufen sollte?«

Die Untersuchung dort wiederaufzunehmen, wo sie noch nie durchgeführt worden war, das hieß nichts anderes, als sie bis in den tiefen Süden Mexikos auszudehnen. Wenn die erste Voraussetzung richtig war, daß nämlich die geheimnisvollen Camper, deren Anwesenheit vom Computer als gesichert festgestellt worden war, nach dem südlichen Mexiko geflohen und nicht im Norden geblieben waren, denn dort hatte der Engländer selbstverständlich schon gesucht, genau wie in Kanada.

»Franz, ich habe ihn gebeten, die Nachforschungen bis nach Chiapas und wenn notwendig sogar bis nach Guatemala auszudehnen. Er hat das auch getan und vor allem nach jungen Amerikanern gesucht, die mit einem Kleinkind unterwegs waren. Monatelang ohne greifbares Ergebnis, zum Verzweifeln. Vor zwei Tagen erst hatte man ihm berichtet, daß hier in Puerto Escondido zwei junge Amerikaner an einer Überdosis gestorben seien...«

Amerikaner, die allerdings mexikanischer Herkunft gewesen waren und ausgezeichnet Spanisch sprachen. Zu viert hatten sie das ›Haus‹ an der Küste bewohnt, und zwei von ihnen waren so schnell wie es nur ging verschwunden, nachdem ihre Freunde mit Drogen praktisch Selbstmord begangen hatten. Genauso schnell, wie sie damals aus dem Gebiet der San Bernardino Mountains verschwunden waren, nachdem Catherine von ihnen diese verhängnisvolle Spritze bekommen hatte, an der, so hatten die Amerikaner fest angenommen und deswegen auch die Flucht ergriffen, sie gestorben war. Nur eine im Grunde sehr anständige Regung hatte sie veranlaßt,



Marc-Andrea mitzunehmen: Sie wollten den neunmonatigen Knaben nicht allein neben seiner ›toten‹ Mutter zurücklassen.

»Und was sollten sie dann später unternehmen, nachdem sie erfahren hatten, daß Catherine mit dem Leben davongekommen war? Wenn sie es überhaupt erfahren hatten? Sich selbst anzeigen? Man hätte sie wegen Kindesentführung und Drogenmißbrauch angeklagt. Natürlich hatten sie Angst. Denn die Spritze stammte von ihnen, und sie hatten sie Catherine gegeben. Dazu kommt, daß Marc-Andrea ganz einfach hinreißend ist. Sie haben sich nicht nur an ihn gewöhnt, sondern liebten ihn...«

Wir gingen an dem heißen Strand auf und ab und hatten Marc-Andrea zwischen uns genommen.

»Er sieht dir ähnlich«, sagte Sarah.

Von den goldenen Augen einmal abgesehen, die eindeutig von Catherine stammten.

»Er sieht dir wirklich ähnlich!« wiederholte Sarah.

Sie versuchte zu lachen:

»Wirklich, der Arme hat keine Chance, einmal so auszusehen wie du...«

Plötzlich fing sie an zu heulen, und mir ging es auch nicht viel besser.

Wir gingen zum Wagen und fuhren die Küste hoch bis nach Acapulco, wo wir drei Tage blieben. Sarah behauptete von Zeit zu Zeit, ohne wirklich überzeugend zu wirken:

»Ich muß dringend nach Jamaika zurück; in meinem Hotel warten sie auf mich...«

Worauf ich immer antwortete:

»Geh zum Teufel mit deinem Hotel!«

Früher hätte sie mir bei einer derartigen Bemerkung ohne zu zögern eine Ohrfeige versetzt und wäre auf der Stelle abgereist. Doch dieses Mal gab sie nach – nicht nur wegen mir,

sondern vor allem wegen des Glücks, zusammenzusein, zu dritt.

Wir ließen uns viel Zeit. Ich war nicht nur glücklich, Marc-Andrea bei mir zu haben, der sein Abenteuer anscheinend unbeschadet überstanden hatte, sondern ich wollte ihn auch kennenlernen und ihm Zeit lassen, so daß er mich kennenlernen konnte. Mit dem Wagen fuhren wir weiter die mexikanische Küste hoch; mit unglaublicher, beinahe kindlicher Freude stürzten sich Sarah und ich in Kindergeschäfte und besorgten für Marc-Andrea, was wir für notwendig hielten, und was natürlich viel zuviel war.

Anschließend flogen wir dann nach Kingston, Jamaika, und fuhren von dort weiter nach Montego Bay, wo die Antwort der Familie Jeffries vorlag, der ich von Acapulco aus die Neuigkeit telegraphisch übermittelt hatte. Sie baten um ein Treffen. Ich antwortete nur: »Meinem Sohn geht es gut.«

Ich allein hatte nie die Hoffnung aufgegeben, daß Marc-Andrea noch am Leben war; die anderen hatten ihn alle für tot gehalten. Jetzt sollte er auch bei mir aufwachsen und großwerden. Nach den Abscheulichkeiten, die Alec Jeffries begangen hatte, konnte die Familie wirklich nicht erwarten, daß ihr die Sorge für meinen Sohn anvertraut würde.

Auch andere Nachrichten waren für mich eingetroffen, von den Lavaters, Li und Liu, Rosen, Lupino und vielen anderen. Vor allem Rosen und Lupino hatten mehrmals um sofortigen Rückruf gebeten.

Ich warf den ganzen Krempel in den Papierkorb.

Ich weiß nicht, warum ich mir das Hotel, in dem Sarah arbeitete, immer als eine Art Familienpension vorgestellt hatte. In Montego Bay leitete sie nicht nur eines der größten Hotels, und dort gibt es wirklich bedeutende Hotelpaläste, sondern

gleich zwei. Und das war noch nicht alles: Sie überwachte noch ein drittes, das dreihundertfünfzig Kilometer entfernt auf der Insel Grand Cayman lag, von drei anderen in Spanish Town, Kingston und Savannah ganz zu schweigen. Sie war die Chefin einer richtigen Palastkette und hatte ein Privatflugzeug zu ihrer Verfügung. Und ein eigenes Haus.

In dem am Morgen des 25. Juni das Telefon für mich läutete. Jo Lupino war am Apparat:

»Um Himmels willen, Franz, warum hast du dich nie gemeldet? Seit Tagen suchen wir dich wie eine Stecknadel!«

Während mir Lupino völlig aufgeregt die Nachricht durchgab, die alles umstürzen sollte, was in den letzten Tagen und Wochen von mir als gesichert hatte hingenommen werden müssen, schaute ich meinem Sohn zu, der am Strand von Montego Bay vergnügt spielte, so daß es erst einige Zeit brauchte, bis ich wirklich begriff, was er mir da von New York aus ins Ohr schrie:

»IT'S FREEZING, FRANZ!« wiederholte er immer wieder. »Franz, hörst du mich? It's freezing, es friert, die Kaffeesträucher erfrieren!«

Dieser Frost, der die Kaffee-Pflanzer zur Verzweiflung brachte, sollte für mich eine totale Umwälzung meines Schicksals bedeuten. Der Wetterumschlag hatte sich bereits am 20. Juni abgezeichnet, an dem Tag, an dem Sarah mich aus dem tiefen Süden Mexikos angerufen hatte, und sich in den folgenden Tagen bestätigt, in denen ich nicht erreichbar gewesen war, denn ich hatte niemandem auf Maria Cay gesagt, wohin ich geflogen war.

Die Zahlen sprachen für sich: Innerhalb von zehn Tagen war der Kurs des Kaffees auf einhundertneunzig Cent pro Pfund gestiegen, der Preis, zu dem ich meinen zweiten Auftrag vor nun fast zwei Jahren erteilt hatte. Die von den Kaffeeplantagen langsam durchsickernden Nachrichten ließen auf den

schlimmsten Frost schließen, der seit fünfzehn Jahren die kaffeeproduzierenden Länder Südamerikas heimgesucht hatte.

Am 27. Juni überstieg der Kurs die symbolische Marke von zweihundert Cent pro Pfund; mich trennten noch drei Tage von dem schicksalshaften 30. Juni, an dem die rotchinesischen Bankiers Geld oder Ware sehen wollten.

Ich war nach Boston geflogen zum Onkel von Philip Vandenbergh, dem Bankier, der mich verteuftelt an seinen Neffen erinnerte.

Eiskalt wurde ich gemustert, als der mächtige Bankchef sich langsam vortastete:

»Mein Neffe hat mir viel Gutes über Sie erzählt, Mister Cimbali.«

»Das erstaunt mich keineswegs; wir verehren einander sehr.«

»Ich hätte Ihnen bereits einmal beinahe fünfundzwanzig Millionen Dollar geliehen.«

»Die Preise haben inzwischen angezogen; ich bräuchte jetzt dreißig. Schließlich will auch die Familie leben.«

Als ich diesen Bankier besuchte, hatte ich meinen Sohn mitgenommen, von dem ich mich unter keinen Umständen mehr trennte. Ohne sich zu genieren, inspizierte Marc-Andrea das riesige Büro in der Berkeley Street und zog alles aus den Regalen, was ihn interessierte.

Ich lächelte Vandenberghs Onkel gewinnend an:

»Und ich bin mir sicher, daß Sie zustimmen werden.«

Ich war mir sicher, daß er einen meiner Fernsehspots gesehen oder zumindest von diesen Spots gehört hatte:

»In vier Tagen wird Cimbali keine Kaffeebohne mehr besitzen«, hatte es am Vorabend geheißen.

Und er hatte natürlich auch zumindest eine der vielen Reportagen gelesen, die Cimbali, Vater und Sohn, gewidmet worden waren. Ich lächelte den Onkel noch gewinnender an:

»Wollen wir wetten?«

Er stimmte zu.

Nicht nur, weil die öffentliche Meinung auf meiner Seite stand und er durch diese Geste die Großherzigkeit seiner Bank ganz Amerika demonstrieren konnte.

Vor allem natürlich, weil für ihn dieser Kredit ein ausgezeichnetes Geschäft war. Seit einem Jahr hatte ich alle Banken dieser Welt auf der Suche nach einem Kredit abgegrast, der es mir erlauben würde, die Ansprüche meiner Makler zu befriedigen; mein Ansinnen war immer abgelehnt worden; einmal auf Grund des von Martin Yahl ausgeübten Drucks, aber auch weil ich in den Augen aller erledigt war. Doch meine 14752 Tonnen Kaffee waren heute mehr wert als je zuvor; ich war wieder ein interessanter Kunde geworden. Kurz, man mochte mich.

Ein Hund, der Geld besitzt, wird als Herr Hund angeredet.

Aber, werden manche meiner Leser fragen, aus welchem Grund war eine Bank bereit, mir für meinen Kaffee Geld zu leihen, der von den Agenten der chinesischen Bank keine Sekunde aus den Augen gelassen wurde und mir in drei Tagen auch offiziell nicht mehr gehören würde?

Keine Schwierigkeit: Vandenberghs Onkel hatte meinen Vertrag mit der rotchinesischen Bank genau studiert und auch von seinen Experten prüfen lassen.

»Und was bieten Sie mir an, Mister Cimbali?«

»Rückzahlung innerhalb von drei Monaten zuzüglich Zinsen und Unkosten; dazu 2 % vom Verkaufserlös beim Verkauf meines Kaffees.«

Der Onkel zog sich mit seinen Beratern zurück; einige Telefongespräche, um sich zu vergewissern, daß der Kaffee-Kurs weiterhin nach oben kletterte, usw. Eine Stunde verstrich, während der ich mit Marc-Andrea in einem der Nebenzimmer spielte. Dann holte mich der Onkel wieder:

»Sie werden sicher verstehen, daß wir in den Kreditvertrag eine Klausel aufnehmen, in der Sie uns das Recht zugestehen, den Kaffee zu überwachen.«

»Selbstverständlich.«

Von dieser Minute an, bis zur Rückzahlung des Kredites, wachte Philip Vandenberghs Onkel nicht nur über meinem Kaffee, sondern auch über mich. Was wirklich selbstverständlich war, denn dadurch, daß die Bostoner Bank die dreiundzwanzig Millionen der chinesischen Bank überwies, war ich wieder uneingeschränkter Herr über diesen Schatz geworden und konnte mit ihm anstellen, was ich wollte.

Das Glück blieb mir treu.

Ich hätte den Kaffee bereits am 1. Juli oder am Abend des 29. Juni verkaufen können, denn zu diesem Zeitpunkt hatte mir die Bostoner Bank bestätigt, daß der Kredit der rotchinesischen Kollegen zurückgezahlt worden war.

Doch hatte ich mich entschlossen, in aller Ruhe abzuwarten, obwohl mich Rosen und nach einer gewissen Zeit auch Lupino zum Verkauf drängten. Ich war mir aber sicher, daß das Glück nach dieser langen Pechsträhne wohl noch eine Weile auf meiner Seite bleiben würde.

Anfang September kostete das Pfund Kaffee 380 Cents. Ich hatte sieben Wochen mit dem Verkauf gewartet, meine Rechtsanwälte zum Wahnsinn getrieben und wenige Tage vor dieser Rekordmarke zu dem immer auch noch schönen Tagespreis von 350 Cents pro Pfund verkauft, was bei 14752 Tonnen die stolze Summe von einhundertdreizehneinhalb Millionen Dollar erbrachte.

Nachdem meine Schulden bei der Bostoner Bank beglichen waren, verblieben mir noch 78000783 Dollar und 28 Cents. Ich hatte keine Schwierigkeiten, die Villa in Saint-Tropez

zurückzukaufen... Und die Anteile am TENNIS-IM-HIMMEL...

»Franz!«

»Alles in allem würde mir wohl...«

»Wenn du nicht sofort damit aufhörst, das alles zum hundertsten Mal durchzukalkulieren, kannst du mit einem sicher rechnen: mit einer großen Beule auf dem Kopf!« fuhr mich Sarah an. Und setzte gleich noch eines drauf:

»Und, Cimballi, Franz, wenn du einen deiner idiotischen Pläne aushecken willst, mit deren Hilfe du dich an Horst und Yahl zu rächen gedenkst, oder auch an deinem Ex-Schwiegervater, dann mußt du erst mich aus dem Weg räumen!«

Ich schaute sie an, wie sie da, nahtlos gebräunt, nackt vor mir stand; sie hatte sogar auf den winzigen weißen Badeanzug verzichtet. Neben ihr mein Sohn, ebenso nackt wie sie und ebenso schön...

»Nein, es wäre wirklich schade, dich aus dem Weg zu räumen!«

Wir hielten uns, endlich allein und ohne Kaffee, auf unserer einsamen Insel auf, wo eine paradiesische Ruhe herrschte und die Vögel den einzigen Lärm verursachten.

Wie im Schnellraffer liefen viele Bilder vor mir ab: Fezzali, in Disney world riesige Eisportionen verschlingend – was war aus ihm geworden? Würde ich das je erfahren? – Horst, der meinen Scheck im Biltmore-Hotel in New York verbrannte; Catherine in der Klinik von Beverly Hills nach Marc-Andreas Geburt; Marc Lavater im Koma nach seinem Unfall bei Sorrent; Ute, mit ihrem rettenden Scheck über vier Millionen

Dollar; Maria de Santis in New Orleans; Yahls Doppelgänger, der angesichts der auf ihn gerichteten Waffe entsetzt schrie; Li und Liu als gelbgesichtige Tarzans; Duke Thibodeaux in seinem Schaukelstuhl. Und natürlich all die anderen: der Türke, Joachim, Rosen, Lupino, Vandenbergh, Hazzard, Callaway, Flint, der Engländer...

Alle hatten an diesem gigantischen Kampf gegen Martin Yahl teilgenommen.

Mein Schwiegervater Alec Jeffries, der mich verraten hatte...

Wie sollte ich je die verlassene Ranch in Arizona vergessen, die leblose Catherine in den San Bernardino Mountains, Marc-Andreas Entführung, diese zwanzig Monate voller Leiden und Verzweiflung?

Die Bilder vermischten sich...

In diesem Augenblick, wo die Ereignisse der vergangenen Monate vor mir abliefen, verstand ich endlich den Satz, den ich auf einem der Papiere gefunden hatte, die von meinem Vater in der Villa in Saint-Tropez für mich deponiert worden waren und die sein Testament darstellten:

*›Was immer du auch als Finanzier tun wirst, welche Vorsichtsmaßnahmen du auch ergreifst, wie sehr du dich absicherst, eines darfst du nie vergessen: Du mußt immer darauf gefaßt sein, daß eines Tages der Tag kommen wird, an dem du bezahlen mußt, bar, CASH!‹*

ANDRÉ CIMBALLI  
Saint-Tropez, im Juli 1956